



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

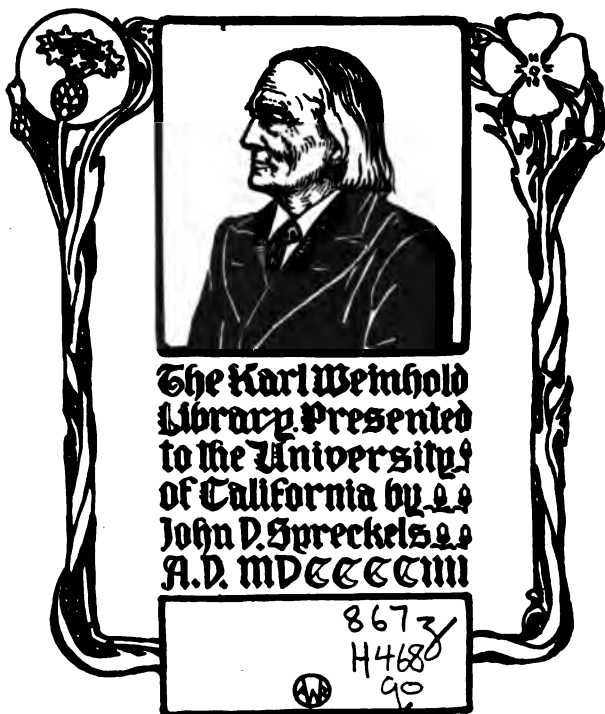
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



98 14 509



The Karl Weinhold
Library Presented
to the University
of California by L. A.
John D. Spreckels L. A.
A. D. M D C C C C M

8673
H468
90
Ⓢ









GOETHE'S MUTTER.

Nach dem Original im Besitze der Frau M. Heuser Nicolovius in Cöln.

Forbes Hall



Goethes Mutter

Ein Lebensbild nach den Quellen

von

Dr. Karl Seinemann.

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Hellogravüren.

Deshalb sind Briefe so viel wert,
weil sie das Unmittelbare des Daseins
aufbewahren.

Goethe, Briefe der Mutter.



Leipzig 1891

Verlag von Artur Seemann.

Friedrich Zarncke

in Verehrung und Treue

gewidmet.

1887

Vorwort.

Ottokar Lorenz bemerkt in seinem vielbesprochenen Buche: „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben,“ es scheine ihm manchmal, als würden die Geschichtsbücher in Deutschland von lauter Hagestolzen verfaßt, die von der Bedeutung der Frau keine gute Meinung hätten: er vermißt den Respekt vor den Müttern in der Geschichte. Und mit Recht. Wird doch der bekannte Ausspruch Schopenhauers, daß das Kind seine geistige Begabung von der Mutter ererbe, durch hunderte von Beispielen bestätigt, und dennoch schauen wir uns vergeblich nach Biographien der bedeutenden Frauen um, nach Darstellungen, die den geistigen Zusammenhang unserer großen Männer und ihrer Mütter und den stillen, aber darum nicht weniger bedeutenden Einfluß der Mutter nachzuweisen versuchen. Selbst die Königin Luise hat unter den Männern deutscher Wissenschaft noch keinen Biographen gefunden.

So werde denn mit der glücklichsten und herrlichsten aller Mütter der Anfang gemacht. Die Frau mit dem freien und edlen Herzen, mit dem ewig sonnigen Gemüt und dem unzerstörbaren Glauben, die in ihrem Leben die schöne Forderung des großen Sohnes so herrlich erfüllt hat:

„Nur wo du bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich!“

sie trete jetzt selbst vor uns in ihren Thaten und Worten.

Ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes möchte „Goethes Mutter“ werden, ein Buch, in dem unsere Frauen und Jungfrauen Erquickung in

trüben und heiteren Stunden schöpfen, in dem sie vor allem die schönste Kunst der Frau lernen können, die Frau Rat wie keine andere verstand, ihre Umgebung beglücken.

Um diesem Leserkreis das Buch genießbar zu machen, mußte gar manches dem Goethekenner Bekannte von neuem, manches an mehreren Stellen gesagt werden. Nicht weniger aber war es mein Bestreben, der ernstestn Forschung zu genügen, was hoffentlich der Abschnitt: „Duellen und Nachweise“ darlegen wird.

Daß der Bilderschmuck des Buches so reich hat werden können, verdanke ich vor allem dem Manne, dem sein getreuer und dankbarer Schüler dies Buch gewidmet hat, ferner der hochverehrten Ururenkelin der Frau Rat, der Frau Marie Heuser-Nicolobius in Köln, dem Herrn Geheimen Regierungsrat Herman Grimm in Berlin, dem Herrn Dr. med. W. Vulpianus in Weimar und dem Herrn Rud. Brockhaus in Leipzig, denen allen mein aufrichtiger Dank für immer bewahrt bleiben wird.

Dem für mich sehr empfindlichen Mangel eingehender Kenntnis des alten und neuen Frankfurt haben Frankfurter Gönner und Freunde in freundlicher Weise abgeholfen; insbesondere die gelehrte Kennerin der Geschichte des Frankfurter Theaters, Frau Elisabeth Menzel, der Vorsitzende des Hochstifts, Herr Prof. Dr. Valentin und der Herr Archivar Dr. Jung.

Am meisten aber schulde ich Dank für mannigfache, immer bereitwilligst gewährte Belehrung dem ehrwürdigen Nestor der Litterarhistoriker, Herrn Prof. Heinrich Dünker. Ueber alles, was ich fremder Hilfe verdanke, giebt der Anhang genauen Aufschluß.

Der große Sohn hat es richtig gefühlt, daß nichts die Mutter so charakterisire wie ihre Briefe. Daher soll, wo immer Briefe erhalten sind, Frau Aja selbst das Wort haben.

„Wer die Orthographie dieser Briefe ändern, das heißt richten und regeln wollte,“ sagt Suphan in der Einleitung zu der Ausgabe der Briefe an den Sohn, „wird bald einsehen, daß heute nicht möglich ist, was weiland der Schreiblehrer und selbst der Herr Rat Goethe lobesam nicht fertig gebracht haben: der Frau Rat das „Bustawieren“ und die „Etikette“ des richtigen

Schreibens zu lehren“. Drucker und Verfasser dieses Buches haben die Wahrheit dieser Worte zur Genüge erfahren; aber dennoch den Versuch, die Rechtschreibung der Frau Kat der modernen anzugleichen, gemacht. Einige buchstabengetreu abgedruckte Briefe werden in ihre eigentliche Schreibweise genügenden Einblick gewähren.

Leider fließen diese und andere Quellen für die erste Lebenshälfte der Frau Kat sehr spärlich. Ich habe diesen Mangel zu ersetzen gesucht durch die Schilderung ihrer Umgebung, selbst auf die Gefahr des Vorwurfs hin, hier über den Rahmen des Themas hinausgegangen zu sein. Daß insbesondere die Beziehungen zum Sohn nicht bloß hier, sondern überhaupt im Mittelpunkt des ganzen Werkes stehen sollen, das besagt wohl genügend der von mir gewählte Titel.

Das Buch ist in derselben Absicht, wie meine übrigen kleinen Schriften und Aufsätze geschrieben, die Verehrung für den Menschen Goethe, den ja viele noch trennen zu müssen glauben von dem großen Dichter, zu erhöhen oder zu erwecken und so an bescheidenem Teile mitzuwirken zu seines Namens Ruhm und Herrlichkeit.

Leipzig, den 28. August 1891.

Dr. R. Heinemann.



Verzeichniß der Abbildungen.

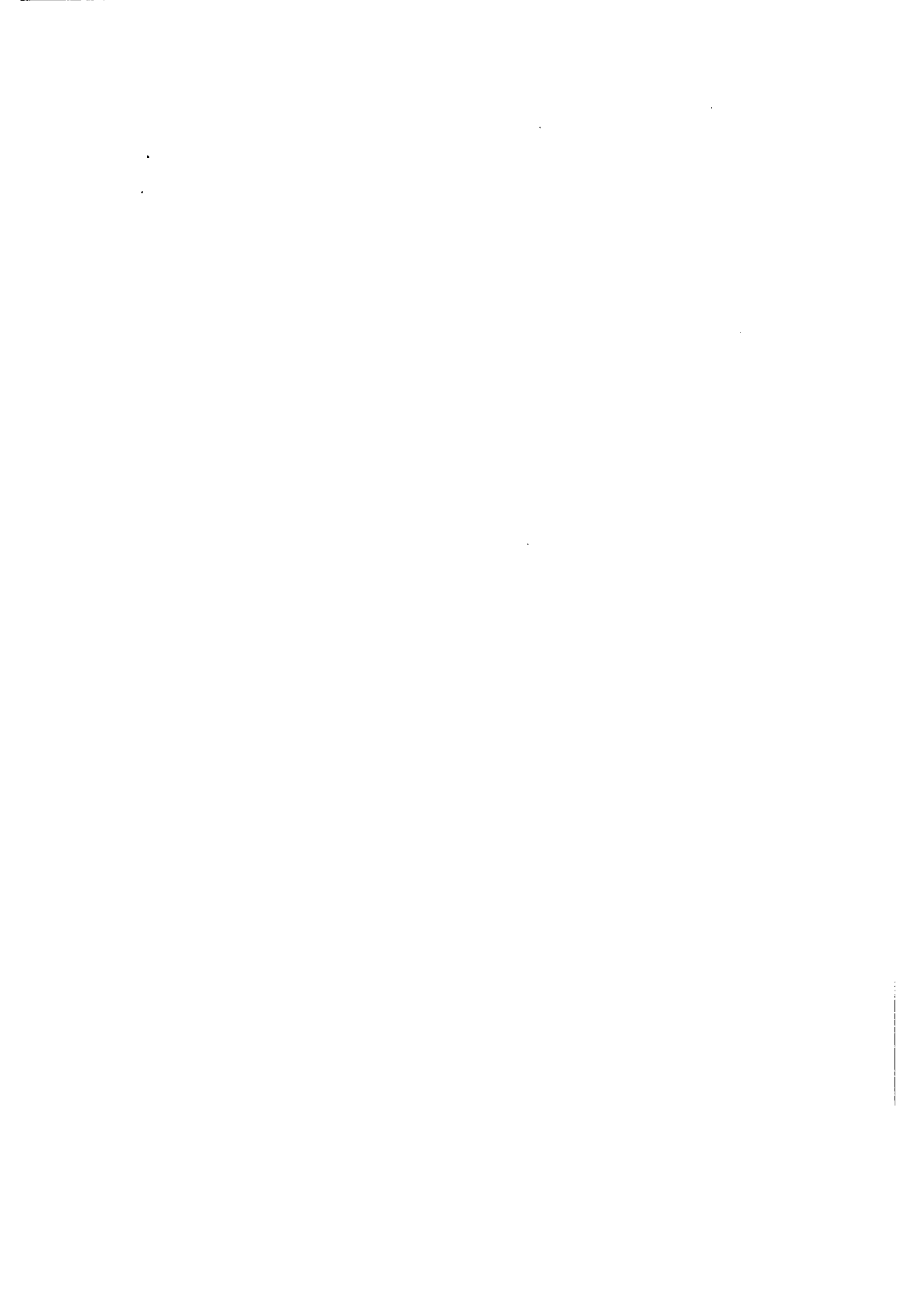
	Seite
Bildniß der Frau Kat, Heliogravüre	Titelbild
J. W. Textor, Goethes Urgroßvater	zu 4
Goethes Großmutter	zu 6
Das Goethische Stammhaus in Urtern	14
Das Goethehaus in Frankfurt a. M.	27
Grundrisse des Goethehauses	28
Zeichnung Goethes von seinem Zimmer	30
Das Familienbild, Heliogravüre	zu 34
Cornelia Goethe	45
S. R. v. Klettenberg	51
F. G. Schloffer	61
Lavater	67
Frau von La Roche	76
Zimmermanns Tochter	87
Jung-Stilling	90
Klinger	94
Die vier Haimonskinder	105
Silhouette von Lenz	113
Portrait von J. M. R. Lenz	117
Anna Amalia	132
Goethe, nach dem Oelgemälde von Mah	141
Goethes Vater, Relief von Melchior	142
Goethes Mutter, ebenso	143
Frau von Branconi	zu 151
Schattenrisse von Goethes Eltern	156
Facsimile eines Briefes an Frau von Stein	zu 206
Silhouette von Goethes Mutter	261
Christiane von Goethe geb. Vulpius	zu 270
Christiane und August	278
Silhouette aus Augusts Tagebuch	281

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
I. Katharina Elisabeth Textor.		Goetz von Berlichingen und Werther	65
Das Geschlecht Textor	3	Schönborn, Lavater	66
Der Stadtschultheiß Textor	4	Klopstock	70
Elisabeths erste Jugend	8	Fräulein von Klettenbergs Tod	70
Die Goethische Familie	13	Vater und Sohn	72
Johann Kaspar Goethe	15	Anna Sibilla Münch	74
		Sophie von La Roche	75
		Mage Brentano	78
II. Frau Uja.		Die Brüder Jacobi und Tante	
Die ersten Jahre der Ehe	20	Fahlmer	81
Die nächsten Verwandten	21	Lili	82
Charakter des Gatten	22	Katharina Zimmermann	86
Wolfgangs Geburt	24	Jung-Stilling	89
Wolfgangs erste Lebensjahre	25	Stürmer und Dränger	92
Der Umbau des Hauses	26	Die Brüder Stolberg	95
Politische Parteien	32	Zimmermann	100
Der Graf Thoranc	32	Karl Augusts Einladung	101
Das Familienbild	34	Wolfgangs Abreise	103
Der Unterricht Wolfgangs	34		
Die Bibel	36	III. Die Mutter des großen Dichters.	
Der Messias	37	Eintritt in Weimar	109
Verkehr des Knaben	37	Lenz und Klinger in Weimar	112
Die Gretchenepisode	40	Kaufmann	115
Wolfgangs Abreise nach Leipzig;		Lenzens Bahnsinn	116
Cornelia	43	Die Samstagmädels	118
Die Herrnhuter	52	Briefe an Krespel	120
Wolfgang in Strahburg	55	Corneliens Tod	122
Der junge Advokat	56	Schlossers zweite Ehe	124
Merck	58	Weimarer Freunde	125
Corneliens Verlobung	60	Kammermusikus Kranz an Goethes	
Charlotte Buff; Susanna Münch	62	Mutter	129
Corneliens Hochzeit	64		

	Seite		Seite
Anna Amalia	131	Wiedersehen in Frankfurt	217
Luiſe von Göchhaufen	138	Kriegsleiden und Bedrängniß	218
Karl Auguſt mit Wolfgang in Frankfurt	140	Frau Mat als Patriotin	233
Wielands Oberon	150	Frankfurter Freunde; Verkauf des Hauſes	239
Frau von Branconi	151	Die neue Wohnung auf dem Roßmarkt	242
Zweiter Beſuch der Herzogin	152	Die Verwandten und der engere Freundeskreis	243
Nicolai	156	Die Familien Bethmann	247
Trübe Stunden	159	Dramatiſche Aufführungen	249
Häuſliches Leben	161	Frau Mat als Großmutter	251
Tod des Herrn Mat	166	Die Briefe an die lieben Enkelkinder	253
Frau Mat als Theaterfreundin	166	Mutter und Sohn	261
Großmann	168	Crabb Robuſon	262
Der Goetz auf der Frankfurter Bühne	176	Frau von Staël	263
Unzelmann	179	Alexander von Humboldt	267
Häuſliches Leben	187	Gäſte aus Weimar	267
Mercks Leiden und Ende	189	Chriſtiane	270
Ende des Briefwechſels mit Anna Amalia	190	Auguſt von Goethe	277
Elife von der Neſte	194	Goethes letzter Beſuch; Sorgen der Mutter	286
Lavaters letzter Beſuch	195	Die Werke des Sohnes	290
Frau von Knigge	196	Verehrung Schillers	300
Keſtner und Lotte	196	Drama und Oper	301
Tod Joſeph's II; Kaiſerkrönung	197	Theaterangelegenheiten	304
Luiſe und Friederike von Mecklenburg	199	Die Familie La Roche-Brentano	313
Königin Luiſe	203	Clemens Brentano	319
Frau von Stein	206	Bettina	321
Fritz von Stein	207	Das Ende	332
Wolfgang's italieniſche Reiſe	214		

Katharina Elisabeth Textor.





Man liebt es zur Zeit, die Charaktereigenschaften großer Männer bei ihren Vorfahren so weit als möglich zurück zu verfolgen und nachzuweisen. Kant, Klopstock, Lessing, Norddeutsche vom Scheitel bis zur Sohle, weisen auch in den ältesten Ahnen auf kein anderes Land hin. Schiller und Wieland sind echte Kinder des Südens. Unser größter Dichter ist auch darin univiersell, daß er in der Abstammung seiner Vorfahren den Norden und Süden vereinigt. Nicht nur, daß der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe, obgleich in Frankfurt geboren, in dem gewaltigen Ernst seiner nüchternen Lebensauffassung, in der Betonung des Sittlichen, in einer gewissen pedantischen Schwerfälligkeit deutlich den Norddeutschen verrät, sein Vater stammte auch wirklich aus Thüringen, war in Artern a. d. Unstrut geboren und erst nach Frankfurt verzogen. Aber unserem großen Dichter scheint das vom Großvater vererbte Blut nur die Färbung verliehen zu haben, die ein einseitiges Hervortreten der süddeutschen Natur verhinderte. In seinem Empfinden und Denken war er ein Süddeutscher und ist es geblieben, obwohl er den größten Teil seines Lebens unter dem „kimmerischen Himmel“ Thüringens und „in der Niedertracht nordischer Umgebung“ zugebracht hat. So ist es auch das Erbteil des Geschlechts der Mutter, das den Grund zu der Größe des Dichters gelegt hat.

Das Geschlecht Textor.

Georg Weber in Weikersheim a. d. Tauber im württembergischen Jagstkreis ist — in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts — der älteste nachweisbare Ahne Goethes mütterlicherseits. Da er seinem deutschen Namen das lateinische Gewand gab, war er wohl, wie fast alle seine Nachkommen, ein Gelehrter. Sein Sohn Wolfgang Textor, Kanzleidirektor des Grafen

Hohenlohe-Langenburg († 1650), tritt uns schon durch seinen Vornamen etwas näher; sein Sohn, der sogar beide Namen Johann Wolfgang führte, erst Professor der Jurisprudenz an der Universität in Altorf, später in Heidelberg war, interessiert uns deshalb, weil er, als Syndikus in die freie Stadt Frankfurt berufen, 1690 das Geschlecht in diese Stadt verpflanzte. Der Sohn Christoph Heinrich, später Advokat und Kurpfälzischer Hofrat, geboren 1673, beschloß, sich hier heimisch zu machen. Er heiratete eine Frankfurterin, die Tochter des Handelsmannes Appel und brachte hierdurch das in „Dichtung und Wahrheit“ wiederholt genannte Haus, — es brannte bei der Beschließung durch die Franzosen im Juli 1796 ab, — in den Besitz der Textorschen Familie. Von fünf Kindern erhielt der älteste am 11. Dezember 1693 geborene Sohn die Vornamen des Großvaters Johann Wolfgang; er wurde der Vater der Frau Uja und unseres großen Dichters Großvater. Von seinen Geschwistern heiratete Anna Maria, 1701 geboren, den General von Hoffmann, der in Frankfurt seinen Wohnsitz hatte; der Bruder Johann Nikolaus eine geborene von Klettenberg. Es lag in dem Herkommen der Familie, daß Johann Wolfgang die Rechte studierte. Er promovierte 1715 in Altorf und ging dann, wie später sein großer Enkel, nach Wehlar, um sich bei dem Reichskammergericht praktisch auszubilden; daneben hielt er Vorlesungen über Kameralprozess. Hier trat er bald in nähere Beziehungen zu dem ebenfalls aus Frankfurt stammenden Kammergerichtsprokurator Cornelius Lindheimer, dessen dritte, um achtzehn Jahre jüngere Tochter er im Jahre 1727 heiratete. Eine in demselben Jahre ergangene Berufung in den Rat der freien Stadt Frankfurt führte ihn baldigt in die Heimat zurück. Das junge Paar wohnte zuerst in dem elterlichen Hause in der Friedberger Gasse. Nachdem ihnen zwei Söhne kurz nach der Geburt gestorben waren, wurde ihnen am 19. Februar 1731 eine Tochter geboren, die die Namen Katharina Elisabeth erhielt.

Der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor.

Während die älteren Vorfahren der Frau Uja und Goethes für uns mehr oder weniger wesenslose Schatten sind, deren Existenz und Namen erst der rastlose Fleiß der Goethefreunde aufgedeckt hat, ist der Großvater Johann Wolfgang uns eine wohlbekannte Person durch des großen Enkels prächtige Schilderung in Dichtung und Wahrheit. Zu der Zeit, von der Goethe spricht, bekleidete er längst die höchste Würde der freien Reichsstadt, „eine ehrfurchtgebietende Gestalt“, deren Würde durchaus nichts verliert in der Schilderung seiner Lieblingsbeschäftigung, der Pflege der feineren Obstsorten und der Blumen-



Johann Wolfgang Textor, Goethes Uurgroßvater.
Holzschnitt nach einem Sitze.



zucht in seinem Garten auf der Friedberger Gasse, bei der er als sparsamer Mann sich der ihm beim Pfeisegericht geschenkten lederen Handschuhe bediente. „So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alcinous und Laertes hätte vorstellen können“. Sehr wohl stimmte zu dieser Würde die stets gleichmäßige wohlthuende Ruhe und Stille, die ihn oft als wortkarg erscheinen ließ, die große auch von seinen Gegnern anerkannte Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Amte, die Neigung zu einem Tag für Tag in gleichem Geleise sich abspielenden Leben, die sogar nicht die kleinste Veränderung in seinen Zimmern duldete und mit der sich auch sehr wohl in der Erholungslektüre eine Vorliebe für Reisen, Seefahrten und Entdeckungen vereinigt denken läßt.

Er gelangte schnell zu hohen Ehren. Im Jahre 1731 zum Schöffen, 1738 und 43 zum älteren Bürgermeister gewählt, wurde er, der weder adelig noch Patrizier war, 1747 Schultheiß. Der Stadtschultheiß war das Haupt der vierzehn Schöffen, d. h. der Ratsherren, die die erste Ratsbank und zugleich den höchsten Gerichtshof bildeten, von dem man nur an das Reichsgericht appellieren durfte. Der auf Lebenszeit gewählte Schultheiß ist somit der höchste Justizbeamte und hat eigentlich mit der Verwaltung gar nichts zu thun. Sein moralisches Gewicht indes als vornehmstes, überall zuerst gefragtes Mitglied des Rats, seine Wahl auf Lebenszeit gegenüber dem alle Jahre wechselnden Bürgermeister, die geschichtliche Erinnerung an seine frühere bis 1372 nachweisbare Stellung als Vertreter des Königs und höchster Justiz- und Verwaltungsbeamter, all das erklärt den thatsächlichen Einfluß des Stadtschultheißen und so auch Textor's auf die Verwaltung und die Geschichte der Stadt. Die bedeutenden von Goethe geschilderten Ehrenbezeugungen, die dem Schultheißen erwiesen wurden, hatten hierin ihren Ursprung. An diese hohe Stelle in den stürmischsten Kriegszeiten gestellt, stand Textor fest und energisch auf der Seite des Kaisers und sah in dem Kriege Preußens nur eine Empörung. Den Verbündeten der Oesterreicher, den Franzosen, erleichterte er die Ueberumpelung der Stadt, was bei der späteren großen Bedrückung Frankfurts ihm sogar den völlig unbewiesenen Vorwurf der Bestechung zuzog. Aus einer Familie stammend, die von jeher weniger Wert auf den Erwerb äußerer Reichthümer als auf den Besitz gebiegener geistiger Schätze gelegt hatte, konnte er nicht den Aufwand machen, den man bei einem Manne in so hoher Stellung voraussetzte. Er war nicht patrizischer Herkunft, gehörte nicht zu den Adelligen, weder zu den Frauensteinern, noch zu den Limpurgern, den beiden Genossen-

schaften der Patrizier, verkehrte auch nicht mit den ihrer Herkunft oder ihres Reichthums wegen angesehensten Kreisen der Stadt; er lebte vielmehr schlicht



Goethes Großmutter, Frau Ujas Mutter.
(Aus Reblers Gedenkblättern 1846).

bürgerlich, ebenso wie die Familie Goethe, nur daß er aus einer der Beamtenaristokratie angehörenden Familie stammte, während Goethes Vater gesell-

schaftlich völlig homo novus war. Indem er lebte, wie es seiner Neigung entsprach, kümmerte er sich nicht um die Gegner, die ihm das vorwarfen.

Eben diese Neigung und Gesinnung war es auch, die ihn die Ehre, geadelt zu werden, ausschlagen ließ. Karl VII., der unglückliche Kaiser, dem Textor während seines Aufenthaltes in Frankfurt in seinen finanziellen Nöten durch Vermittelung wiederholt gefällig gewesen war, wollte ihn zur Belohnung in den Adelsstand erheben. Textor soll jedoch mit den bezeichnenden Worten geantwortet haben: seine Töchter sollten lieber bürgerlich bleiben, denn da sie arm wären, würden sie, adelig geworden, weder einen Edelmann noch einen Bürgerlichen bekommen. So bedankte sich denn der Kaiser bei ihm und der getreuen Stadt Frankfurt überhaupt auf eine andere Weise, indem er die sieben ersten Schöffen und den ältesten Syndikus zu wirklichen kaiserlichen Räten mit dem Titel Excellenz ernannte. Durch das vom 8. Aug. 1743 ausgestellte kaiserliche Diplom erhielt Textor, der damals sechstältester Schöffe war, den hohen Titel sofort. Auch bei der Krönung des Kaisers Franz I. war Textor natürlich an wichtiger Stelle, er trug mit neun anderen Abgeordneten den Thronhimmel über dem Kaiser: eine goldene, mit dem Wilde der Kaiserin Maria Theresia geschmückte Kette ward ihm zur Erinnerung. Wunderbar erscheint, daß dieser thatkräftige, nüchtern prosaische Mann, wie mehrfach bezeugt wird, die Gabe der Traumdeutung und Weissagung besaß. Im ersten Buche von Dichtung und Wahrheit hat Goethe umständlich darüber berichtet, daß sein Großvater seine Wahl zum Schöffen und zum Schultheißen vorausgesagt habe, ja daß er sogar die Gabe besessen habe, auf andere Personen die Spur seines Ahnungsvermögens zu übertragen. Die Gattin und die Töchter glaubten unerschütterlich an diese Gaben, auch Frau Aja, die darüber an Bettina berichtet hat. War doch auch dem großen Enkel ein derartiger mystischer Zug nicht fern, der oft in auffälliger Weise mit Vorliebe bei Ahnungen und Vorbedeutungen in seinen Werken verweilt. Die letzten Lebensjahre brachte der geistig schwach gewordene Mann auf dem Krankenstuhle zu, so daß der Tod am 6. Februar 1771 für ihn und die Seinigen eine Erlösung war.

Weniger ausführlich sind die Nachrichten über Goethes Großmutter Anna Margarethe geb. Lindheimer (1701—1788). In ihrem Wilde kann man mit Dünker große Aehnlichkeit mit dem Enkel erkennen, „in den großen bedeutenden Augen, dem strengen Herrscherblick und der sehr hohen, mächtigen Stirn“. Wenig ist es, aber nur Gutes, was selbst die Gegner ihres Mannes von ihr berichten, so ihr treues Verharren auf Seite des Gatten in dem bekannten Familienzwist und einen Zug schöner Bescheidenheit beim Besuch des Herzogs Anton Ulrich

von Meiningen, der die ruhig hinter einer Dame aus dem hochadeligen Hause Limpurg zurücktretende Frau auf den ersten Platz führte und vor allen anderen auszeichnete.

Daß sie noch im hohen Alter eine liebevolle Großmutter war, bezeugt der Enkel, der die Sonntags bei den Großeltern verbrachten Stunden — wohin er in der „pädagogischen Bedrängnis“ floh — für die vergnügtesten seiner Kindheit hielt. Von hoher Achtung und Ehrerbietung spricht ein noch erhaltener Brief Goethes an sie beim Tode ihres Gatten, im Februar 1771.

. „Mich, nicht Sie zu trösten, schreib ich Ihnen, Ihnen die jetzt das Haupt unser Familie sind, bitte Sie um Ihre Liebe und versichere Sie meiner zärtlichsten Ergebenheit. Er ist nun frey und unsere Thränen wünschen ihm Glück und unsere Traurigkeit versammelt uns um Sie, liebe Mama, uns mit Ihnen zu trösten lauter Herzen voll Liebe! Und so bleibe Ihre Liebe für uns wie sie war und wo viel Liebe ist, ist viel Glückseligkeit. Ich bin mit recht warmen Herzen Ihr zärtlicher Enkel
J. W. Goethe.“

Noch einmal erwähnt der Enkel ihrer in einem Briefe an Pestner vom 28. Januar 1773. Tief in der Nacht, aufgeschreckt durch Feuerlärm, eilte er der Großmutter zu helfen, in deren Nähe das Feuer zu sein schien, er traf sie, wie er berichtet, beim Ausräumen des Silberzeugs, brachte alle Kostbarkeiten in Sicherheit und wartete mit ihr „des Schicksals Weg ab“.

Frau Textor hat noch die Glanzzeit des Enkels mit erlebt. Beim Besuch des Herzogs Karl August mit seinem Freunde Goethe bei Frau Aja wird die „Freude der alten Mutter“ hervorgehoben. Sie starb 1783.

Elisabeths erste Jugend.

Ueber Elisabeths Mädchenjahre sind wir wenig unterrichtet. Außer den Eltern standen ihrer Jugend freundlich nahe die Schwestern des Vaters und sein Bruder Johann Nikolaus Textor, Stadtkommandant von Frankfurt (1703—1765), derselbe, der bei der Ueberrumpelung der Stadt (1759) zugleich mit seiner Wache von den Franzosen überwältigt wurde und dessen Gattin, eine geborene von Klettenberg, die auch Tante des durch Goethe unsterblich gewordenen Fräuleins Susanne Katharina von Klettenberg war. Vier nach Elisabeth geborene Geschwister waren teils die freundlichen Gespielen ihrer Kinderzeit oder der Gegenstand der ersten Regungen mütterlicher Sorgfalt. 1734 ward Johanna Maria geboren, die unter dem Titel „die lustige Tante“ allen Lesern von Dichtung und Wahrheit in freundlicher Erinnerung ist. Drei

Jahre später folgte Anna Maria, später verheiratet an den Prediger Starck. Als Elisabeth acht Jahre alt war, stellte der Stammhalter der Familie sich ein, Johann Jost, der in die Laufbahn des Vaters treten sollte und nach dessen Tode in den Rat der Stadt gewählt wurde. Die jüngste der Schwestern, Anna Christine, ein sehr schönes Mädchen, zwölf Jahre jünger als Elisabeth, war mehr eine Freundin des Neffen Wolfgang, als seiner Mutter. Sie verheiratete sich im Mai 1767 mit dem Lieutenant Schuler in Frankfurt.

Geiterkeit und Wiß, Lebendigkeit des Geistes war unserer Elisabeth angeboren, wenn sie auch an schneller Fassungs-gabe von ihrer ältesten Schwester übertroffen wurde. Ihre Neigung zu belehrenden und unterhaltenden Büchern, über die sie noch im spätesten Alter so ergötzlich berichtet, wird schon aus ihrer Jugendzeit gemeldet. Damit verband sich Abscheu vor häuslichen Arbeiten und Vorliebe für schöne Kleider, welche Eigenschaften zusammen ihr den Namen Schwester Prinzessin verschafften. Vor dem Vater hatte sie große Ehrfurcht, vor allem wegen seiner geheimnisvollen Weis-sagungs-gabe, von der sie schon die wunderbarsten Proben erlebt hatte. Eine von diesen hat Goethe nach dem Berichte der jungen Familienfreundin Bettina in seine Aristeia — eine jüngst in Weimar aufgefundene fragmentarische, ursprünglich für das 18. Buch von Dichtung und Wahrheit bestimmte Lebensbeschreibung der Mutter — aufgenommen.

„Der Großvater mütterlicherseits war ein Träumender und Traumdeuter; es wurde ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbart. Er sagte einmal einen großen Brand, dann die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus. Daß er Stadtsyndikus werde, hat ihm ein ganzes Jahr vorher geträumt. Es wurde aber nicht beachtet; er selbst hatte es wieder vergessen, bis der Tag der Wahl herankam; seine älteste Tochter hatte stillschweigend einen festen Glauben daran. An demselben Tage, wie der Vater ins Rathhaus gegangen war, steckte sie sich in den möglichsten Putz und frisierte sich aufs beste. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand in einen Lehnsessel. Die Schwestern und die Mutter glaubten, die Schwester Prinzess (so wurde sie wegen ihrem Abscheu vor häuslicher Arbeit, und Liebe zur Kleiderpracht und Lesereiz genannt) sei närrisch, sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Ratsherren kämen, ihnen wegen des Vaters, der heute zum Syndikus erwählt würde, zu gratulieren; da nun die Schwestern sie noch mit einer ziemlichen Anzahl Spottnamen (die damals wohl Mode sein mochten) wegen ihrer Leichtgläubigkeit beehrten, kam der Vater zum höchsten Erstaunen mit stattlichem Gefolge zurück als Syndikus.“

„Jene Traumgabe,“ so heißt es dort weiter, „hatte sich auf die eine Schwester fortgeerbt.“ Sie fand z. B. durch einen Traum nach dem Tode des Vaters dessen Testament.

Aber unsere Elisabeth war ihrer eigenen Bezeichnung nach eine viel zu muntere, gesunde Natur und von viel zu gesundem Verstande, als daß sie sich mit derartigen mystischen Dingen viel beschäftigt hätte. Solche Ereignisse wie die oben geschilderten, veranlaßten sie zu dem Ausspruche: „Wenn man's auch nicht glaubt, braucht man's doch nicht zu verachten.“

Es war eine politisch bewegte Zeit, in die die Jugend Elisabeths fiel. In ihrem elften Jahre fand die Krönung Karls VII. statt; in ihrem fünfzehnten wurde Franz I. gekrönt. Beiden Krönungen sah sie von dem kleinen Zimmer neben der Uhr im Römer zu; bei der ersteren ward auch das Herz des kleinen Mädchens in Anspruch genommen. Der so unglückliche und schöne Kaiser Karl VII. hatte die Zuneigung aller Frankfurter und die Liebe aller Frankfurterinnen für sich gewonnen. Was wunder, daß auch das elfjährige, früh entwickelte Mädchen für den Kaiser schwärmte; daß diese Schwärmerei bei dem bald darauf folgenden Tode des Kaisers zu einem weihewollen Gefühle innigster Verehrung und Liebe wurde, das wußte noch die Greisin mit Rührung zu berichten.

Aus der Hauschronik Bettinas hat Goethe auch über diese erste Neigung seiner Mutter einen Bericht selbst in die *Aristeia* aufgenommen:

„Damals war Karl VII., mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; an einem Charfreitag begegnete sie ihm, wie er mit der Kaiserin Hand in Hand, in langem schwarzen Mantel die Kirche besuchte. Beide hatten Lichter in der Hand, die sie gesenkt trugen, die Schleppe der Kleider wurden von schwarzgekleideten Bagen nachgetragen. Himmel, was hatte der Mann für Augen; sehr melancholisch, etwas gesenkte Augenwimpern; ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern, und legte sein Haupt eine Weile in die Hände, wenn er wieder empor sah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, war meine alte Lebensweise weg. Ich dachte nicht so wohl an die Begebenheit, aber es war mir, als sei etwas Großes vorgegangen. Wenn man von ihm sprach, da zitterte ich wie Espenlaub, am Abend legte ich mich auf die Knie, und hielt meinen Kopf in den Händen, ohne etwas anderes dabei zu empfinden, als wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wär.“

Da er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal anstatt auf die Galerie; es wurde in die Trompeten

gestoßen, bei dem dritten Stoß erschien er in einem roten Mantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an nichts, noch daß ich auf dem unrichtigen Platze wäre; seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herren getrunken, und die Trompeten schmetterten dazu, da jauchzte ich laut mit; der Kaiser sah mich an und nickte mir. Am andern Tag reiste er ab, ich lag früh Morgens vier Uhr in meinem Bett, da hörte ich fünf Posthörner blasen, das war Er, und so höre ich jetzt nie das Posthorn, ohne mich jener Tage zu erinnern.“ „Sie sagte mir,“ so fährt Bettina fort, „daß sie's zum ersten Male in ihrem Leben erzähle; das war ihre erste rechte Leidenschaft und auch ihre letzte. Sie hatte später noch Neigungen, aber nie eine, die sich ihr so mächtig angekündigt und gleich wie diese bei dem ersten Schritte ihr so ganz verschiedene Himmelsgegenden gezeigt hätte.“

Elisabeth wurde streng religiös erzogen und mit der Bibel aufs innigste vertraut; dafür spricht ihr frommes Festhalten an dem Glauben und ihre bewundernswürdige Kenntniß der heiligen Schrift noch in den spätesten Jahren. Die kürzlich veröffentlichten Stammbuchverse ihres Vaters Fresenius vom 4. April 1748, „aus inniger Hochachtung“ geschrieben:

„Du hast in Deinem Thun mich zweimal recht vergnüget,
Vor's erste da Du Dich im Lernen treu bewiesen,
Als ich Dir Gottes Wort zum Leitstern angepriesen;
Darnach: als Du die Welt durch Gottes Kraft besieget,
Nun warte ich mit Recht noch auf die dritte Freude:
Daß Du Gott treu verbleibst, bis Leib und Seel sich scheide.“

sind ein Beweis ihres Eifers und ihrer aufrichtigen Religiosität. Im übrigen mag der Unterricht recht mangelhaft gewesen sein und die Erziehung sehr einfach. Gewiß ist Erich Schmidts, des bekannten Litterarhistorikers, hübsche Vermutung, daß wir in dem Worte der Olimpia in „Erwin und Elmira“ die eigene Meinung der Frau Rat über ihre Erziehung zu sehen haben, sehr ansprechend.

„Wie ich jung war, wußte man von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unsre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen; keine Blonden zu verschmucken, keine Bänder zu verderben; unsre leinenen Kleidchen waren bald gewaschen.

Keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und präntierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun, wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben zu sehen. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Pantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Weinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen Vieren zu trappeln.

Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich sage Dir, die Kinderstube treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen. Gewiß! Die besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte.

Eure Kenntnisse, eure Talente, das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlanzerei nichts; wir tappelten unser Liedchen, unser Menuet auf dem Klavier, und sangen und tanzten dazu.“

Daß Frau Rat nicht einmal etwas Französisch gelernt hatte, verrät uns der Sohn bei dem Berichte vom Königsleutenant, wie er uns auch erzählt hat, daß der Vater durch Unterricht im Italienischen und Anhalten zum Klavierspielen, Singen und fleißigen Schreiben nachzuholen sich bemühte, was an ihr in der Jugend versäumt worden war.

Seit kurzem besitzen wir auch eine sichere Auskunft über die mangelhafte Ausbildung der Frau Rat durch ihren Brief an den Enkel August vom 21. Juli 1798, der sie wiederholt mit Briefen erfreut hatte.

„Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß Du mehr von diesen Sachen, die von so großem Nutzen sind, weißt, als die Großmutter — Wenn ich so gerne schriebe wie Du, so könnte ich Dir erzählen, wie elend die Kinder zu meiner Zeit erzogen wurden — danke Du Gott und Deinen lieben Eltern, die Dich alles Nützliche und Schöne so gründlich sehen und beurteilen lernen — daß mehrere die dieses Glück nicht haben, im 30. Jahr noch alles vor Unwissenheit anstaunen wie die Kuh ein neues Thor.“

Die Textorsche Familie führte, wie die meisten bürgerlichen, damals ein einfaches, auch geistig einförmiges, wenig angeregtes Leben. Aus diesem „bornierten Wesen des häuslichen Lebens“, in dem sie, wie sie später selbst sagte,

sonst erstickt wäre, hob sie eine lebhaftere, höheren Interessen zugeneigte Tante etwas heraus, der sie noch als Greisin ein dankbares Gedenden bewahrte. Daß sie aber auch schon damals eine große Zahl treuer, sie hochschätzender Freunde und Freundinnen besaß, zeigt sich in den Aufzeichnungen in ihrem Stammbuche, von denen einige kürzlich bekannt geworden sind. Außer dem Weichwater Fresenius und dessen Gattin, dem Prediger Griesbach und zahlreichen Textors finden wir hier auch schon die Schwestern Klettenberg, die in ihren Aussprüchen ihre Zugehörigkeit zu jener stillen Gemeinde kennzeichnen, zu deren Lehren sich Frau Rat auch eine Zeit lang bekannte.

War Katharina Elisabeth nicht gerade mit allzubiel Kenntnissen belastet, so war sie dafür gesund an Leib und Seele, gehorsam und fromm gegen die Eltern, einfach und zufrieden, heiter, von tiefem Gefühl und natürlicher Ursprünglichkeit, und auch mit körperlichen Reizen ausgestattet, wenn wir von der Frau auf die Jungfrau schließen dürfen. Kam nun noch dazu, daß sie seit kurzem die Tochter des ersten Beamten der Stadt war, so erscheint es natürlich, daß die Augen der Männerwelt auf die siebzehnjährige Schöne gelenkt wurden. Bald bot sich dem fürsorglichen Vater eine treffliche Partie für seine älteste, eben erst den Kinderjahren entwachsene Tochter. Der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe bewarb sich bei dem Schultheißen um die Hand Elisabeths; er erhielt das Jawort und Elisabeth, wenn auch die Neigung zu dem um einundzwanzig Jahre älteren, etwas pedantischen Manne nicht allzugroß gewesen sein mag, war wie immer eine gehorsame Tochter, hatte wohl auch keinen Grund, den höchst ehrenwerten und achtbaren, auch äußerlich schönen Mann auszuschlagen.

Die Goethische Familie.

Der Gelehrten- und der Handwerkerstand, beide können mit gleichem Rechte unseren größten Dichter für sich in Anspruch nehmen. Goethes Urgroßvater väterlicherseits war der Hufschmied Hans Christian Goethe, in Artern an der Unstrut zuerst 1656 genannt. Sein Geburtsort war Sangerhausen, von wo sein Vater Hans Goethe verzogen war. Der Sohn Friedrich Georg, geboren 1657 zu Artern, hatte das ehrsame Schneiderhandwerk erlernt; er ist für uns von großer Bedeutung nicht bloß durch die Verpflanzung des Geschlechtes nach Frankfurt, sondern auch durch seine Verheiratung in zweiter Ehe (1705) mit der Besitzerin des Weidenhofes (jetzt Zeil Nr. 68), Cornelia Schellhorn, geb. Waltherr, welcher Verbindung eben

unser Johann Kaspar, des Dichters Vater entsproß. Daß die Verwandten Goethes mütterlicherseits es nicht zu Reichthümern brachten, ist natürlich, sie waren Gelehrte, aber bei Friedrich Georg Goethe, dem Schneider, hatte das Handwerk einen goldenen Boden, wozu noch kam, daß der erwerbsbeflissene Mann (er hatte bereits 1704 ein Vermögen von 15 000 Gulden, der höchsten Schatzsumme) durch seine zweite Gattin Besitzer eines ertragreichen Gasthauses



Das Goethesche Stammhaus in Artern. 1684 erbaut.

Schmiedewerkstelle des Hans Christian Goethe.

Aus der Chronik des Wiener Goethevereins. 20. Juni 1888.

wurde. Im Jahre 1710 — getauft wurde er am 27. Juli — wurde ihnen als drittes Kind ein Sohn, Johann Kaspar, geboren. Die gute Begabung des Knaben veranlaßte die Eltern, die es sich etwas kosten lassen konnten, ihn auf die Hochschule zu schicken. Vorerst ging er 1725 auf das Gymnasium zu Koburg, das, wie der Sohn sagt „unter den deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm“ und das außer dem Pädagogium noch durch ein Publikum, eine Art Universität, höheren Anforderungen zu genügen suchte.

Während dieser Zeit (wohl um 1730) starb der Bruder und Vater, worauf die Mutter für sich und das nun einzige Kind ein Haus auf dem Hirschgraben kaufte, das das Geburtshaus des größten deutschen Dichters werden sollte. Der Großmutter — sie ist erst 1754 gestorben — wußte der alte Goethe sich noch wohl zu erinnern. „Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, einer schönen hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, ist sie mir im Gedächtnis geblieben.“ Die Kleinen, Cornelia und Wolfgang, spielten mit Vorliebe in ihrem Zimmer oder an ihrem Bett. Das Puppenspiel, allen unsern Lesern aus Wilhelm Meisters Lehrjahren wohl bekannt, war ihr Geschenk an die Kinder. „An einem Weihnachtsabend setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf.“

Johann Kaspar Goethe.

Johann Kaspar studierte in Gießen Jura, ging dann als Praktikant an das Reichskammergericht nach Wezlar und promovierte 1738 in Gießen mit einer Dissertation, die noch in diesem Jahrhundert mehrfach rühmlichst hervorgehoben worden ist.

Sein Sohn hat uns von seiner Leidenschaft fürs Reisen berichtet. In seiner Jugend bethätigte er sie durch längeren Aufenthalt in Italien und die Rückreise über Frankreich und Holland. Es verrät hier den Philister und Pedanten, daß er sich lustig macht über die Sucht der Reisenden, Italien zu sehen: „Ich wundere mich, daß es doch allen Reisenden gleich wie mir ergangen und noch ergeht, daß man den Italienern ihre alten Mauern, worauf sie sich soviel einbilden, nicht läßt und dafür Frankreich, England, Holland und Niedersachsen besucht. Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Kuriositäten, für welche man insgesamt, wenn man sie in seiner Vaterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei bare Heller bekäme“; in einem anderen Briefe, von dem Goethe bei Eckermann spricht, weiß er nur zu klagen über das schlechte Essen, Trinken und die lästigen Fliegen. Ein von ihm in italienischer Sprache in Briefform abgefaßtes Tagebuch „trocken, polyhistorisch“ liegt im Goethearchiv zu Weimar.

Später freilich, in der idealisierenden Erinnerung, erschien ihm diese Reise als der Gipfel seines Glückes. Er wurde nicht müde, der Gattin und den Kindern davon zu erzählen und die Reise immer und immer wieder, wenn auch auf der Landkarte, mit ihnen zu wiederholen.

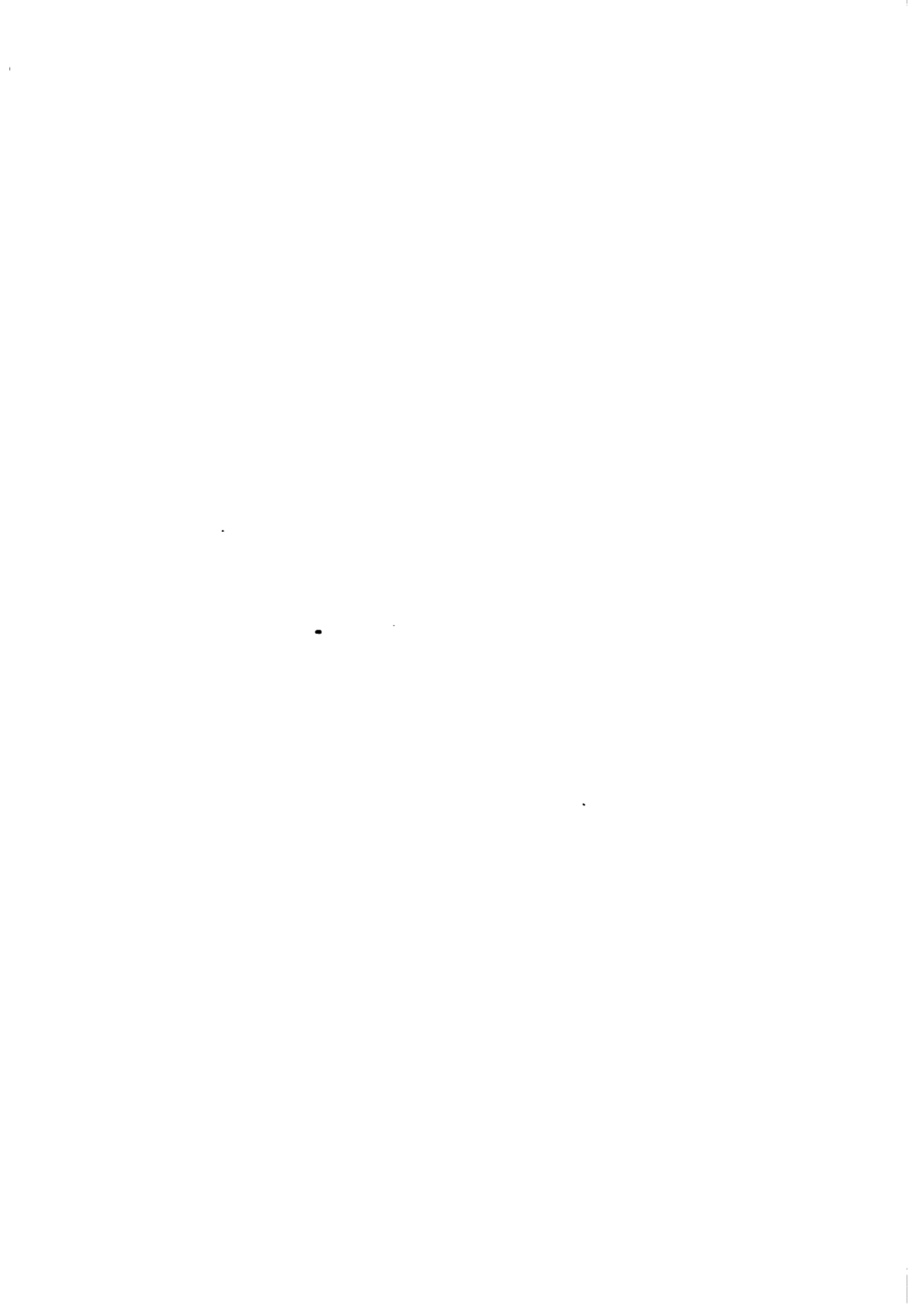
„Mit großer Rührung,“ schreibt der Sohn in seiner italienischen Reise aus Neapel, „erinnere ich mich meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck hier erhalten hat und wie man sagt, daß einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich sein konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte,“ und ebenso schreibt er aus Venedig, daß er des guten Vaters in Ehren gedenke, der nichts anderes wußte, als von diesen Dingen zu erzählen.

Von Natur überaus thätig und arbeitsam, wollte der nach Frankfurt zurückgekehrte Doktor beider Rechte Johann Kaspar Goethe ein Amt, vorläufig ein geringeres, in seiner Vaterstadt erhalten. Auf Befoldung konnte er ja verzichten, doch glaubte er dafür der Kugelwahl überhoben zu sein. Als ihm dieß wider Erwarten abgeschlagen wurde, beschloß er, um denen, die ihn abgewiesen hatten, gleichgestellt zu sein, oder auch, um sich nun selbst von jeder Stellung im Staate auszuschließen, sich den Titel eines Wirklichen Kaiserlichen Rates zu verschaffen. Das Bittgesuch um Verleihung dieses Titels an den Kaiser Karl VII. sowie die kaiserliche Bestätigung vom 16. Mai 1742 (gegen Bezahlung von 313 Gulden 30 Kreuzern) ist jüngst im Goethearchiv gefunden worden. So war der Sohn eines Schneiders und Gastwirts den Höchsten im Staate gleichgestellt; ja auch den Titel „Excellenz“ erhielt er dadurch, wenn man auch ihm gegenüber als einer Privatperson keinen Gebrauch davon machte.

Er durfte es nun wagen, die Augen zur Tochter des Stadtschultheißen emporzuheben und seiner Familie das noch zu verleihen, was ihr fehlte, Verwandtschaft mit einer alten hochangesehenen Gelehrten- und der Beamtenaristokratie angehörigen Familie. Elisabeth, damals siebzehn Jahr, folgte dem Willen des Vaters, „ohne viel nachzudenken“.

Am 20. August 1748 fand die Trauung des Kaiserlichen Rates und Doktors beider Rechte, Johann Kaspar Goethe mit der Jungfrau Katharine Elisabeth Textor, Tochter des Stadtschultheißen und Kaiserlichen Rates, statt. Aus einem erhaltenen Eintrag im Traubuch und einer eigenhändigen Notiz des Geistlichen über den Text der Predigt, der von „der Würdigkeit des Ehestandes“ (1. Tim. 4, 8) handelte, ergiebt sich, daß die Trauung vollzogen wurde von dem schon mehrfach genannten Weichtvater der Textorschen Familie und Senioren des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, dem unser Dichter in Dichtung und Wahrheit Anerkennung und Lob gespendet und den er in der Gestalt des Oberhofpredigers in den „Bekanntnissen einer schönen Seele“ der Nachwelt erhalten hat.

Frau Mja.





Wie Goethes Mutter zu dem Namen Frau Aja kam, berichtet der Sohn im 18. Buche von Dichtung und Wahrheit bei der Erzählung von dem Besuche der Grafen Stolberg und ihres Freundes von Haugwitz.

„Meine Mutter mußte in ihrer tüchtigen geraden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzuversetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als Frau Aja wurde sie genannt und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Goetz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.“ Die Erklärung, die also Aja — Hofmeisterin auf das italienische Ajo zurückführt, ist umso auffallender, als die gleich darauf folgende sehr bekannte Scene, da Frau Kat für die revolutionären Köpfe „Tyrannenblut“ aus dem Keller heraufholt, mit Notwendigkeit auf eine schon von Dünker zitierte Stelle aus „der schönen Historie von den vier Haimonskinder“ zurückgeht. Frau Aja, so heißt in diesem Volksbuch die Mutter der Haimonskinder und Schwester Karls des Großen, bewirbt ihre Söhne, die unerkannt als Pilger zu ihr gekommen sind aus Sehnsucht nach der Mutter, obgleich sie in den Tod gingen. „Da aßen sie und tranken sie, und machten sich lustig; zuletzt ging Frau Aja in den Keller und holte vom besten Weine, goß eine silberne Schale voll und gab sie dem Reinold und sagte zu ihm: er sollte trinken. Wie er nun getrunken hatte, sagte er zu der Frauen: „Ach liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte. Dieser Trank ist so gut, daß ich dergleichen noch nicht auf der ganzen Reise getrunken habe.“ Die Frau sprach zu Reinold: „Freund, so euch der Wein schmeckt, so trinket frei! ich will euch genug geben.“ Diese Stelle zwingt uns wohl, hier Dünker recht zu geben und nicht Goethe. Als er in hohem Alter jene Stelle in Dichtung und Wahrheit schrieb, wird er

der Gaimonskinder und ihrer Mutter, Frau Aja, nicht gedacht haben. Damals aber und noch später in Wezlar war es sein Lieblingsbuch, in dessen einfache schlichte Erzählungen mit ihren zwar rauh-gewaltthätigen, aber auch tief empfindenden Menschen er sich mit Vorliebe versenkte. Wie von selbst bot sich ihm da die herrliche Gestalt der Frau Aja, das Urbild aufopfernder Mutterliebe zum Vergleiche dar, wie von selbst mußte er bei diesem Hohenliebe der Mutter- und Kindesliebe der eigenen Mutter gedenken, die, wie einst Frau Aja zwischen die Söhne und den Vater oder Oheim begütigend und beschwichtigend trat, nicht anders zwischen den alternden, pedantisch-phili-strösen Vater und dem genialen, heißblütigen Wolfgang mit ihrem Herzen auf dessen Seite immer und immer wieder vermittelte. Darum war ihm seine Mutter die Frau Aja, und das so hübsch in der Biographie geschilderte Ereignis, das auffallende Aehnlichkeit mit jener Scene aus den Gaimonskindern hatte, ist der äußere Anlaß dazu geworden, daß er der Mutter den Ehrennamen wirklich gab. Auch Wieland, der sich den Geringsten unter den Gaimonskindern nennt, knüpft an diese Entstehung des Namens an in einem Brief an die Frau Kat vom ersten Dezember 1777: „Unsern Gruß zuvor, liebe Frau Mutter Aja! daß Ew. Liebden nicht gerne schreiben ist recht und billig — die erste große Frau Aja konnte nicht einmal lesen und schreiben und war doch Reinholds Mutter!“

Frau Aja wurde nun der Name der Frau Kat in allen nächstehenden Kreisen, er bezeichnete bald nicht die Eigenart der ursprünglichen Trägerin, sondern die besonderen Eigenschaften der Frau Kat. Eine Kritik in Frau Ajas Manier wünscht sich Wieland, und sie selbst, die den neuen Namen ungemein liebte und beständig anwandte, bildete sogar ein besonderes Zeitwort aus ihm: „Frau Aja ajate, das kannst du leicht denken, doch alles hübsch mit Maß und Ziel, sie wird ja einmal gescheidt werden“, heißt es in einem Briefe an den Sohn. So sind wir wohl berechtigt, den Ehrennamen der Frau Kat diesem Kapitel zu geben, das uns Mutter und Sohn in ihrem Zusammenleben bis zur endgültigen Trennung schildern soll.

Die ersten Jahre der Ehe.

Der Gatte brachte seine junge Frau in das Haus auf dem Hirschgraben, den Besitz der Mutter, der oben geschilderten Cornelia Goethe, die auch noch die ersten Jahre den Hausstand leitete. Später zog sie sich in ein nach dem Hofe liegendes großes Zimmer zurück, und überließ, besonders als sie leidend wurde, dem jungen Geschlecht die Macht und die Last. Der Enkel, wie schon

oben berührt, hat ihr eine freundliche und liebevolle Erinnerung bewahrt. So war auch das Verhältnis zwischen Mutter und Schwiegertochter das denkbar beste. Das beweist uns der folgende Zug, der von ihr erzählt wird. Als sie im sechsten Jahre der Ehe ihrer Kinder ihr Ende herannahen fühlte, soll sie, da ihr die ängstliche Sparsamkeit ihres Sohnes wohl bekannt war, der Schwiegertochter 200 Dukaten als Notpfennig heimlich übergeben haben. Freilich war Frau Rat eine viel zu gute Hausfrau, als daß sie das Geld nicht sofort dem Gatten zum Aufbewahren gegeben hätte. Das Gerücht, daß sie es bei seinen Lebzeiten nicht wieder gesehen habe, beruht gewiß auf Wahrheit.

Die ersten Jahre der Ehe brachten viel Freude und Glück, aber auch Trauer und Verlust. Das erste Kind war bekanntlich unser Wolfgang, ihm folgte 15 Monate später Cornelia Friederike Christiane, mit ihrem Rufnamen nach der Großmutter genannt, am 7. Dezember 1750 geboren. — Noch vier Kinder wurden bis zum Jahre 1760 geboren, starben aber alle frühzeitig.

Die nächsten Verwandten.

Da beide Gatten Frankfurter waren, war der Kreis der nahen und nächsten Verwandten nicht klein. Freilich von der Goethischen Familie lebte nur noch ein Stiefbruder — aus der ersten Ehe des Großvaters Goethe mit der verwitweten Frau Luß — der Zinngießermeister und Senator Hermann Jakob Goethe, der zudem auch schon 1761 starb und von Wolfgang überhaupt nicht erwähnt wird; seine zankfüchtige Gattin soll den Verkehr verhindert haben. Umso mehr hatte sich aber die Familie Textor erweitert und vergrößert. Die älteste Schwester der Frau Rat, Johanna Maria, „die leidenschaftliche Tante“ Goethes, hatte 1751 den Handelsmann Melber geheiratet. Sie stand der Frau Rat besonders nahe, nicht minder ihrem Sohn, der ihrer von allen weiteren Verwandten in Dichtung und Wahrheit am eingehendsten und liebevollsten gedenkt und von ihr hübsche charakteristische Züge aus der Erinnerung seiner Jugendjahre mitteilt. Auch in dem politischen Streit der Familie stand die lebhafteste „französisch“ gesinnte (d. h. für den großen Friedrich begeisterte) Tante auf der Seite der Familie Goethe. Ihr Charakter hatte sehr viel Verwandtes mit dem ihrer Schwester — an Geist soll sie ihr sogar überlegen gewesen sein — daher rührt es wohl, daß man die Freude an ihr aus dem Berichte des Neffen heraus hört. Nach einer aus der Schloßerschen Familie stammenden Nachricht soll Goethe in der

„muntren, etwas wilden“ Tochter des Hauses, in den Bekentnissen einer schönen Seele, diese Tante gezeichnet haben.

Ruhiger und ernster — darum war es auch für die Kinder ein weniger beliebter Aufenthalt — ging es im Hause der zweiten Tante Anna Maria zu, die seit Oktober 1756 an den evangelisch-lutherischen Pfarrer Starck — von 1758 an Sonntagsprediger zu St. Katharinen — verheiratet war. Nichts weiter erzählt Goethe von ihm, als daß er bei dem einsamen Manne mit der schönen Bibliothek den Homer in einer profaischen Uebersetzung kennen lernte. Durch ihn war Goethe mit Johanna Fahlmer und den Schlossers verwandt.

Die dritte Schwester der Frau Rat, die von Goethe in Dichtung und Wahrheit nirgends erwähnte 1743 geborene Anna Christine heiratete am 5. Mai 1767 den Lieutenant Cornelius Schuler, eine Heirat, über die der Student Goethe sich höchlichst wegen der Häßlichkeit des Bräutigams lustig machte.

Entfernter verwandt mit dem Goethischen Hause war die Familie des reichen und kunstfönnigen Adligen Johann Michael von Loön, der eine Tante der Frau Rat, eine Lindheimer aus Wezlar geheiratet hatte. Von seiner litterarischen Bedeutung und dem Streit des aufgeklärten, toleranten Mannes mit der orthodoxen Geistlichkeit hat Goethe in Dichtung und Wahrheit berichtet. Spätere Andeutungen von ihm lassen auf einen intimen Verkehr der beiden Familien in den ersten Jahren der Ehe der Frau Rat schließen, ebenso der kürzlich bekannt gewordene Stammbuchvers, den Herr von Loön seiner „herzgeliebten Nichte“ in das „Schatzkästlein“ einschrieb.

Charakter des Vatten.

Es war nicht nur der Unterschied der Jahre, der Frau Rat, „die, selbst noch ein Kind, mit ihren Kindern heranwuchs“, von ihrem Vatten trennte, mehr noch beruhte „der Widerstreit in der Familie“ auf dem Gegensatz der Charaktere der beiden Eltern. Nicht daß es Johann Kaspar Goethe als Menschen und als Familienoberhaupt an trefflichen Eigenschaften gefehlt hätte; er widmete vielmehr der Familie und der Erziehung der Kinder seine ganze Thätigkeit und wirkte mehr noch durch Beispiel als durch Lehre. Ernste Beharrlichkeit und Gebiegenheit, die sich in dem größten Lehr- und Verneifer, in strenger Ordnungsliebe gepaart mit Gewissenhaftigkeit, in Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, in Bedürfnislosigkeit und eiserner Selbstzucht äußerte, waren

die Grundlagen seines Charakters, aber er gehörte zu jenen unfrohen Naturen, die den Genuß des Lebens als etwas Strafbares ansehen, er war ein durch und durch norddeutscher Charakter, ein Mann des kategorischen Imperativs, der nur die Pflicht kennt, aber nicht die Empfindung, nur den Ernst des Lebens, aber nicht die „lieblichen Gefühle“, die das Leben erst lebenswert machen. Und diese Strenge und Beharrlichkeit trat umso unerbittlicher auf, weil, wie sein Sohn uns verstehen läßt, seine Ueberzeugung erst die Folge des Sieges des Verstandes über ein von Natur weiches und zartes Gemüt war. So wurde denn die rühmenswürdige Konsequenz zu Trotz, da sie besserer Einsicht entgegen nur um des Prinzipes willen an dem einmal Begonnenen festhielt, die Strenge des Erziehens zu Pedanterie, weil sie stets das eigene Können und die eigene Willenskraft ohne Rücksicht auf die Individualität des Zögling's zum Maßstab der Forderungen nahm, die Sparsamkeit artete in Geiz aus, da nur die Nützlichkeitsfrage entschied. Der Fleiß blieb unfruchtbar, weil er nur um des Fleißes willen sich bethätigte. Seine patriotische Begeisterung für Friedrich den Großen brachte ihn und die Seinen in die größte Gefahr, seine Verteidigung der Britischen Sache fügte einen Miß in die Familien Goethe und Textor; und so wurden viele seiner Tugenden zu Fehlern und Schwächen, weil ihm, dem klugen und pflichttreuen, opferfreudigen Manne die höhere Weisheit fehlte, die maßvolle Besonnenheit, die Rücksichtnahme auf Menschen und Umstände, die Fähigkeit oder der Mut, das Verfehlte oder Unrechte zur richtigen Zeit einzugestehen. Auch die Beschäftigung mit der Kunst war für diesen phantasielosen, philiströsen Mann zu äußerlich, als daß sie die Härte des Charakters hätte mildern und ihn geschmeidiger machen können. Das Gefühl, ein eigentlich verfehltes Leben nicht ohne eigene Schuld zu führen, erhöhte die ihm eigene pessimistische Stimmung, die besonders in späteren Jahren zu grillenhafter Uebellaunigkeit und Verbrießlichkeit artete.

Vielleicht erscheint nach dieser Schilderung das Leben der Frau Rat an der Seite ihres Gatten allzu düster. Man vergesse nicht, daß der achtzehnjährigen Frau der bedeutend ältere Mann mehr als Vater denn als Gatte erscheinen mußte, daß sie in ihrem eigenen Charakter das beste Heilmittel besaß, unverwüßlichen Humor, Hochachtung für den Gatten und aufrichtige Frömmigkeit, die in den vom Vater bestimmten Mann die Wahl des Himmels sah. Bei der Frische ihres Geistes und ihrer mangelhaften Ausbildung wird sein auch an ihr erprobter pädagogischer Eifer ihr gewiß willkommen gewesen sein. Zum Schreiben, Klavierspielen, Singen und Erlernen der italienischen

Sprache hielt sie der lehrbegierige Gatte in den ersten Jahren an, in denen ja die Schwiegermutter noch die Sorgen für den Hausstand abnahm.

Wolfgang's Geburt.

Mag die junge Frau vielleicht ein anderes Eheleben erwartet haben, als das, was ihr geboten ward, vom 28. August an im zweiten Jahre der Ehe gab es keine glücklichere Frau als sie. „Du sollst mich,“ schreibt sie viel später einmal an Bettina, „Mutter heißen in Zukunft für alle Tage, die mein spätes Alter noch zählt, es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt.“ „Der heilige Schatz, mein liebendes Wissen von dir,“ wie Bettina die ihr von Goethes Mutter gewordenen Mittheilungen aus seiner Jugend nennt, waren für Goethe eine wichtige Quelle; als „eine Hauschronik“, eine Aristeia der Mutter bezeichnet er sie, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, in liebendem Herzen verwahrt und endlich schriftlich niedergelegt worden:

Ich war achtzehn Jahre alt, so lauten die Worte der greisen Mutter, als ich ihn gebar. Er kam mir tot, ohne Lebenszeichen, zur Welt und wir zweifelten, daß er das Licht sehen würde. Seine Großmutter stand hinter meinem Bett und als er zuerst die Augen aufschlug, rief sie hervor: „Elisabeth, er lebt.“ Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde. Nun soll ich die Vorsehung nicht dankend anbeten, wenn ich bedenke, daß ein Leben damals von einem Lufthauch abhing, das sich jetzt in tausend Herzen befestigt hat, in mir nur das einzige ist.“ Der Großvater Textor pflanzte am Geburtstage Wolfgang's einen Birnbaum in seinen Garten vor dem Bodenheimer Thor, der herrlich gedieh und köstliche Früchte trug.

Am 29. August 1749, einem Freitag, wurde der Knabe getauft und erhielt die Taufnamen seines Vaten, des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor. Seinen ersten Anzug, den die liebende Mutter aufbewahrt hatte, beschreibt uns Bettina:

„Ein buntes Röckchen, mit Streifen von Blumen durchwirkt und ein Flormützchen mit silbernen Blümchen geschmückt, holte sie aus dem großen Tafelschrank und zeigte sie mir als deinen ersten Anzug, in dem du in die Kirche und zu den Vaten getragen wurdest.“

Wolfgang's erste Lebensjahre.

Von Wolfgang's Kindheit erzählt Frau Rat der begierig lauschenden Hörerin unter anderen Geschichten:

Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden, er hörte auch nicht auf mit Weinen bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart, er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahre alt. Dagegen liebte er seine Schwester Cornelia schon zärtlich als sie noch in der Wiege lag, und er pflegte heimlich Brot in der Tasche zu tragen, das er dem Kinde in den Mund stopfte, wenn es schrie; wollte man es nehmen, so ward er zornig, wie er überhaupt mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen war.

Die liebevolle, sehr nachsichtige Art der Mutter, die Kinder zu behandeln, lehrt schon die kleine Geschichte, die Goethe nach Bettinas Mitteilung in seine Biographie mit aufgenommen hat: „von dem Knaben, der alles Geschirr zur Belustigung der Passanten zum Fenster herauswirft.“ „Bessere pädagogische Auskunft“ nennt es der Sohn, wenn sie mit Lefkerbissen — Frankfurter Brente war sein Lieblingskonfekt — mit Versprechungen und Belohnungen den Kindern die Furcht vor der Dunkelheit und Einsamkeit abgewöhnte, während der strenge Vater sie durch Schrecken und Angst kurieren wollte. So ist Frau Aja schon hier die liebevolle Vermittlerin, die der Härte des Erziehers gegenüber das Recht der Kindheit an der Freude des Lebens vertrat und ihn „mit mancherlei Art zum Vorteil der Kinder zu lenken“ suchte. „Kinder brauchen Liebe,“ war Anfang und Ende ihrer Erziehungskunst. Welch ein Fest für Wolfgang und die wenig jüngere Cornelia, wenn die Mutter sie an langen Winterabenden über die kleinen Leiden ihres Lebens hinweg hob in das Land der Dichtung und Phantasie. Kein lieblicheres und schöneres Bild kennen wir aus Goethes Kinderzeit, als das von der Märchen erzählenden Mutter und dem voller Aufregung lauschenden Knaben, der mit Jubel immer das Märchen so ausgehen hörte, wie er es sich selbst vorher in seinem Köpfschen zurechtgelegt hatte.

Die Großmutter, deren Liebling Wolfgang war und in deren Zimmer die Kinder mit Vorliebe spielten, starb schon im März 1754, und dennoch hat ihr der Dichter ein treues Andenken bewahrt, weil sie ihm die größte

Freude seiner Kinderzeit bereitete, indem sie den Kindern Weihnachten 1753 ein Puppentheater schenkte.

Eine neue geheimnisvolle Welt erstand vor ihm. Welch einen Eindruck und Einfluß auf den Knaben das erste Theater und das erste Schauspiel ausübte, merkt man noch an der Schilderung des Greises in Dichtung und Wahrheit und noch mehr in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Die Ueberreichung des rätselhaften Geschenkes und die erste Aufführung des Stückes David und Goliath, die Auffindung der Puppen durch den wißbegierigen Knaben in der Speisekammer, das heimliche Auswendiglernen des Textes jenes Stückes, das er der überraschten Mutter vordekamierte, wobei er Wachsklumpchen als Schauspieler benutzte, die freundliche Beihilfe der freudig bewegten Mutter gegen den Widerstand des strengen, dem Theater abholden Vaters, alles das können wir aus dem Roman Wilhelm Meister unverändert in unsere Schilderung herübernehmen.

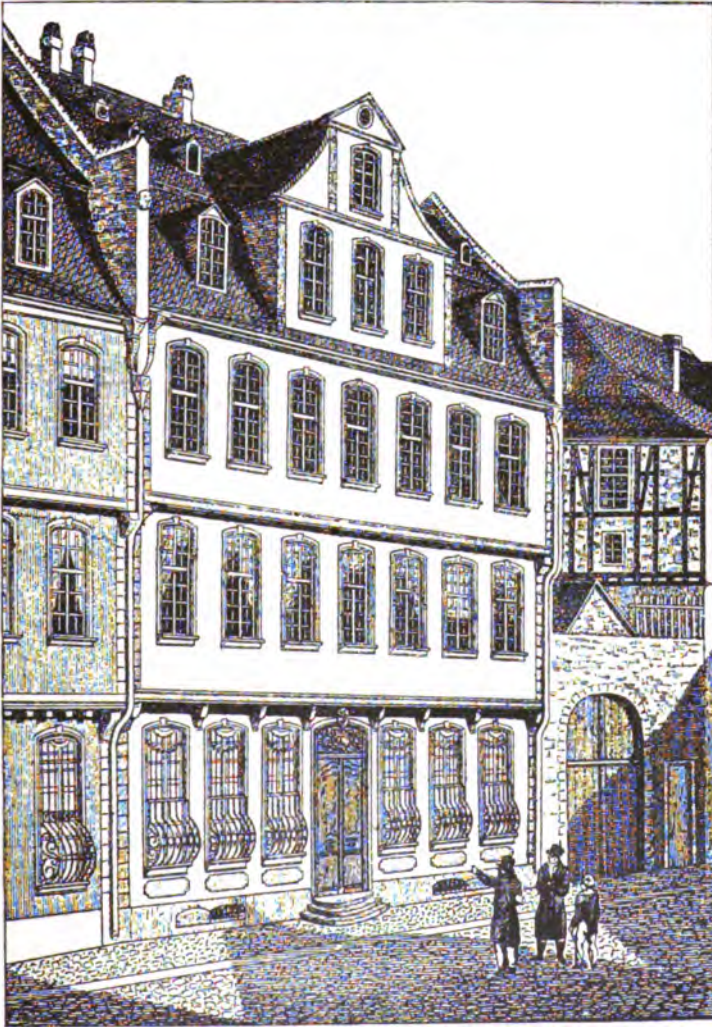
Ein Jahr nach dem Tode der Mutter Cornelia unternahm der Rat Goethe den längst vorbereiteten Umbau des alten Hauses. Das Nebenhaus wurde völlig abgebrochen, der Grundstein des neuen Anbaues feierlich im Mai 1755 gelegt, wobei der kleine sechsjährige Wolfgang, mit dem Maurerschurz angethan, die Kelle führte. Gattin und Kinder sollten während des Umbaues im Hause bleiben.

Der Umbau des Hauses.

Wie die äußere und innere Einrichtung des nun neuerrichteten Hauses gewesen ist, darüber hat uns die im Auftrage des Hochstiftes von Ballmann gegebene Beschreibung ausführliche Auskunft gegeben. Das Bestreben des Hochstiftes ist es bekanntlich, „diese weisevolle Stätte würdig zeit- und stilgemäß, wie zu Goethes Jugendzeit wieder herzustellen“. Die äußere Ansicht giebt das anbei abgedruckte Bild.

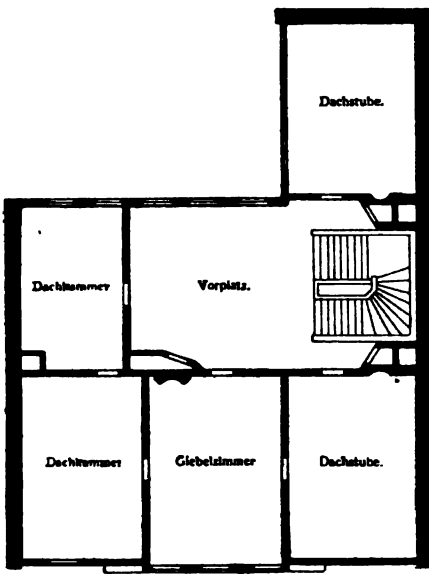
Von der Schilderung des Innern heben wir aus Ballmanns Schrift hervor: der Fuß des Eintretenden betritt zuerst eine eichene Kellertür, die zu dem großen Keller des Hauses führt. Es ist der in Dichtung und Wahrheit und in den Briefen der Frau Rat wiederholt genannte Weinkeller mit seinem kostbaren Inhalt. In dem Hausflur lag zur Rechten die gelbe Stube, später wegen der dort aufbewahrten Geschenke die „Weimarer Stube“ genannt; auf der linken Seite lag die blaue Stube, anfangs das gemeinsame Speisezimmer der Familie, später die Wohnstube der Frau Rat. Hier überraschten einst Karl August und Goethe (18. September 1779) die beiden Eltern.

Der Hof enthält den ursprünglichen ostgenannten Pumphbrunnen, und zeigt noch denselben Umfang wie zu Goethes Zeiten. Neben dem Brunnen

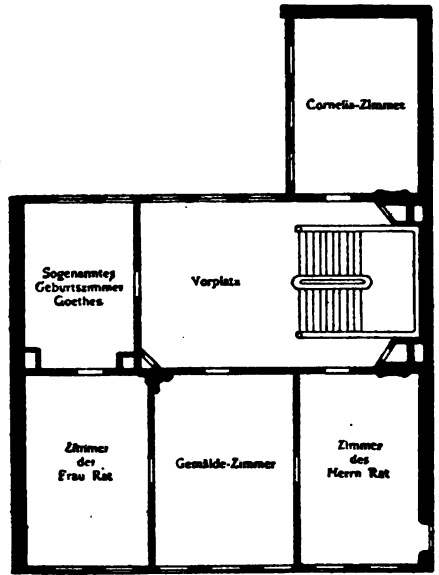


Das Goethehaus in Frankfurt a/M. Kupferstich von 1832.
(Nach Koennigs Bilderatlas.)

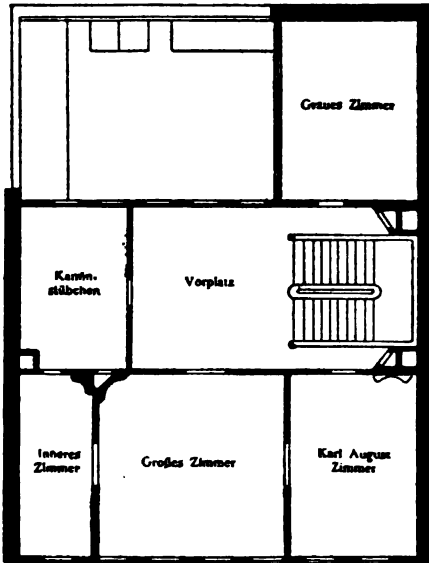
breitet eine Haselstaude ihre Zweige aus. Eine große, außergewöhnlich breite Treppe führt in das erste Stockwerk. Das erste Zimmer rechts war



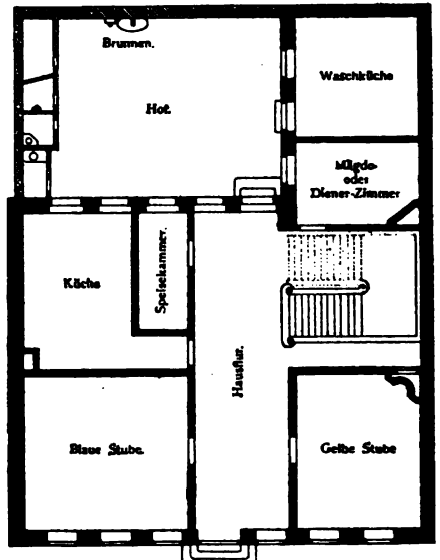
Dachstock



Zweiter Stock



Erster Stock



Erdgeschoss

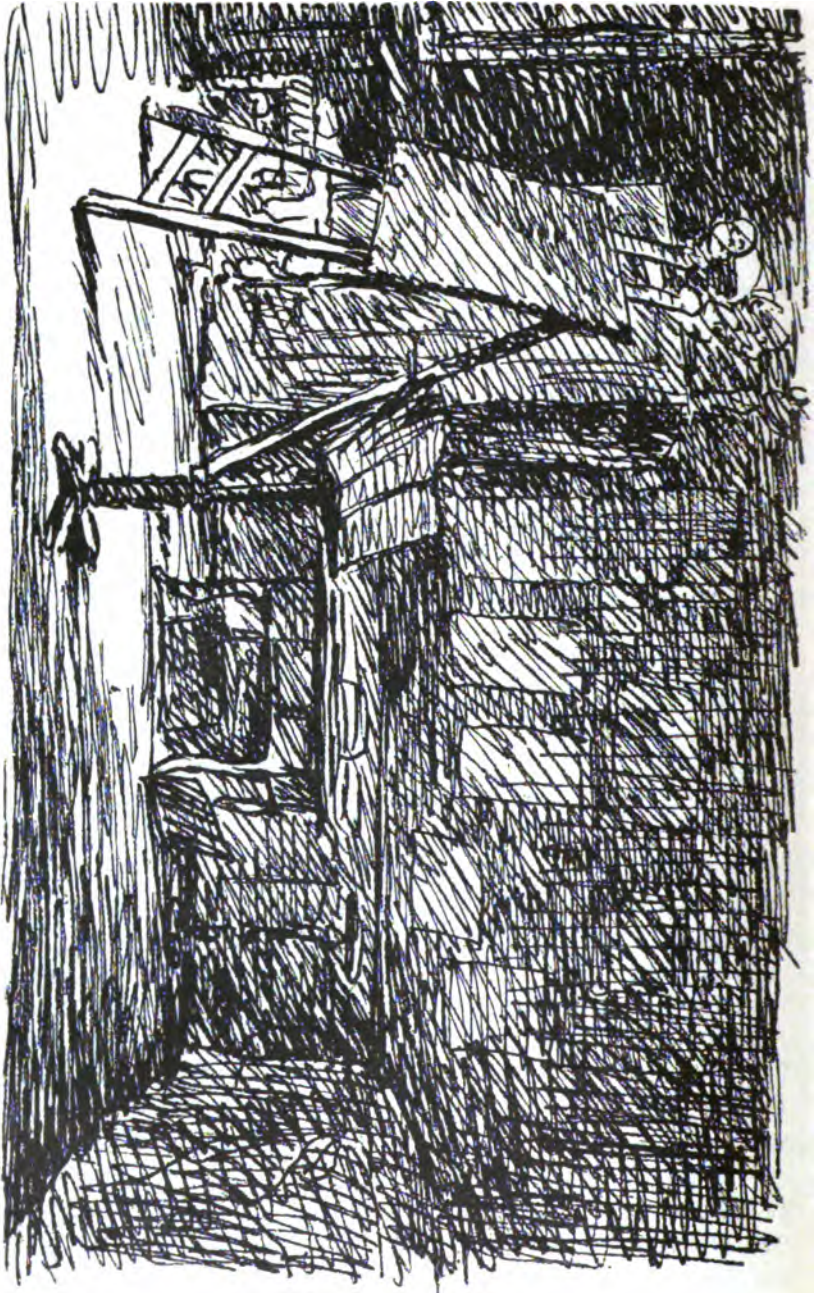
Grundrisse des Goethehauses in Frankfurt a/M.
(Aus Ballmann, das Goethehaus, 1889.)

das graue Zimmer, ein heller großer Raum liegt davor, wo sich jene Scene zwischen Goethes Vater und dem Grafen Thoranc abspielte. Die gegenüber liegende Doppelthür führt in das „große Zimmer“, die Staatsstube des Herrn Rat. Hier und in den beiden Nebenräumen wohnte Thoranc (nicht Thorane) und später Herzog Karl August. Das rechts anliegende einfenstrige Zimmer wurde von beiden als Schlafzimmer benutzt, das linke zweifenstrige war ihr Wohnzimmer. Im zweiten Stock, der ebenso einen freien großen Vorfaal aufwies, befand sich oberhalb des großen Zimmers die jetzt „Cornelia-Zimmer“ genannte Stube, weil man darin das ihrige vermutet. Von den drei vorderen, nach der Straße zu liegenden Räumen ist das erste das Gemäldezimmer, das wir wohl auch als Wohnzimmer oder den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Mutter mit den Kindern betrachten dürfen. Daneben lag das Studierzimmer des Herrn Rat mit einer großen Bibliothek. Hier befindet sich das bekannte gefürchtete Guckfenster in der Mauer. Das Zimmer rechts von der Gemäldestube war wahrscheinlich das Schlafzimmer der Eltern, also wohl auch das Geburtszimmer Goethes.

Im Dachstock ist der Vorplatz kleiner und niedriger, sonst ist die Einrichtung gleich. Rechts von der Treppe war das Zimmer, in dem Herr Rat die Seidenraupenzucht betrieb und das Bleichen der römischen Prospekte vorgenommen wurde. Eine den Fenstern gegenüber liegende Thür führt uns in das Zimmer des jungen Goethe. Es ist das eigentliche Heiligtum des Hauses. Goetz, Werther, Clavigo, Faust sind hier geboren und geschrieben worden. Alle die Leiden und Schmerzen hat der Götterliebbling in diesem Zimmer durchlebt. Es sah des Knaben kindliche Versuche, sich Gott zu nähern, und sein erstes Entzücken am dramatischen Spiel, sein Leiden um Gretchen, des Zurückgekehrten langsam weichende Krankheit. „In diesem Zimmerchen verschlossen“ träumte er von den goldnen Stunden bei Lili, aber hier wurden auch die ersten Pläne geschmiedet, die eine Revolution in der deutschen Literatur heraufzuführen sollten. Eine von Goethe selbst gemachte Zeichnung dieses Zimmers, die er Anfang März 1775 an Gräfin Auguste von Stolberg sandte, war bis vor kurzem verschollen. Durch die Güte ihres jetzigen Besitzers ist es uns möglich geworden, eine Photographie des Originals zu bringen.

Erst in der letzten Zeit des Baues entschloß sich der Vater, die Kinder zu Verwandten zu geben und sie eine öffentliche Schule besuchen zu lassen. Doch geschah das wohl nur im Sommer 1755; bald darauf übernahm er wieder den Unterricht und ließ nur einige Stunden von Privatlehrern erteilen. Eine

Zeichnung Goethes von seinem Zimmer. Photographie nach dem Original im Besitz des Herrn Rudolph Strothaus in Leipzig.



schöne Abwechslung war für die Kinder der Besuch bei den Großeltern mütterlicherseits. Nicht bloß, daß sie bei festlichen Gelegenheiten Zeugen sein konnten der Ehrenbezeugungen, die dem Schultheißten entgegengebracht wurden, die Wohnung der Großeltern auf der Friedberger Gasse, der große Garten, die unabherrschbare Reihe von Johannis- und Stachelbeersträuchern, der Nimbus des Geheimnißvollen, der den Großvater umgab, alles das bot Wolfgang einen besonderen Reiz, so daß er die sonntäglichen Besuche zu Mittag, die ihm als ältestem Enkel und Paten gestattet waren, für die vergnügtesten Stunden der ganzen Woche erklärte.

Des Knaben Wolfgang tiefes Gemüt beschäftigte sich schon früh mit religiösen Fragen und Vorstellungen. Der frommen gottesfürchtigen Mutter erste Aufgabe war es, in das jugendliche Herz die Liebe zum Schöpfer einzupflanzen und ihn mit dem gütigen Gott bekannt zu machen; den zornigen lehrte ihn das große Weltereignis seiner Kinderzeit, das Erdbeben und der Untergang von Vissabon im Jahre 1755 kennen; nicht minder, vielleicht noch eindrucksvoller für das kindliche Gemüt ein furchtbares Hagelwetter, das auch im Vaterhause Verwüstungen anrichtete. Vergebens suchte der frühreife Knabe nach einer Vermittlung. Die vielen Absonderungen von der gesegneten Kirche in Frankfurt, die doch alle den richtigen Glauben zu haben meinten, verwirrten den jugendlichen Geist noch mehr. Der Mutter tiefe und wahre Frömmigkeit, die auf dem unerschütterlichen Glauben, daß Gott alles zum besten führe, beruhete, wird ihm wohl über die Strupel hinweggeholfen haben. Ihre Neigungen zu den „Stillen im Lande“, schon von frühester Jugend durch die Freundin und Base Mettenberg gepflegt, gaben auch die Veranlassung, daß das Kind in kindlicher Weise durch Opfer sich seinem Gott zu nähern suchte. Goethe nennt diese Zeit eine der glücklichsten seiner Familie. Der Vater war guter Laune über den wohl gelungenen Hausbau und froh beschäftigt, sein Haus zu schmücken, Frau Aja glücklich in dem Namen Mutter, die Kinder heiter und froh in dem Frieden der Familie, im Verkehr mit lieben Verwandten und Freunden.

Leider sollte dieser fröhliche und glückselige Zustand bald durch Ereignisse in der Familie und durch Weltereignisse, deren Folgen sich in der Familie geltend machten, gestört werden. Kinderkrankheiten, von denen auch Wolfgang zu leiden hatte, brachten dem Hause Unruhe und Sorge; der Tod der einjährigen, nach der Frau Rat getauften zweiten Tochter (1755), brachte besonders der Mutter Trauer und Herzeleid.

Politische Parteiungen.

Das große Ereignis des Jahres 1756, der Einfall Friedrichs des Großen in Sachsen, brachte in seinen Folgen viel Unglück über Frankfurt, Parteiungen, Spaltung und Unfrieden in viele Familien, und so auch in den Tector-Goethischen Kreis. Der Großvater, Schultheiß Tector, stand auf der österreichischen Seite, mit ihm sein Schwiegersohn, der Pastor Stard, und da Goethe von mehreren ebenso gesinnten Schwieger söhnen und Töchtern spricht, wohl auch die Frau Pastor Stard, der Kaufmann Melber und die noch unverheiratete Tochter Tectors, Anna Christine. Das Haupt der Friesischen Partei war Goethes Vater, der, seinem Charakter nach norddeutsch oder preussisch gesinnt, auch deshalb, weil Karl VII. ihn zum Kaiserlichen Rat ernannt hatte, auf die Oesterreich feindliche Seite getreten war; mit ihm sein Stiefbruder, der Zinngießermeister und Senator Hermann Jakob Goethe, die leidenschaftliche Tante Melber, die alle preussischen Siege mit Jubel verkündete und danach gewöhnlich hinzufügte: „Nun wird mein Vater wieder untröstlich sein“ und Frau Rat selbst, die aber wie immer mehr die Rolle der Vermittlerin spielte. Dieser Gegensatz, der auch andere, bis dahin verhüllte Mißhelligkeiten der Verschwägerten gegeneinander aufdeckte, wurde zu offener Feindschaft, als die Franzosen am 2. Januar 1759 Frankfurt überrumpelten. Die Einnahme geschah, wie man sich bald offen erzählte, mit Hilfe der Gegner der preussischen Sache, die die Franzosen als befreundete Macht betrachteten, vor allem mit Genehmigung des alten Tector, dem seine Feinde sogar Bestechung vorwarfen.

Der Graf Thoranc.

Nur mit äußerstem Widerwillen nahm Goethes Vater die Einquartierung an, sein Stiefbruder wich sogar nur der Gewalt. Mit grimmen Born sah er die verhassten Franzosen den ersten Stock des eben erst hergerichteten Hauses in Beschlag nehmen. Weder das musterhafte Betragen des bei ihm einquartierten Grafen Thoranc, noch dessen Güte und Liebenswürdigkeit, auch nicht die ihm an und für sich sympathische Neigung des Grafen für die Kunst, konnte den Rat Goethe versöhnen. Seine unmutsvolle Stimmung, in der er sogar den mit soviel Eifer betriebenen Unterricht — sehr zur Freude der mit der Einquartierung schnell befreundeten Kleinen — vernachlässigte, steigerte sich bis zum widerwärtigen Troß und nur der Vermittlung Frau Nias gelang es, einen erträglichen Zustand zu schaffen. Eifrig bestrebt, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder

gut zu machen, was der Starrsinn des Vaters verbarb, verband sie sich mit dem Dolmetscher des Grafen, dem Frankfurter Bürger Diene, um die Lage der Sache ihm zu erklären und zu entschuldigen; ja sie gab sich alle Mühe, von dem Dolmetscher Französisch zu lernen, wenigstens die notwendigen Phrasen, um sich mit dem Grafen verständigen zu können. Weiden gelang es auch, den drohenden Sturm, die Gefangennahme des Vaters wegen seiner unvorsichtigen Beleidigungen des Grafen nach der für Frankreich günstigen Schlacht bei Bergen zu beschwichtigen. Der Unmut des Vaters darüber, daß der Schultheiß Textor seine Beschwerde wegen der Einquartierungslast unbeachtet ließ, führten endlich zu jener Szene (bei einer Taufe beim Pastor Starck), die uns der Frankfurter Arzt Sendenberg in seinem Tagebuch unter dem 1. April 1760 beschrieben hat.

„Da redeten sie von dieser Materie, und Textor gab Goethe keine guten Worte. Dieser sagte, wild: er verfluche das Geld, so Textor die Stadt den Franzosen zu verraten genommen habe, wolle nichts davon (am Rande steht noch beigeschrieben: und verfluche die, so sie herein gelassen). Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, so dabei war, stiftete Frieden. Die Stadtschultheißin soll sich alle Mühe gegeben haben, Schwiegervater und Schwiegersohn zu versöhnen.“

Der Haß des Berichterstatters gegen Textor hat ihn zu Uebertreibungen geführt; der Vorwurf der Bestechung ist unerwiesen.

Erst im Sommer 1761 vermutlich wurde Rat Goethe von der Einquartierung befreit; er vermietete nun den ersten Stock, um auf jeden Fall vor Franzosen gesichert zu sein.

Aber noch viel Schlimmeres, als diese Sorgen, Bedrückungen und Streitigkeiten sollte der Krieg im Gefolge haben. Die infolge der Truppenanhäufungen herborkrechenden Krankheiten rafften Anfang Januar 1759 den sechs Jahre alten Sohn Hermann Jakob, den Spielgenossen Wolfgangs fort, dessen Lehrer und Führer der ältere schon hatte sein wollen. Hierüber berichtet die Mutter:

„Bei dem Tode seines jüngeren Bruders Jakob, seines Spielkameraden, vergoß er keine Thräne, er schien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu empfinden. Als ich ihn nun nach acht Tagen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt habe, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett hervor eine Menge Papier, die er mit Vektionen und Geschichten beschrieben hatte. Dieses alles, sagte er, habe ich gemacht, um es dem Bruder zu lehren!“

Keinemann, Goethes Mutter.

Die Wunde war noch nicht vernarbt, da folgte Johanna Maria, die dritte Schwester Goethes in einem Alter von zwei und ein viertel Jahren der im Dezember 1755 gestorbenen zweiten nach; ihrer erinnert sich Goethe in Dichtung und Wahrheit als eines sehr schönen und angenehmen Mädchens. Der Mitte August 1760 geborene jüngste Sohn Georg Adolph schien der betrübteten Mutter Ersatz bringen zu wollen für so schwere Verluste, aber auch er erlag schon nach acht Monaten einer Krankheit.

Das Familienbild.

Es giebt von der gesamten Familie Goethe ein Portrait, das Seekatz 1761 oder 1762 gemalt hat.*) Bettinas Schwester Melina von Guaita erstand es nach dem Tode der Frau Rat für Bettina. Achim von Arnim beschreibt es in einem Briefe von 1808 folgendermaßen:

„Die alte Goethe sitzend, als wenn sie eben in ganzer Pracht eine Geschichte erzählt, der Alte steht neben ihr als Schäfer, eine Hand in der Brust in die Tasche gesteckt, während er die andere an den Rippen herunterschleichen läßt, er macht ein Gesicht, als wenn er mit der Erzählung nicht ganz zufrieden, denn es thut gar zu stark seinen Effekt. Der alte junge Goethe steht in der Nähe, giebt aber auf beide nicht Achtung, sondern bindet ein rotes Band um ein Lämmchen, seine Schwester steht daneben und im Hintergrunde als Genien die verstorbenen Kinder der Goethe.“

Durch die Güte des Herrn Geheimen Regierungsrates Hermann Grimm, des Besizers des Bildes, ist es uns möglich geworden, eine Reproduktion des Familiengemäldes in Heliogravüre beizugeben.

Der Unterricht Wolfgang's.

Nach der Entfernung der Einquartierung (zur Feier des Hubertusburger Friedens erhielt die Mutter eine mit Diamanten und einem Friedensbilde geschmückte Dose) nahm der Vater den Unterricht wieder auf. Daneben liefen Privatstunden unter anderen bei Lehrern des Barfüßergymnasiums. Die von Weismann in seinem Buche „Goethes Knabenzeit“ herausgegebenen labores juveniles Goethes zeigen aus den Jahren 1757—58 Stetschrisften, ferner aus dem Jahre 1758 von Goethes Lehrer im Lateinischen und Griechischen, Scherbius, Lehrer für Sekunda am Barfüßergymnasium, diktierte, von Wolfgang ins Lateinische übersezte Specimina. Die deutsch-lateinischen Exercitien sind

*) Muland hat unter den Papieren von Goethes Vater eine Notiz gefunden, nach der am 24. September 1762 pictori Seekatz pro pictura familiae eine Summe gezahlt wurde.



100
100
100
100
100

100
100
100
100
100



Staatliche Museen

Staatliche Museen

DIE GOETHISCHE FAMILIE.

Nach dem Original im Besitze des Herrn Geh. Regierungsrates Herman Grimm.



meist Anekdoten aus dem siebenjährigen Kriege oder Kindererlebnisse, wie z. B.: „Ich und mein Bruder sind heute ein wenig vor sieben Uhr aufgestanden und hat uns niemand geweckt; und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gebogenen Knien das Morgengebet gesprochen.“

Auch eine Reihe selbst erdachter lateinischer oder griechischer Glückwünsche finden sich da, die der Knabe im August 1758 bei Beginn seines Tagewerkes dem Vater zum Morgengruß überbrachte. Daneben Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, die der Kollege des Scherbius, Reinhard, seinem Primaner aufgegeben hatte und die der acht und ein halb jährige Wolfgang ebenfalls bewältigte. Auch der Mutter behülflich beim Decken der Tische und anderer häuslichen Verrichtungen sehen wir den geschickten kleinen Mann. Französisch lernte der Knabe, wie er selbst ausführlich erzählt hat, im französischen Theater in Frankfurt, das während der Besetzung dort spielte. Trotz des Widerwillens des Vaters setzte der zehnjährige Knabe mit dem Beistand der guten Mutter es durch, von dem Villet, das dem Großvater zukam, Gebrauch machen zu dürfen. Als er aber ganz auffällige Fortschritte im Französischen machte und dem Triebe der Nachahmung folgend, dem Vater ein sauber geschriebenes mythologisch=allegorisches Theaterstück überreichte, schwand auch dessen gewiß berechtigter Widerwillen gegen Wolfgangs täglichen Theaterbesuch. Der treffliche pädagogische Grundsatz des Vaters, mehr durch gutes Beispiel, als durch Lehre zu wirken, erstreckte sich auch aufs Zeichnen und auf das Erlernen des Englischen, worin er mit den Kindern zusammen Stunde nahm. Für das Wachbleiben des Kunstinteresses sorgte der Vater durch den Verkehr mit den besten Künstlern Frankfurts. Auch die Musik wurde nicht vernachlässigt. Die Mutter spielte Klavier und sang, während der Vater das Laute- und Flötespiel betrieb. Daß der Knabe damals mit Bewunderung das Wunderkind Mozart gehört hatte, dessen erinnert sich Goethe noch bei Abfassung seiner Lebensbeschreibung. In den letzten Tagen des August 1763 war der Vater Mozarts in Frankfurt mit „einem Mägdelein von zwölf Jahren, welches die schwersten Stücke der größten Meister spielte, und dem Knaben von sieben Jahren, der ein Konzert auf der Violine spielte, bei Symphonieen mit dem Klavier akkompagnierte und bei verdeckter Tastatur ebenso gut spielte, als wenn er sie vor Augen hatte.“ Seine große, allerdings nur in der Theorie bethätigte Leidenschaft für Reisen suchte der Vater auch auf den Sohn zu verpflanzen. Sein Zimmer war mit Landkarten behängt, in müßigen Stunden spazierte er mit den Fingern darauf herum und erzählte dabei alle Merkwürdigkeiten, alle Abenteuer, die andern Reisebeschreibern begegnet waren; „das war der Mutter eine angenehme Unterhaltung.“

Die Bibel.

In so sehr zerstreuter Thätigkeit bildete das Studium der Bibel den Mittelpunkt. Hier kam der Einfluß der Mutter auf die Erziehung und Entwicklung des Knaben so recht zur Geltung. „Ich flüchtete gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Moses und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.“ Von dem philiströsen, mehr rationalistisch gesinnten Vater hat Goethe diese Vorliebe für die Bibel, „die seine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung vereinigte,“ nicht erben können, nein, es war ein Erbteil der frommen Mutter, die, wie der Sohn einst an Zelter schrieb, ein tüchtiges Leben voll Zuberficht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zugebracht hat. Der viel lesenden Frau war die Bibel die Lieblingslektüre, daher sind ihre Briefe durchtränkt von biblischen Sprüchen, Ausdrücken und Anspielungen, die uns zeigen, daß Frau Mat in der Kenntnis der Bibel es mit jedem Theologen aufnehmen konnte. Nicht anders der Sohn. Von früh auf durch die Mutter an die Verehrung der heiligen Schrift, die ihr in jeder Not Orakel und Trost war, gewöhnt, und durch unablässige Lektüre in ihr bewandert, suchte er die fremdsprachlichen Kenntnisse zu erlangen, um den Urtext zu verstehen und über manche Zweifel Aufklärung zu erhalten. Des Griechischen war er bald soweit mächtig, um das neue Testament zu verstehen, umso mehr trug er Verlangen, hinter die Geheimnisse des Hebräischen zu kommen. Auf seine Bitten erhielt er bei dem Rektor des Gymnasiums, Albrecht, in dieser Sprache Unterricht, den er selbst so anziehend geschildert hat. Sogar zu eigenen Versuchen, biblische Stoffe dichterisch zu bearbeiten, führte die Lektüre der Bibel. Ein großes episches Gedicht „Joseph und seine Brüder“, und geistige Oden, darunter die noch erhaltene „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi“, gehören hierher, die nebst anderen Gedichten von dem im Goethischen Hause wohnenden, schwachsinmig gewordenen früheren Rechtskandidaten Klauer abgeschrieben, dem Vater große Freude bereiteten, ebenso auch die Abschriften der Predigten, die Wolfgang (Sommer und Herbst 1762) eifrigst nachschrieb. Der Konfirmandenunterricht, den er von dem hochbetagten Pastor Johann Georg Schmidt um 1762 erhielt, konnte ihn nicht befriedigen. Die Mutter hatte ihn von früh auf zu wahrer werththätiger Gottesfurcht erzogen; hier handelte es sich aber nur um die Aneignung äußerer Kenntnisse. „Der trodene, geistlose Schlenbrian paralyalisierte meinen guten Willen,“ sagte er selbst später

von diesen Unterricht. So vollzog sich die Konfirmation, bei der Vater und Mutter den Sohn zum Tisch des Herrn begleiteten, ohne inneren Anteil Wolfgangs.

Der Messias.

Mit dem frommen, tiefgläubigen Sinn der Mutter hängt auch ihre Vorliebe für Klopstock zusammen, während bezeichnender Weise der Vater auf Gottscheds Seite blieb und reimlose Gedichte für bare Prosa hielt. Ein Freund des Vaters und sonntäglicher Gast der Familie, der Kaufmann und bayerische Agent in Frankfurt, Rat Schneider, der voller Begeisterung den Messias in jeder Charwoche durchlas, hatte hinter dem Rücken des Vaters die ersten zehn Bücher der Mutter übergeben, die sie heimlich für sich las, ohne es verhindern zu können, daß die Kinder sich des verbotenen und darum für sie so interessanten Buches bemächtigten. Jene hübsche Schlußzene des zweiten Buches von Dichtung und Wahrheit ist zu bekannt, als daß wir ihrer hier Erwähnung zu thun brauchen. Rat Schneider war wiederholt für Mutter und Kinder der freundliche Vermittler; er lebte in bescheidenen Verhältnissen und war wohl deshalb gern bereit, kleine Freundschaftsdienste zu übernehmen, wie ja auch Goethe selbst andeutet. Welche Freude für ihn und auch für die Mutter, als Wolfgang große Stellen aus dem geliebten Messias vortragen konnte. Das gute Gedächtnis des Knaben, der des Vaters Bibliothek durchstöberte und dessen dort befindliche Lieblinge, wie Gantg, Hagedorn, Gellert und Haller, las und memorierte, unterhielt wiederholt die staunenden Freunde der Familie.

Verkehr des Knaben.

Es ist gewiß kein Zufall, daß uns Goethe viel mehr von seinem Verkehr mit Erwachsenen als mit Altersgenossen berichtet hat. Der geistig so früh entwickelte Knabe war seinen Gespielen entwachsen, seine Wißbegierde, das erstaunliche Gedächtnis, die schnelle Fassungsgabe machten ihn bald zum Liebling älterer Freunde des Hauses und überall zum gern gesehenen Gast. Von solchen Männern, die als Dilettanten, Kunstkenner oder Sammler damals in Frankfurt bekannt waren und mit der Familie Goethe in freundschaftliche Berührung kamen, erwähnt Goethe den damals schon siebenzigjährigen Schöffen von Uffenbach, einen Musikenthusiasten, der Oratorien bei sich aufführen ließ, den reichen Sonderling im Wohltun, Baron von Hädel, den schon erwähnten Großoheim von Loön, dessen Haus der Mittelpunkt der guten Gesellschaft war, und

den reichen Juristen Dr. Orth, dessen Buch über Frankfurterische Altertümer Goethe als Jüngling fleißig studiert hat; vor allem aber als Männer von großem Einfluß auf seine Entwicklung die drei Frankfurter Schöffen von Menschlager, von Reineck und Hofrat Hüszen. Der erstgenannte, von Goethe in den Bekenntnissen einer schönen Seele als „Narciss“ gezeichnet, der damals gerade die Erläuterungen zur goldenen Bulle schrieb, führte den Knaben in die Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches ein; auch kam er seiner Vorliebe für das Theater und das Drama entgegen, indem er Wolfgang, Cornelia, seinen eignen Sohn und andere junge Leute veranlaßte, deutsche und französische Dramen aufzuführen. Goethe berichtet von einer Aufführung des Schlegelschen Canut und des Corneilleschen Britannicus, bei der die erst zehnjährige Cornelia die Rolle der Agrippina gab. Der sächsische Kriegsrat von Reineck, ein starrsinniger, einsiedlerisch lebender Mann, hatte unter den wenigen Menschen, mit denen er verkehrte, den jungen Goethe besonders in sein Herz geschlossen und wollte ihn zum Diplomaten erziehen. Der Hofrat von Hüszen, ebenfalls ein Menschenfeind, fand Gefallen an dem Widerspruch des heranwachsenden Knaben, der sich dem einseitigen Pessimismus des alten Herrn nicht gefangen geben wollte. Eine treffliche Gelegenheit bot sich hier für den Knaben dieser krankhaften menschenfeindlichen Gesinnung gegenüber, die sogar in Gott Fehler entdecken wollte, die täglich die Schönheit der Werke Gottes preisende, weltfreundige Stimmung der Mutter verehren zu lernen.

Niel weniger ist über des Knaben Verkehr mit seinen Altersgenossen bekannt; er selbst nennt außer dem Franzosen Derones und seiner Schwester nur den fingierten Namen Phylax, und will auch nur wenig ausgeuchte Freunde besessen haben.

Durch Frau Rat werden noch als seine Gespielen genannt die beiden Moors, Söhne des Schöffen und Bürgermeisters, von denen der zweite mit Goethe an demselben Tage geboren war, und Elise Bethmann, die später gute Freundin der Mutter wurde.

Diese Zeit stand der Mutter vor Augen bei den hübschen Worten, die sie als Antwort auf die Uebersendung von Wilhelm Meisters Lehrjahre dem Sohne sandte.

„Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sah dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sah wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegte und dergleichen mehr.“

Zu diesen werden wir uns die Schar der verwandten, gleichalterigen

Kinder, die vielen Melbers und Starcks u. s. w. zu denken haben, ferner die Söhne der vorher erwähnten Gönner Wolfgangs, von Olenzläger, von Reineck und Hüsgen, vielleicht auch schon eins der jungen Mädchen und Knaben, in deren Verkehr wir Wolfgang und Cornelia später finden, um den Kreis der näheren Bekanntschaft der Kinderzeit zu vervollständigen. Daß er seine Spielgenossen geistig weit überragte und sie regierte, dafür haben wir ein Wort der Mutter jüngst erfahren. „Deine übrigen Freunde,“ schreibt sie am 17. November 1786 an den Sohn, „sind alle noch, die sie waren, keiner hat so Riesenschritte wie du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakaien, sagte einmal der verstorbene Max Moors).“ Er selbst war sich auch dessen schon als Kind bewußt, wie Bettina erzählt: „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben; er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? — da sagte die Mutter: warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andre doch ohne sie fertig werden müssen, da sagte er ganz stolz: mit dem, was andern Deuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Auch äußerlich suchte er vor allen andern sich auszuzeichnen. Häufig wurde er verlacht wegen der Würde in seinem Aeußeren.“

Eines Tages, so erzählt wiederum die Mutter, stand jemand mit mir am Fenster, als er eben mit andern Knaben die Straße heraufkam und sehr gravitatisch einherschritt. Als er ins Zimmer trat, neckte ihn der Freund mit seinem Gradehalten und wie er sich so sonderbar vor den andern Knaben auszeichne. Hiermit, antwortete er, mache ich den Anfang und später werde mich mit noch allerlei auszeichnen. Und er hat Wort gehalten.

In seiner Kleidung, so läßt Bettina die Mutter berichten, war er nun ganz entseztlich eigen, ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen, auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Weinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu, auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w., auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel, das erste zog er im Hause an, das zweite wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Gala; kam ich nun am andern Tag hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andre dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Geleis.

Die Gretchenepifode.

Reiche Abwechslung von ihrem häuslichen Leben bot den Kindern Frankfurt selbst. Diese alte ereignisreiche Stadt, die das Aeltertümliche mit dem Modernsten verband, erregte bei einem so wißbegierigen Knaben, wie Wolfgang war, nicht bloß Neugier, sondern auch den Sinn für deutsche Geschichte und deutsches Altertum, nicht wenig trug auch das moderne und großartige Getriebe der Messen, die Lage der Stadt und die Lebendigkeit der Bewohner zu einer schnelleren Entwicklung seiner geistigen Kräfte bei. Auf das höchste gespannt wurden seine Erwartungen, als die Nachricht kam, daß im Beginn des Jahres 1764 die Wahl des römischen Königs und seine Krönung in Frankfurt stattfinden sollte. Freilich der Vater mußte in seiner Art auch hieraus sofort für den Sohn und seine Studien Gewinn zu ziehen. Wie er dem Knaben Interesse für die Kunst dadurch zu erwecken suchte, daß er ihn mit den für ihn arbeitenden Künstlern der Stadt in Verbindung treten ließ, wie er ihm in ähnlicher Weise Einblick in die Werkstatt der Handwerker verschaffte, so wurde jetzt mit jener Beharrlichkeit, die bei der gemeinsamen Abendlektüre geschichtlicher Werke Mutter und Kinder in Schrecken setzte, das große Ereignis juristisch und geschichtlich beleuchtet. Diesmal aber hatte der Vater gewiß keinen aufmerksamen Zuhörer. Gerade in jener Zeit war der Knabe in eine etwas anrühige Gesellschaft junger, aber ihm an Alter weit überlegener Leute geraten, an deren Aneipereien und Auszügen er sich besonders deshalb beteiligte, weil er dort das Mädchen zu sehen bekam, in das der Bierzehnjährige — auch hierin weit voraus seinen Altersgenossen — sich verliebt hatte. Die Gretchenepifode gehört zu den lieblichsten Schilderungen aus Dichtung und Wahrheit. Mit allem Zauber der Unschuld und Keuschheit hat Goethe die Schilderung seiner ersten Liebe umgeben. Daß er der herrlichsten Gestalt in seiner größten Dichtung denselben Namen gegeben hat, ist selbstverständlich kein Zufall. Schon darum ist es ausgeschlossen, daß diese Liebesgeschichte nur erdichtet sein soll, ebenso ausgeschlossen ist, was Scherer auf geistreiche Vermutungen, nicht auf Beweise gestützt, hat glaubhaft machen wollen, daß Gretchen Wagner, wie er sie nennen zu dürfen glaubt, eine Kofette gewesen sei, deren Gunstbezeugungen Wolfgang mit Geschenken erkaufte.

Hat Bettina recht, so mußte Frau Mja um das Gretchen, aber sie erzählte nicht gern davon und Bettina hütete sich, zu fragen. Aber die örtliche Bestimmung, Offenbach und das Wirtshaus zur Rose, hat Bettina sich erbachyt oder falsch überliefert erhalten, denn nach einer Mitteilung Creizenachs

hat der Jugendfreund Goethes, Passavant, bestimmt die Wohnung Gretchens als in der Nähe der Peterskirche gelegen angegeben. Doch deshalb braucht man Bettinas Bericht nicht für erdichtet zu halten. Wie überall in Goethes Biographie wird eine Abweichung von der Wirklichkeit um der Form willen geschehen sein, so wird die Gesellschaft, in der Goethe Gretchen kennen lernte, etwas harmloser, als sie wirklich war, dargestellt worden sein, weil er den Hintergrund des Idylls nicht anders gestalten konnte. Eine Stelle in Dichtung und Wahrheit, die das Drama „Die Mitschuldigen“ in Beziehung mit jenen Erlebnissen setzt, ebenso die Bezeichnung „Ungeheures“ für eben dies Erlebnis im Tagebuch spricht sehr dafür. Der Kern wird auch hier wahr sein. Eine Gesellschaft von jungen Leuten aus dem niederen Stande benutzte das dichterische Talent des etwa vierzehnjährigen Wolfgang zu Mystifikationen, dann auch, um sich Geld zu Kneipereien zu verschaffen. In ihrem Kreise lernt er als Verwandte des Wirtes Gretchen kennen. Um ihretwillen hält er an dem Verkehr fest. Die Zeit der Kaiserkrönung giebt die Möglichkeit und Gelegenheit zu unbemerkten Wanderungen und langen Kneipereien, an denen Wolfgang sich die Teilnahme dadurch ermöglicht, daß er sich einen Haus Schlüssel verschafft. Ein mit jenen Leuten bekannter, etwas älterer Mann drängt sich an Wolfgang, um eine Stelle im Dienste der Stadt durch eine Empfehlung beim Großvater Textor zu erhalten. Sobald er das erreicht hat, benutzte er seine Stellung als Gerichtssubstitut zu Unterschlagung von Geldern. Die Sache wird entdeckt und Wolfgang, wie natürlich, in sie verwickelt, obgleich er ihr ganz fremd war. Der Vater geriet bei der Mitteilung in den höchsten Zorn. Der ängstlich gehütete Sohn, auf dessen Erziehung und Ausbildung er viele Jahre die besten Kräfte und Mühe gewandt, auf den er die größten Hoffnungen gesetzt hatte, nun ein Genosse von Verbrechern und wohl gar selbst ein Verbrecher! Nur die äußerste Strenge konnte hier heilsam wirken, wenn er überhaupt noch zu retten war. Nicht weniger erschrocken und entsetzt war die Mutter. Wenn sie auch ihrem Liebling nicht wirklich Schlechtes zutraute, Vorwürfe mußte sie sich selbst machen, daß sie stets der Strenge des Vaters gegenüber auf die Seite des Sohnes getreten war, und sogar sein Ausbleiben in der Nacht dem Vater verheimlicht und vertuscht hatte. Ihre begütigenden Worte erreichten wenigstens, daß der Vater nicht selbst die Untersuchung übernahm, sondern sie dem alten Hausfreund und Wolfgang's Gönner Schneider überließ. In ihrer Angst eilte sie zu dem Sohne, um ihn zu wecken und vorzubereiten.

„Verstört und ängstlich“ trat sie ein. Man konnte es ihr gar leicht

ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf,“ sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt! Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur soviel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte, was bevorsteht!“

Mit der Tochter Cornelia suchte sie im Verlauf der Untersuchung den Sohn zu trösten und wieder aufzurichten. Bald Härte sich seine Unschuldb auf. Auch die Strafe gegen Wagner, so hieß wahrscheinlich der Uebelthäter, und seine Genossen fiel milde aus. Gretchen kehrte in ihre Heimat zurück. Ihre Aussage, daß sie Wolfgang wie ein Kind angesehen habe, heilte, wie Goethe sagte, den jugendlichen Liebhaber von seinem Schmerze. Auch eine körperliche Krankheit und „hypocondrische Thorheit“, die als eine Folge der seelischen Erschütterung sich einstellte, überwand Wolfgang.

Die Gesellschaft eines Hofmeisters, der seinen Zögling für die Universität vorbereiten sollte und ihn zuerst mit der Philosophie bekannt machte, wirkte wohlthätig. In der freien Natur und durch Zeichnen nach der Natur, wozu er zur Freude des Vaters viel Luft bekam, suchte er schmerzliche Erinnerungen zu verbannen. Bald war seine heitere, lebenslustige Stimmung wieder hergestellt; gerade den Sommer 1765 schildert uns Goethe als reich an mannigfachen Wasser- und Landpartien und genußreichem heiteren Verkehr mit Freunden beiderlei Geschlechts. Wenn nun auch die in Dichtung und Wahrheit so anschaulich geschilderten Partien, wie man wahrscheinlich gemacht hat, in der Hauptsache auf eine spätere Zeit zurückgehen, so lassen doch die Seufzer des Studenten aus Leipzig nach den Frankfurter Freunden und Freundinnen auf regen Verkehr auch in dieser Zeit schließen. Zu den schon genannten Altersgenossen haben wir noch zu rechnen den von Goethe so humoristisch und liebevoll gezeichneten Horn, der später mit ihm in Leipzig war, Joh. Jak. Riese, später Kastenreiber in Frankfurt, Krespel, der freilich damals in Paris war und später der treue Freund der Frau Rat wurde, Max von Bersner, Kehr, Passavant und von Schweizer; von den Freundinnen Corneliens und Wolfgang's: Charitas Meizner aus Worms, die er von Leipzig aus behauptet zärtlich geliebt zu haben. Die drei Schwestern Gerod, Töchter des Kaufmanns Gerod in Frankfurt, Katharina und Franziska Krespel, die Schwestern des obengenannten Bernhard, die im zweiten Gesange von Hermann und Dorothea gechildert sein sollen; ferner Lisette Kunkel und Maria Bassompierre, die besten Freundinnen Corneliens.

Wolfgang's Abreise nach Leipzig; Cornelia.

Mit Michaelis 1765 nahte der Zeitpunkt heran, da Wolfgang auf drei Jahre das Vaterhaus verlassen sollte; es war eine freudlose Zeit für die nur im Sohne lebende Mutter, aber vielleicht noch mehr verhaßt der Schwester Cornelia. Sie hatte eine rauhe Kindheit hinter sich. Die Erziehung des Vaters war streng, das Verhältnis der Kinder zu den Eltern überhaupt unterwürfiger als heute; das äußert sich schon in dem Gebrauch der Anrede den Eltern gegenüber, die stets in der dritten Person der Einzahl oder Mehrzahl geschah. Noch im August 1779 schreibt Goethe in der dritten Person der Einzahl an die Mutter, später, von 1781 an, in der Mehrzahl, aber nie in dem vertraulichen Du.

Der Vater, zwar nicht ohne Gefühl und Zärtlichkeit, gehörte doch zu jenen Pädagogen, die aus Angst, ihrer Würde etwas zu vergeben, jede natürliche Regung hinter eiserner Strenge verbergen und wie der alte Meister in den Lehrjahren, den Kindern die Freuden verderben, um sich nicht merken zu lassen, wie lieb man sie habe. Ohne Verständnis für die besonderen Eigenheiten und Forderungen eines Mädchens, und noch dazu eines Charakters wie Cornelia, plagte er die Kinder gleichmäßig, aber natürlich mußte die Tochter das mehr empfinden als der Sohn. Deshalb klammerte sich die gequälte, selbst der unschuldigen Freuden des Verkehrs mit Altersgenossen beraubte Cornelia mit ihrem ganzen, liebebedürftigen Herzen an den Bruder; und es entstand zwischen den Geschwistern ein sehr freundschaftliches Verhältnis, dem es sogar an Zärtlichkeit und Eifersucht nicht gebrach. Schon zu der kleinen, noch in der Wiege liegenden Schwester hatte, wie wir oben schon erzählt haben, der Bruder die zärtlichste Zuneigung. Mit den Jahren wurde sie ihm „eine an Annehmlichkeit wachsende Gesellschaft“. Vor des Vaters Strenge fliehen die Geschwister, die man an Wachstum und Bildung für Zwillinge halten konnte, zu den Großeltern auf der Friedberger Gasse, oder sie suchen sich bei der lieben Mutter, die sich immer ihrer annahm und die Sache der Jugend vertrat, für die Sorgen und Mühen zu entschädigen. Die hübsche Szene von dem durch Klopstocks Messias in Schrecken gesetzten Barbier soll gewiß in Dichtung und Wahrheit als typischer Beleg für eine heitere und freundliche erste Kinderzeit gelten; aber sobald Cornelia nur irgend bildungsfähig erschien, begann jene Dual, die das zum Ernst und zur Schwermut neigende Mädchen gänzlich verschüchterte und um ihre Jugend brachte. Die rücksichtslose Strenge des Erziehers, der mit „unglaublicher Konsequenz“ sein Ziel ver-

folgte, entfremdete das Mädchen dem Vater, und diese Entfremdung ward zu Troß, ja fast zu Haß, (oder wie Goethe sagt, furchtbarer Härte), als während der Abwesenheit Wolfgangs der Vater seine ganze pädagogische Thätigkeit der Tochter zuwandte und ihr die unschuldigsten Freuden vergällte. In ähnlichen Fällen wird ein bedrängtes Mädchenherz Schutz und Rettung bei der Mutter suchen, und Frau Uja war mit ihrem tiefen Gemüt, ihrem milden liebenden Herzen, ihrem prächtigen Humor, gewiß eine reiche Quelle des Trostes. Daß für Cornelia diese Quelle nicht floß, oder von ihr verschmährt wurde, dafür finden wir allein die Erklärung in ihrem Charakter.

Die beste Schilderung Corneliens, zugleich ein herrliches Denkmal dankbarer Liebe, haben wir im zweiten und vierten Buche von Dichtung und Wahrheit. So oft auch Goethe Cornelia erwähnt und charakterisiert, ein Zug kehrt immer wieder: es bleibt trotz aller edlen Eigenschaften etwas Unerklärliches in ihr. Er spricht von dem merkwürdig unbegreiflichen indefiniblen, dem eigenen Wesen, von dem schwer zu sprechen sei, er nennt ihre wundersame Natur das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenschaften bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. Dazu noch, heißt es aus einer dieser Stellen, ein Wunderfames: „in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit.“ Eine erst kürzlich bekannte Aeußerung Goethes drückt sich stärker und deutlicher aus: „Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung.“

Außer der Schilderung des Bruders besitzen wir noch eine sehr wichtige Quelle für das Verständnis seiner Schwester: Corneliens Briefe an ihre Freundin Katharina Fabricius, die sie im Sommer 1768 in Frankfurt kennen gelernt hatte, und das Tagebuch aus dem Winter 1768—69, das uns die Gefühle und Denkweise des jungen Mädchens unverhüllt offenbart. Eine Frage wird in diesen Briefen und Blättern besonders häufig besprochen, ob geistige Vorzüge körperliche Schönheit ersetzen können. Cornelia war von der Natur nicht mit körperlichen Reizen ausgestattet. Nur ihre Augen werden von dem Arzt Zimmermann mit den Worten gerühmt: „Augen, die so schön sind, als nur irgendwelche in Nizza oder Genua.“ „Bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften empfand sie nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers“, äußerte der Bruder über sie. „Sie war groß, wohl und zart gebaut, aber die Züge ihres Gesichts waren weder bedeutend, noch schön. . .“ Was aber ihr Gesicht ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche

nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbte Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick, wo nicht abstieß, so doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand



Cornelia Goethe, nach Goethes Zeichnung.
Aus dem Nachlaß des Kanzlers von Müller.

es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden.“ Daß dieses Gefühl bei Cornelia besonders ausgebildet war, zeigen Stellen aus den Briefen und dem Tagebuch:

„Der Wunsch, ein liebenswürdiges Mädchen zu sein, liegt mir Tag und Nacht am Herzen. Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlich werde. Ich gäbe alles darum, wenn ich schön wäre. Ich wäre thöricht, zu verlangen, eine große Schönheit zu sein, aber ein wenig Feinheit in den Zügen, einen reinen Teint und jene Anmut, die entzückt beim ersten Anblick, mehr nicht. Indeß das ist nicht und wird nimmer sein, was ich auch thun und wünschen möge, so ist's denn besser, den Geist zu pflegen und zu versuchen, wenigstens nach dieser Seite hin erträglich zu sein“; aber bald darauf klagt sie: „Welche Vorzüge hat die Schönheit! Sie wird der Anmut der Seele vorgezogen.“

So glaubt sie darauf verzichten zu müssen, je die Liebe eines Mannes zu erwecken. Trübe unglückliche Erfahrungen mit dem Manne, dem sie eine leidenschaftliche Liebe entgegenbrachte — einem Engländer, Harry genannt —, die Lektüre der sentimental überspannten Romane ihres Lieblings Richardson halfen dazu, diese Anschauung, als sei sie dazu bestimmt, ohne Liebe zu heiraten, fest in ihr werden zu lassen. „Dieser Gedanke macht mich schaudern, und doch wird es die einzige Wahl sein, die mir bleibt, denn wo wäre ein Mann zu finden, der an mich dächte?“

Aber der Grund für das Mißgeschick lag tiefer. Nicht bloß ihr Aeußeres, auch ihr Charakter war wenig geeignet, Liebe zu erwecken. Was ihr fehlte, war eben das, was uns für ihre Mutter so erwärmt, der Humor, jene beneidenswerte Gabe, die stets über den Dingen steht und selbst die größten Widersprüche der Welt in Harmonie auflöst; sie gehörte zu jenen unglücklichen Wesen, die nirgends sich zurecht finden, sie war eine Art problematischer Natur oder wie es Goethe schonend später beim Tode ihrer Tochter ausdrückte: „eine tiefe zarte Natur, ein über ihr Geschlecht erhabener Geist, der sie nicht vor einem gewissen Anmut mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte.“ Das Vorkwalten des Verstandes, der große Ernst, mit dem sie über sich nachdachte, eine pessimistische, alles ins Schwarze malende Auffassung, die bei der Beurteilung der Mitmenschen wie Härte aussieht, waren ihr ins Leben mitgegeben. Kam nun dazu die strenge, harte Erziehung des Vaters, die einseitig nur auf die Ausbildung des Verstandes und den Erwerb von Kenntnissen bedacht war, eine Erziehung, die ihr jedes Vergnügen, jede unschuldige Freude raubte, so werden wir es verstehen, daß die Mutter bei dem zurückkehrenden Sohn „in geheimem Gespräch“ sich über die Tochter und ihr Verhältnis zum Vater beklagte.

Wolfgang war gewiß auch der beste Vermittler. Seine Mutter liebte

ihn auf das Zärtlichste. Das Verhältnis zur Schwester nannte er „das reinste, wahrste, edelste, das er je zu einem Weibe gehabt“. So besaß er beider Vertrauen und dennoch konnte er nichts ausrichten, wo Natur und Charakter sich so schroff gegenüber traten. Die optimistische Geminnung der Frau Rat, die alles Traurige und Unangenehme mit beneidenswertem Geschick von sich fern hielt, ihre heitere, humorvolle Lebenslust und Sorglosigkeit, die schöne Kunst, jeder Lage gewachsen zu sein, auch in dem Unbedeutendsten etwas Erfreuliches, Schönes, und auch bei den traurigsten Dingen immer noch einen Trost zu finden, das alles war dem ernstesten, starren, sich in das Unglück vergrabenden, gewissermaßen lieblosen Wesen Corneliens unverständlich, wenn nicht zuwider. Den tiefen, echt religiösen, unerschütterlichen Glauben der Frau Rat, der etwas Geheimnisvolles, Mystisches hatte, konnte ihr reifer Verstand nicht teilen. Gerade die Eigenschaften, die Cornelian nach des mild urteilenden Bruders Worten fehlten, waren die Grundlagen des Charakters der Mutter: Glaube, Liebe und Hoffnung. Darum ist das Verhältnis zwischen beiden kühl und fremd geblieben, wie es Goethe im Götz zwischen der geistig und körperlich gefunden Elisabeth und ihrer madonnenhaft kühlen, „in der Liebe gebeizten“ Schwägerin, oder zwischen Olimpia und Elmire, in Erwin und Elmire geschildert hat. Deshalb wird es auch kein Zufall sein, daß Cornelia in dem Tagebuch und ihren Briefen niemals die Mutter erwähnt.

Nur in einem Punkt einigten sich beide, in der schwärmerischen Verehrung Wolfgangs. Darum ward für sie beide sein Aufenthalt in Leipzig eine traurige, düstere Zeit. Von Begebenheiten in der Frankfurter Verwandtschaft in dieser Zeit ist uns nur folgendes bekannt. Die Verheiratung des einzigen Bruders der Frau Rat, des Advokaten Dr. jur. Textor mit der fünfzehnjährigen Jungfer Möller, Tochter eines Buchhändlers, jene Hochzeit, zu der Wolfgang ein Gedicht verfasste, das zwar den Beifall der Verwandten, aber den Spott seines Lehrers Clodius nach sich zog; ferner die schon erwähnte Verheiratung der Tante Anna Christina, die vorher mit Schloffer, dem späteren Schwager Goethes, ein Verhältnis gehabt hatte, mit dem Leutnant Schuler am 5. Mai 1767; endlich der Tod von Goethes Großtante, der Frau Generalin von Hoffmann — am 16. September 1766 — für deren Gatten der Student auf Wunsch des Vaters ein Trauergedicht in französischer Sprache verfertigte.

Es war selbstverständlich, daß Cornelia für den Verkehr mit dem vielgeliebten Bruder in ausführlichem Briefwechsel Ersatz suchte. Diesen Wunsch und Trieb benutzte der Vater zur Uebung der Tochter in deutscher, englischer und französischer Sprache und zugleich zur Ueberwachung des Sohnes. So

hatte er denn wieder das Kunststück fertig gebracht, das, was Freude und Glück für Cornelia sein sollte, ihr zu verhaßter Dual zu machen. Auch erreichte er dabei den vorhin angedeuteten Zweck dem Sohne gegenüber nicht. Dieser merkte natürlich die Absicht, ja er verhöhnte den Vater sogar, indem er dem Erzieher folgendes zu lesen gab: „Ich sehe manchmal mit Vachen, wie ein gutes einfältiges Mädchen Reflektionen macht, die niemand als ein einsehender, erfahrener Mann machen konnte.“ In dem Briefwechsel zeigt sich Wolfgang als der überlegene Student, der die Schwester erziehen und belehren will. „Ich studiere für dich und mich,“ heißt es einmal. Was er morgens lernt, bekommt sie nachmittags zu hören; er korrigiert ihre Briefe und Stilübungen, er warnt sie vor vieler und schlechter Lektüre und erlaubt ihr von Romanen nur den Grandison; auch warnt er sie vor dem Fehler der jungen Mädchen, der Klatschsucht. Er will in ihr das vernünftigste, artigste, angenehmste, liebenswürdigste Mädchen erziehen, nicht „nur in Frankfurt, sondern im ganzen Reiche.“ „Denn unter uns, draußen bei euch residirt die Dummheit ganz feste noch,“ so schließt er einen Brief.

Gleich als wollte er sich aber über ihre vielfachen Studien lustig machen, verlangt er von ihr das Betreiben der Kochkunst, der Haushaltung, Klavierspiel zum Zeitvertreib, Tanzen, Kartenspiel, Puß mit Geschmack. „Die Madl. Breitkopf,“ schreibt er einmal, „habe ich fast ganz aufgegeben, sie hat zuviel gelesen und da ist Hopfen und Malz verloren.“

Uns interessiert natürlich der schriftliche Verkehr zwischen Mutter und Sohn bei weitem mehr. Leider ist uns aber gar keine Nachricht darüber erhalten — während doch eine Korrespondenz mit der jungen Schwester der Frau Rat, Anna Christina, Jungfer Tante oder Miß Aunt genannt, erwähnt wird — ja in den Briefen wird die Mutter überhaupt nur zweimal berührt. Mag das nun vom Vater wegen des Charakters der Briefe und als einer Stilübung oder aus anderen Gründen befohlen worden sein, die beste Entschuldigung hat Wolfgang selbst gegeben in seinem den Brief vom 11. Mai 1767 begleitenden Gedicht:

An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Bärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut

Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüberfließt und ihn dem Aug' entreizt,
So wenig weicht die Gärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom
Vom Schmerz gepetst bald stürmend drüberfließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und rings umher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

In den letzten Wochen seines Aufenthaltes in Leipzig wurde Wolfgang von schwerer Krankheit heimgesucht. Nach längerem Uebelbefinden wachte er eines Nachts mit heftigem Blutsturz auf, er hatte noch soviel Besinnung, daß er seinen Stubennachbar, den Theologen Vimprecht, rufen konnte. Es war die Krankheit eine Folge der Extreme, in denen sich das Leben des Studenten bewegt hatte, und einer unvernünftigen Abhärtung, die man als natürliche Lebensweise in mißverstandener Befolgung Rousseauscher Lehren ausübte. Mehrere Tage schwankte sein Zustand zwischen Leben und Tod. Bei der Genesung wurde ihm eine Geschwulst an der linken Seite des Halses besonders lästig.

Noch nicht völlig genesen, verließ Wolfgang am 28. August 1768 Leipzig. Einen Schiffbrüchigen nannte sich der Rückkehrende selbst. Ohne äußere Zeichen erfolgreicher Studien, kehrte er, scheinbar in seiner geistigen Entwicklung derselbe, körperlich statt des blühenden, vor Gesundheit strotzenden Jünglings, elend und krank zurück. Der Vater gab rücksichtslos seinem Verdruß hierüber Ausdruck. „Der Willkomm war nicht ohne Bewegung und die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene.“

Mutter und Schwester aber wandten ihre ganze Liebe und Sorgfalt dem geliebten Kranken zu; Cornelia wurde sogar lustig, was doch sonst gar nicht in ihrer Art war, um ihn zu erheitern. Freilich brauchte er auch ihre liebevolle Sorge und Pflege. Die Briefe aus dem anderthalbjährigen Aufenthalt in Frankfurt, nach Leipzig an Rätchen Schöntopf oder an Dejer und dessen Tochter geschrieben, melden uns von dem langsamen Verlauf der Krankheit und mehrfachen Rückfällen. Ende des Jahres kann er mitteilen, daß die gefürchtete Gefahr einer Lungenkrankheit beseitigt ist, um so mehr macht ihm aber der Magen zu schaffen. Er blickte auf drei unter großen Schmerzen zugebrachte Wochen zurück; Ende Januar ist noch immer nicht viel Besserung

eingetreten. „Die Laune der Natur schraubte mich vier Wochen an den Bettfuß, vier Wochen an den Sessel.“ Die Geschwulst am Halse und andre infolge gestörter Verdauung eintretende Leiden erhöhten den ungemüthlichen Zustand, den er den Seinigen durch eine Art Galgenhumor weniger fühlbar zu machen suchte. Die Hoffnung auf das Frühjahr erwies sich auch als trügerisch. Erst im Dezember 1769 kann er melden, daß sein Körper wieder hergestellt sei; aber eine leicht erklärliche verbrießliche Stimmung hatte infolge der langdauernden Krankheit sich seiner bemächtigt.

Wahren Trost und wahre Erquickung fand Wolfgang in diesen Leiden bei seiner Mutter und ihrem unerschütterlichen Glauben an einen gerecht lenkenden Gott, der alles zum Besten der Menschen sende und hinausführe. Von ihr hatte er die erste religiöse Anregung erhalten; sie, die Bibelfundige, hat ihn früh mit ihr bekannt gemacht. Die häufigen Versuche des Knaben, sich Gott zu nähern, seine Allweisheit und Gerechtigkeit mit den vielfach offenbaren Ungerechtigkeiten in der Welt in Einklang zu bringen und andres zeigen, wie sehr den Knaben religiöse Fragen beschäftigten. Der ungewöhnliche Raum, den Goethe ihnen in Dichtung und Wahrheit einräumt, soll das äußerlich kund thun. Aber ein öder und geistloser Religionsunterricht entfremdete ihn der Kirche, übereifrige Strupel quälten ihn unnütz. Es war wohl noch eben so im eigenen wie ganz im Sinn der frommen Mutter, was er ihr bei der Abreise nach Leipzig in ihr Stammbuch gegenüber den Einsegnungsprüchen im heiligen Abendmahl geschrieben hatte:

Das ist mein Leib, nehmet hin und esset,
Das ist mein Blut, nehmet hin und trinkt,
Auf daß ihr meiner nicht vergeßet,
Auf daß nicht euer Glaube sinckt.
Bei diesem Wein, bey diesem Brot
Erinnert euch an meinen Tod.

Frankfurt
den 30. September
1765.

Zum Zeichen der Hochachtung
und Ehrfurcht setzte dieses
seiner geliebtesten Mutter
J. W. Goethe.

Der leichtsinnige Student jedoch glaubte am besten sich innerlich von dieser Verbindung loszusagen. Erst am Schlusse seines Leipziger Aufenthaltes fand er in dem frommen und zugleich gelehrten Nachfolger Behrisch, Langer, den Mann, der ihn zu einer tieferen Auffassung und zum Glauben zurückführte.

Es tritt in dieser Zeit für Goethes inneres Leben eine Verwandte der Mutter in den Vordergrund, von der wir bisher nur wenig gesprochen haben. Es ist die Nichte der Frau des Obersten und Stadtkommandanten Johann Nikolaus Tector, einer geborenen von Klettenberg, die auch Tante der Frau



Susanna Katharina von Klettenberg. (Aus Koennedes Atlas.)

Nat war, die am 9. Dezember 1723 geborene Susanna Katharina von Klettenberg. Sie bildete damals den Mittelpunkt der an die Herrnhuter sich anlehenden Frommen in Frankfurt. Die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Frauen haben von früher Kindheit an bestanden. Die Freundschaft

beruht auf gleicher religiöser Anschauung. Schon als junges Mädchen huldigte sie der strengen Richtung der Herrnhuter.

Die Herrnhuter Gemeinde trat später in starken Gegensatz zu den Pietisten, aber die Entstehung dieser beiden Absonderungen von dem kirchlichen Leben der herrschenden Religion geht auf dieselben Ursachen zurück.

Es waren diese einmal der Dogmenzwist, die Verkünderung und das Vorherrschen des Aeußerlichen, was tiefer fühlende Gemüther in dem Protestantismus jener Zeit unbefriedigt ließ, ferner die Verwilderung der Sitten in der sogenannten guten Gesellschaft, wovon der Frankfurter Gelehrte Krieger in seinem Buch über die Brüder Senkenberg fast Unglaubliches berichtet hat; endlich die Verbreitung einer frivolen Auffassung der Religion, wie sie von Frankreich ausging.

Die Herrnhuter.

Darum wollten die Herrnhuter ein persönliches Verhältnis des einzelnen zu Gott und Christus, abgesehen von dem Dogma, in den Vordergrund stellen, ein Nähertreten an Gott, eine Art Sonderbund des einzelnen mit Christus. Auf der andern Seite predigte man die Heiligung des Lebenswandels, der auch von Gott geleitet und gelenkt werde. Das Verhältnis zu Gott sollte sich, nach ihrer Auffassung gestalten, „wie das einer Braut zum Bräutigam, den man sich unbedingt hingiebt und dem man ohne Zweifel das Schicksal des Lebens anvertraut“. Christus ist der unsichtbare Freund, der Weichvater eines jeden, er ist sein Gott. Die Erkenntnis der Seelennot ist der Anfang der Erweckung. Hiermit verbindet sich naturgemäß auch der Glaube an ein persönliches Eingreifen und Einwirken des höchsten Wesens auf unsre Thaten und Leiden und der Glaube an die Möglichkeit, durch das Loß und andere Orakel diese Bestimmung vorher zu erkennen.

Wie sehr Frau Rat in ihrer innersten religiösen Anschauung zu dieser Lehre in jener Zeit neigte, wissen wir nicht bloß aus ihrem felsenfesten Vertrauen auf Gott und seine persönliche Leitung, sondern auch aus ihrer Gewohnheit, das Orakel der Bibel oder des goldenen Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen, wie sie es bei Beginn der Schlacht bei Bergen gethan hat, ebenso wie bei der großen Krankheit des Sohnes, wo der gefundene Spruch ihr Trost und seine Erfüllung ihr Herzensfreude bereitet hat.

Die Lehre der Herrnhuter wurde in Frankfurt durch den Pastor Claus oder Claudi verbreitet und einen Herrn von Bülow-Plüskow. Wie hundert

Jahre früher Spener in derselben Stadt eifrige Mitglieder für seine collegia pietatis gefunden hatte, so auch die neue, Speners fromme Wünsche endlich erfüllende Richtung.

Zu Anfang der sechziger Jahre, so lesen wir in den „Reliquien des Fräuleins von Klettenberg“, blühte in Frankfurt eine besondere Verbindung einiger guter Christen aus den höheren Ständen, zu welcher die Frau Pfarrerin Griesbach, Fräulein von Klettenberg und andere Frauen nebst dem Herrn von Bülow, Herrn Hofrat Moriz und Herrn von Moser gehörten. „Wir alle neigten uns auf die Seite der Brüdergemeinde, sangen ihre Lieder, lasen ihre Schriften und überlegten oft, wie wir uns gegen sie zu benehmen und ihretwegen zu verteidigen hätten.“ An den adligen Sonntagskränzchen mit Vorträgen des Pfarrers Claudi nahm auch Frau Rat eifrigst Anteil.

„Die Bekenntnisse einer schönen Seele“, die Goethe in seinen Wilhelm Meister aufgenommen und zum Denkmal des Fräuleins von Klettenberg gestiftet hat, führen uns näher in diesen frommen Kreis und seine Ideen ein. „Das Ausschweifende und Leere der großen Welt, und das Trockene und Aengstliche der Stillen im Lande,“ führte diese unbefriedigten Seelen zusammen.

Der Oheim der Bekenntnisse ist wahrscheinlich der Freiherr von Loën. Der fromme Arzt in Dichtung und Wahrheit und der Arzt im Hause des Oheims ist ein und derselbe, ein Dr. med. Mey; Philo der Grundbesitzer, durch den die schöne Seele mit den Herrnhutern bekannt wird, stellt den Freiherrn und späteren Minister (1772) in Hessen-Darmstadt dar, Friedrich Karl von Moser, mit dem die Klettenberg bis zu ihrem Tode in Briefwechsel stand; der für die Herrnhuter begeisterte Cavalier, der durch Verschen, Liedchen und Bildchen Propaganda für sie macht, ist der obengenannte von Bülow. Nach einer Behauptung Schloßers, des Schwiegersohnes der Frau Rat, soll eine der ersten Scenen der Bekenntnisse — jene Scene, in der die verhängnisvolle Ohrfeige fällt — in Textors Haus wirklich geschehen und die muntere, etwas wilde Tochter die jüngere Schwester der Frau Rat gewesen sein. Mit dem Oberhofprediger der Bekenntnisse meint Goethe den bekannten, schon oft genannten Frankfurter Prediger Fresenius, der, ein eifriger Gegner der Herrnhuter, „die besten und empfänglichsten seiner Zuhörer auf Seite der von ihm gehafteten Irrlehren sah“.

Für den aus Leipzig wiedertretenden Studenten waren diese Anschauungen und dieser Ideenkreis gewiß nicht neu, aber er selbst war ein anderer geworden. Von seinem Freunde Langer nach dem Zeitraum oberflächlicher

Ablehnung wieder für das Evangelium gewonnen, war er — infolge der Krankheit und des äußeren Mißerfolgs der Studien — seelisch und körperlich überaus geeignet, den Anschauungen der beiden Frauen entgegen zu kommen. Neben der Schwester waren sie es, die sich des vom Vater rücksichtslos behandelten Jünglings während der langwierigen Krankheit annahmen, die ihm, dem lebhaft Empfänglichen, den besten Trost suchen lehrten in einem herzlichen, echt kindlichen Verhältnis zu Gott, dem unerschütterlichen Glauben an dessen persönliche Leitung und Einwirkung. „Rat und That“ nannte er seine trefflichen Begleiterinnen; „wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hilfe.“ Die Erzählungen der Klettenberg über die sittlichen Erfahrungen, die sie an sich gemacht hatte, ließen ihn in eine edle tief angelegte, dem Ueberirdischen zugeneigte Natur schauen, zu der er in seiner Lage als Ideal hinauffah, während die praktische Mutter das Geistige und Ueber Sinnliche in thätigen Glauben und heiter zufriedene Stimmung umsetzte. So kam es, daß Wolfgang wie seine Mutter damals mit großem Ernst und Eifer den Lehren der Herrnhuter anhing.

Dieser Eifer ließ beide auch dahin folgen, wo die Grenze des Glaubens war, und der Aberglaube anfang.

Es ist erwiesen, daß Swedenborgs, des schwedischen Bergrats Schriften, die den Zusammenhang des Geisterreichs mit der Menschenwelt in Visionen enthüllen wollten und in Wahrheit nur ein Weiterbau der Lehre der Herrnhuter von der Annäherung der Menschen an Gott und Christus waren, von Fräulein von Klettenberg und Goethe damals eifrig studiert wurden. Dazu kam, daß der Arzt Dr. Meß die Wahrscheinlichkeit der Vereitung eines Universalmittels durch das Studium mystisch-alchemischer Werke in Aussicht stellte. So trieben dann die beiden Kranken und die Mutter in geschlossenem Zimmer heimlich mystische Studien. Als nun gar am 7. Dezember 1768 ein heftiger Kollikfall, der fast des Leben des Patienten bedrohte, durch das endlich hervorgeholte Universalmittel des Arztes gehoben wurde, da war jeder Zweifel geschwunden, und eifrigst ging man daran, das Wundersalz selber zu bereiten. Die fromme Mutter hatte sich in ihrer Not an Gott selbst gewandt. Sie fand den Spruch: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Das hat sie gestärkt und aufgerichtet. Dieser Spruch und dieser Augenblick sind ihr nie aus dem Gedächtnis geschwunden. Sie sah ihn als eine Verheißung der Größe ihres Sohnes an; immer wieder und noch kurz vor ihrem Tode bezeugt sie dem Sohne ihre Dankbarkeit gegen Gott, daß er diese Weissagung gehalten habe.

Der feste Glaube an ein persönliches Einwirken Gottes war das Band, das Frau Rat mit den Herrnhutern vereinigte. Das schwärmerisch-mysteriöse, mehr dem Aberglauben sich nähernde Element ist ihrer gesunden, auf die That und das Wirkliche gestellten Natur wenn auch nicht ganz fremd geblieben, so doch bald von ihr überwunden worden.

Der Einfluß der beiden frommen Frauen, der Klettenberg und der Mutter auf Wolfgang war so nachhaltig, daß er mit der Entfernung von ihnen sich durchaus nicht verlor. Die Briefe aus Straßburg sind uns die besten Beweise dafür. Bald nach seiner Ankunft schreibt Goethe an den alten Stubennachbar aus Leipzig, Simprecht: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohne Jesu Christo;“ und ebenso einige Tage später: „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande.“

So erklärt sich auch bei dem Studenten Goethe, der sonst gern einen Scherz mitmachte, das feste Auftreten und die Verteidigung des von den „Aufgeklärten“ gehänselten frommen Jung-Stilling in Straßburg. Er fand in ihm den Glauben seiner Mutter wieder. „Das Element seiner Energie war ein unverwüßlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und unfehlbaren Rettung aus aller Not augenscheinlich bestätigte.“

Wolfgang in Straßburg.

Anfang April 1770 hatte die Mutter sich wieder von dem nun hergestellten Sohne trennen müssen, der in Straßburg seine Studien beenden und promovieren sollte. Er sehnte sich mächtig hinaus aus der Enge des Vaterhauses, zudem hatte sich mit dem Vater kein rechtes Verhältnis herstellen lassen. Die Verschiedenheit der Charaktere, der selbst während der Krankheit mit aller Härte geäußerte Wunsch des Vaters, die Vollenbung der Studien zu beschleunigen, daneben die wachsende Selbständigkeit des Sohnes, führte zu Auftritten, von denen uns einer in Dichtung und Wahrheit geschildert worden ist. Hier war nun Frau Aja wieder der gute Engel des Hauses, der das Verhältnis durch Bitten und Vertuschen, so weit es ging, ins Gleiche brachte.

Während der Sohn in Straßburg eins der bedeutendsten Jahre seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Entwicklung durchlebte und zugleich das größte Glück seines Lebens, das Seseheimer Liebesidyll genoß, ist uns leider von seinem Verkehr mit dem Elternhause und den Beziehungen zur Mutter

nichts erhalten. Nur daß wir aus dem Schluß eines in Sesenheim an Freund Salzmann geschriebenen Briefes sehen, daß er mitten im Glück der Heimat nicht vergaß, wie er auch selbst durch einen unbedachten Scherz den besten Beweis der herzlichsten Sorge der Eltern und Schwester für sich erhielt. Nur ein Brief Goethes an seine Familie aus Straßburg ist uns erhalten; das vorher schon zitierte Beileids Schreiben an seine Großmutter Anna Margarethe Textor geb. Lindheimer, aus Februar 1771. Am 6. Februar hatte diese und Frau Rat ein harter Schlag getroffen. Der Vater der Frau Rat, der Stadtschultheiß, war an diesem Tage gestorben. Im August 1768 war er in einer Amtsstube auf dem Römer vom Schläge gerührt worden, infolge dessen er eine Zeitlang im rechten Arme und auf der Zunge gelähmt wurde, sowie seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig war. Er erholte sich zwar wieder etwas, aber sah sich doch im Juni 1770 genötigt, sein Amt niederzulegen. Der Rat zeigte auch darin seine Dankbarkeit für den Stadtschultheiß, daß er den Sohn, den Advokaten Dr. Johann Jost Textor, schon im Jahre 1771 zum Senator erwählte.

Fünf Jahre waren vergangen, seit Wolfgang die Univerſität bezogen, ohne daß er das ersehnte Ziel erreicht hatte. Des Vaters Ungebuld, der eine epochemachende Dissertation vom Sohne erwartete, stieg auß höchste. Die mündliche Vorprüfung hatte Wolfgang freilich schon im September 1770 bestanden, aber die Vollenbung der Dissertation zog sich in die Länge und als sie, vollendet, des Vaters Beifall gefunden hatte, trug die Fakultät Bedenken, die Arbeit, die von der Notwendigkeit für den Gesetzgeber einen gewissen für alle verbindlichen Kultus festzusetzen, handelte, als akademische Dissertation bekannt zu machen; — fast genau stimmte sie mit der einen These seines in Altorf, 1715 promovierten Großvaters Joh. Wolfg. Textor überein. — Deswegen promovierte Goethe mit Theses und erlangte am 6. August 1771 den Grad eines Licentiaten der Rechte. Bald darauf reiste er nach Hause als Dr. jur., von den Eltern und der Schwester um so freudiger erwartet, weil er nun die vom Vater gewollte Advokatenlaufbahn, die ihn zur Freude der Mutter und Schwester für immer, nach ihrer Meinung, an Frankfurt fesseln sollte, beginnen konnte.

Der junge Advokat.

An seinem Geburtstage 1771 bewarb sich Goethe um die Zulassung zur Advokatur in seiner Vaterstadt und schon am 8. September wurde er als Advokat und Bürger durch den ältesten Bürgermeister, Denschläger, vereidigt.

An ein Amt im höheren Staatsdienst kann damals nicht gedacht worden sein, da sein Onkel Johann Josef Textor zu ebenderselben Zeit in den Rat aufgenommen wurde, wodurch Wolfgang diese Laufbahn verschlossen war.

Gleich beim Eintritt in das Vaterhaus, so berichtet Goethe, zeigte sich der segensreiche, zwischen Vater und Sohn vermittelnde Einfluß der Mutter: „die wackre Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nötig haben würde.“ Für die ersten Wochen freilich war der Vater zufrieden mit der Erfüllung des langgehegten Planes und genugsam beschäftigt mit der Vorbereitung des Druckes der Dissertation, sowie mit der Sichtung und Aufbewahrung der Gedichte und Aufsätze des Sohnes, der, wie bekannt, für seine Geschöpfe kein Interesse mehr hatte, sobald er ihnen das Leben gegeben. Auch hatte der Vater jetzt eine würdige Lebensaufgabe, die Mitarbeit an der Praxis des jungen Advokaten. Wir sind jetzt ziemlich genau über Goethes Thätigkeit als Rechtsanwalt unterrichtet. Zeigt er sich auch hier — wie natürlich überall — als der große Geist, als der feuerprühende Genius, der selbst dem trocknen Aktenstil Leben einhauchte, so war ihm doch die Thätigkeit selbst zuwider. Die Praxis bestreitet er in den Nebenstunden; der sachmännisch trockenen Art des Geschäftsganges kann er nur schwer sich unterordnen, und nicht zu seiner Freude wiesen ihm der Oheim Textor und Freund Schloffer Prozesse zu. Da tritt denn der Vater für den säumigen Sohn ein mit der ihm eigenen Genauigkeit und Pflichttreue und befriedigt die Klienten, die der Sohn halbe Jahre lang auf Antwort warten läßt. Der Herr Doktor hatte andere, größere Dinge im Kopfe; die erste Zeit lebte er noch ganz in der eben verlassenen Welt, die ihm neu durch Herder aufgegangen war. Ihm klagt er über das Nest Frankfurt, „das sonst auch figürlich spelunka, ein leidig Loch' genannt werden könne“ „Gott helf aus diesem Elend.“ Dann sucht er die alten Freunde auf, von denen er Horn, Kiese, Schloffer und Krespel in Frankfurt traf. Weite Fußwanderungen — neben Reiten und Schlittschuhlaufen — unternimmt er bis nach Homburg und Darmstadt, wo neue Freunde ihm entgegenkommen, und wird „der Wanderer und Vertraute“. Den lieben, ihm von früher schon bekannten Freundinnen der Schwester, Lisette Kunkel, den Gerocks und Krespels und dazu den beiden Münchs teilt er die Volkslieder mit, die er in Straßburg kennen gelernt hatte; und vor allem aber schließt er sich an die teure Schwester Cornelia an. Ihr vertraute er seine Herzensangelegenheit, den noch an ihm zehrenden Liebeskummer um Friederike an, sie läßt er teilnehmen an den Aufschwung seines

Geistes in Straßburg. Was er selbst gedichtet hat, liest er ihr vor, und auch in den Homer und selbst in die norddeutsche und indische Mythologie führt er sie ein. Den großen, von ihm angebeteten Freund, dessen Lehren in Straßburg wie eine himmlische Erscheinung über ihn gekommen waren, hatten die Eltern und die Schwester im April 1771 durch seinen Besuch kennen gelernt. Mit welcher Begeisterung hier Cornelia von dem Bruder zu Herder gesprochen hat, verrät uns ein Brief Goethes an diese bald nach der Ankunft in der Heimat. Nun lädt sie Herder zur vorbereiteten Shakespearfeier ein und schreibt für ihn die Melodien der Volkslieder ab. Auch trieb der junge Goethe in der Familie Musik; während Cornelia Meisterin des Klavierspiels war, — Frau Rat spielte ebenfalls bis zu ihrem hohen Alter Klavier — trieb Wolfgang die Kunst des Violincellospiels „stärker als sonst“. Der Vater sah diesem Treiben mit ungünstigen Augen zu. Daß Frau Rat auch hier in mütterlicher Sorgfalt die Kunst des Vertuschens und Vermittelns übte, berichtet Falk in seinem Buche „Goethe aus näherem persönlichen Umgang“ nach einer Erzählung von Corona Schroeter.

„Als Goethe sein bürgerliches Leben nach dem Rate des Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er sich den Geschäften eines Anwaltes unterzog, verhüllte die Mutter manches mit dem Mantel der Liebe, was der Vater schwerlich so frei hätte hingehen lassen. In demselben Grade nämlich wie der etwas mürrische Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutter sie gewöhnlich zuzubücken. Junge Automanuskripte wurden in angebliche Akten, und manche kleine Einladung zu einem Gartenpicknick mit jungen lustigen Leuten seines Schlages, wenn der Vater darnach fragte, in irgend ein Handbillet von diesem oder jenem Klienten verwandelt.“

M e r k.

Neue Freunde, mit denen ihn künstlerisches Interesse verband, gewann der überall mit Freuden aufgenommene geistreiche Jüngling gar bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt; auch solche, die für das Haus und die Mutter von Bedeutung werden sollten. Unter diesen ist an erster Stelle zu nennen der Darmstädter Kriegszahlmeister Merck, ein Mann, der, wenn auch selbst schöpferisch wenig thätig, auf die ersten Geister seiner Zeit und so auch auf Goethe großen Einfluß ausgeübt hat. Die Bekanntschaft Goethes und Mercks wurde vermittelt durch die Brüder Schloffer, aber eigentlich angeregt war sie durch Herder, der im August 1770 mit den Göttinger Prinzen nach

Darmstadt gekommen, hier Merck und durch ihn seine spätere Gattin Karoline Flachsland kennen gelernt hatte und während seines für Goethe so wichtig gewordenen Straßburger Aufenthaltes den jungen Goethe auf Merck, als einen geistig bedeutenden Mann aufmerksam machte. Ende des Jahres 1771 war Merck in Frankfurt. Georg Schloffer machte ihn mit Goethe bekannt. „Ich war sehr vergnügt,“ meldet dieser sofort Herdern, „wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen.“ Im März 1772 waren Goethe und Schloffer auf einige Tage in Darmstadt. Anfang April wiederholt Goethe auf einer Fußwanderung seinen Besuch. Beide fahren dann über nach Frankfurt, wo Merck die von einer Reise zurückkehrende Frau La Roche treffen wollte. Der erste Eindruck dieser Frau auf Goethe, die noch so bedeutend für sein Leben werden sollte, war nicht günstig. „Die Unnatur ihres Wesens brachte ihn gegen sie auf.“ —

Auf der Rückreise wohnte Merck bei Goethes Eltern und schloß hier die Freundschaft mit Frau Uja, die sie ihm bis zu seinem Tode bewahrt hat. „Die Schwester Goethes,“ schreibt dieser an seine Frau, „ist artig und die ganze Familie sind sehr gute Leute. Ich fange an, in Goethe ernstlich verliebt zu werden. Dies ist ein Mensch, wie ich wenig für mein Herz gefunden habe.“ Nicht anders urteilte die Familie Goethe über den ihr wert gewordenen Gast. Die Klarheit und Schärfe seines Geistes, die sich besonders in der Kritik künstlerischer Leistungen unübertrefflich kundgab, die Rücksichtslosigkeit und Wahrheit seines Urteils imponierte dem jungen Feuergeist und fesselte ihn; die Offenheit und der edle Grundzug des Charakters gewann ihm die Mutter.

Beide ließen sich von der Schattenseite dieses zwiespältigen Mannes, der Lust zum Zerstören und Regieren, die manchmal wie ein Bedürfnis, „die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln“, aussah, nicht abschrecken; ja vielleicht war der Schelm Merck der Frau Rat der anziehendere. In den Briefen an Anna Amalia berichtet sie mit Vorliebe von den Streichen des „Mephistopheles“. Vor Frau Uja hatte Merck, der sich glücklich fühlte, sich ihren Sohn nennen zu dürfen, hohen Respekt. Er wurde ein lieber Gast in ihrem Hause, an dessen Eigenart sie sich gewöhnte: „Den Mephistopheles kann er nun freilich niemals ganz zu Hause lassen, das ist man nun schon so gewöhnt.“

Es gehört auch zu dem Unbegreiflichen des Charakters dieses Mannes, daß er, der so scharf und kritisch angelegte Kopf, der Spottvogel und ewige

Verneiner, den Mittelpunkt des Kreises der Empfindsamen, der schönen Seele in Darmstadt, einer Psyche, Vila und Urania und eines Leuchtfenring bildete. Frau Rat stand diesem Kreise fern; ihr war dieser Gefühlsüberschwang, dieses Schwimmen in Gefühlseligkeit, dieser beständige Wechsel zwischen Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft, innerlich zuwider. Nichts war ihr mehr verhaßt, wie ihre Briefe es lehren, als erdachte Empfindlichkeit und Gefühlsüberschwänglichkeit. Für Wolfgang, der auch Cornelia mit einführte, war dieser Verkehr im Frühjahr 1772 und in dem darauffolgenden Winter mit der „Gemeinschaft der Heiligen“ die hohe Schule für Werthers Leiden.

Der Vater wünschte eine weitere juristische Ausbildung des Sohnes am Reichskammergericht zu Weßlar; so verließ denn der junge Rechtsanwalt seine Vaterstadt und Praxis und ließ sich am 25. Mai 1772 in Weßlar als Praktikant immatrikulieren, weniger um in seiner Wissenschaft sich zu vervollkommen, — „unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins,“ — schrieb er etwas später von sich selbst — als, um dem Gebote des Vaters zu folgen und in Weßlar „Natur und die Griechen“ zu studieren.

In Weßlar fand er eine Tante der Mutter, die Gattin des Prokurators beim Reichskammergericht, Dr. Lange, eine geborene Lindheimer. Dadurch hatte der sonst in Weßlar fremde junge Mann sofort Bekanntschaft und Freundschaft. Nach einer brieflichen Aeußerung scheinen ihm freilich Frau Großtante und ihre Töchter später nicht gerade in bester Erinnerung gestanden zu haben. Für den Dichter Goethe war der Aufenthalt in Weßlar von sehr großer Bedeutung, für den Juristen weniger, was sich auch daraus ergibt, daß er schon am 11. September 1772 ganz plötzlich und wider den Willen des Vaters, um der Liebe zu Charlotte Buff aus dem Wege zu gehen, Weßlar verließ. Die reichen Erlebnisse des Sommers — er nannte der Mutter gegenüber die Zeit eine der vergnügtesten seines Lebens — hatten seinen Verkehr mit Mutter und Schwester weniger rege sein lassen. Nun traf er zu Hause eine große Veränderung, von der ihm schon kurz vorher Georg Schloffer Mittheilung gemacht hatte, dessen Verlobung mit Cornelia.

Corneliens Verlobung.

Georg Schloffer war wie sein älterer Bruder Hieronymus Peter ein Frankfurter Kind. Da er über zehn Jahre älter als Wolfgang war, sind beide während Wolfgangs Knabenjahren wenig in Berührung gekommen. Ebenso wie sein Bruder war Georg Rechtsanwalt in Frankfurt geworden, nahm aber,

während Goethe in Leipzig studierte, die Stelle eines Geheimschreibers des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg an und besuchte als solcher Wolfgang in Leipzig, wovon dieser in Dichtung und Wahrheit genau berichtet hat. Später gab er auch diese Stellung auf, und so traf ihn Goethe, als er von Straßburg zurückkehrte, in Frankfurt an, wo sich ein regerer Verkehr entwickelte. Mit Cornelia wurde dieser Verkehr Schlossers noch inniger, als Goethe nach Weimar ging. Schlosser war ein feingebildeter und kenntnisreicher Mann, der unter die besten Schriftsteller seiner Zeit gezählt wurde. Das mag wohl Cornelia an diesem körperlich häßlichen Manne gefallen haben; denn von wirk-



Joh. Georg Schlosser.

licher Liebe kann bei ihr nicht die Rede gewesen sein; wissen wir ja auch, daß das wunderliche Mädchen es als ihre Bestimmung erkannt hatte, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen.

Schlosser sah in ihr das bisher nur geträumte Ideal und seine Berichte an Lavater klingen ganz überschwänglich: „Ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt und das ich liebe wie mein Leben; meine Liebe ist so rein, so von der Tugend und Vernunft gebilligt.“

Corneliens geistige Eigenschaften zogen ihn zu ihr hin, denn körperliche Reize besaß Cornelia nicht und von der Annahme einer Geldheirat ist ganz

abzusehen; das war die Heirat durchaus nicht. Die Antwort des Vaters auf die Werbung erkennen wir aus dem oben zitierten Briefe vom 13. September 1772 an Lavater. „Goethes Vater will mich erst wo fixiert sehen, ehe er mir die Tochter überläßt.“ Doch gab er die Zustimmung zu einer nicht öffentlichen Verlobung, die einige Tage vor Goethes Rückkehr aus Weplar stattfand. Bald nach seiner Ankunft berichtet Goethe an Lotte:

„Unsere beiden Verliebten sind auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Der Vater ist unter höchst billigen Bedingungen zufrieden, und es hängt bloß von Nebenbestimmungen ab.“

Eine sehr fröhliche Weinlese folgte darauf, bei der Goethe und Schloffer mit Wachslöchtern auf den Hüten wie Geister auf dem neuen Weg — der jetzigen Friedberger Landstraße — „herumgingen“ und an die Frau Kat noch sechs Jahre später mit dem Seufzer sich erinnerte: „da waren noch viel andre und bessere Zeiten für Frau Uja.“

Dann begab sich der Bräutigam nach Karlsruhe, wo er eine Anstellung erhoffte. Die Erfüllung dieser Hoffnung ließ freilich lange auf sich warten. „Meine Schwester ist mit Schloffer vor wie nach,“ schreibt Goethe am 15. September 1773; er sitzt noch in Karlsruhe, wo man ihn herumzieht, Gott weiß wie.“ Aber innerlich war Goethe sehr glücklich über diese Verzögerung, wurde doch dadurch die von Bruder und Schwester gefürchtete Trennung hinausgeschoben. „Wir leben,“ so berichtet die Schwester an Herders Braut vom Winter des Jahres 1772 auf 73, „hier ganz einfach und recht vergnügt, wenn wir abends zusammen am Ofen sitzen und schwätzen, oder wenn mein Bruder“ — wir müssen uns ihn im Hause immer im Frack, seiner gewöhnlichen Tracht damals denken — „etwas vorliest, da wünsche ich oft, daß Sie bei uns sein und unser Vergnügen teilen könnten.“ Was Wolfgang ihr und den Gerods — „formées d'après l'idéal de notre Goetho“ nennt sie Merck — vorlas, wird uns auch verraten; es war Shakespeare, Ossian, vor allem Homer. Ein jedes Gedicht wurde Cornelia vorgelegt, der Goeß wurde ja, wie allbekannt, unter ihrem eifrigen Zuspruche und ihrer Teilnahme vollendet.

Charlotte Buff; Susanna Münch.

Der Briefwechsel zwischen den Geschwistern Goethe, Restner und seiner Braut Charlotte Buff führt uns am besten in jene Zeit ein. Schon im September 1772 war Restner bei Goethe zu Besuch. In seinem Tagebuch hat er darüber aufgezeichnet:

„Nach einem Spaziergang ums Thor gingen wir in Goethes Haus, die Mutter war nur im Haus und empfing uns auf das bei ihr alles geltende Wort des Sohnes, der Vater bald hernach, damit war es ebenso, ich unterhielt mich mit ihm wir fanden die Demoiselle Goethe oben am Klavier; sie spielte vortrefflich, außerordentlich fertig; nach einer Pause bat sie, die Lottchen doch hieher zu bringen, recht inständig bat sie, daß sie sie schon von der Ferne aus lieb habe“

Den Tag darauf waren Kestner, Schlosser, die Geschwister Goethe und Frau Merck zusammen im Theater, nachher noch bis elf Uhr Gäste der Frau Rat. Es knüpfte sich hieran eine innige Freundschaft Corneliens mit Lotte ebenso zwischen Frau Rat und dem Kestnerschen Brautpaar, von der wir noch manche Spuren in späteren Jahren finden werden. Für den Sohn waren sie in dieser Zeit die eigentlichen Vertrauten.

Gerade im Jahre 1773 wurde die Geselligkeit besonders lebhaft. Einmal in der Woche traf man sich im Winter zur Abendgesellschaft, im Sommer zu Lustpartieen, und es ist sicher, daß die von Goethe so ausführlich geschilderten in das Jahr 1765 verlegten Wasserfahrten und Landpartieen hauptsächlich in im Jahr 1773 stattgefunden haben. Hier hat dann auch der von Goethe so ergötlich uns vor Augen geführte Redner — es war der Freund der Frau Rat, Krespel — sein Unwesen getrieben. Zu diesen heiteren Gefährten der Geschwister gehörten Horn, Niese, wohl auch Passavant, die Schwestern Krespel und Gerold. Auch die Damen Jakobi, Betty und Lottchen, sowie das jugendliche Tantschen Johanna Fahlmer, hielten sich den Sommer in Frankfurt auf und verstanden es, „das ernste und starre, gewissermaßen lieblose Wesen Corneliens aufzuheitern“. Anfang August machten Frau La Roche und ihre reizende Tochter Maxe dem Freundeskreis „acht glückliche Tage“, in denen Frau Rat und Frau La Roche sich kennen lernten.

Innige Freundschaft aber verband damals den leicht begeisterten Dichter mit der um vier Jahre jüngeren Susanna Magdalena Münch (11. Januar 1753 geboren). Sie ist das Mädchen, von dem er an Kestner schreibt, daß er sie gern heiraten würde, schon deswegen, weil sie mit Lotte an einem Tage geboren war, oder weil sie nach Corneliens Urteil aussah, wie Lottens Schwester Lenchen. „Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei — ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen, denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Jungesellen würfelten, fiel ich ihr zu.“

Corneliens Hochzeit.

Bald darauf wurde Schlosser Hof- und Regierungsrat. Am 1. November 1773 fand die Hochzeit statt, zu der Lavater aus Freundschaft für Schlosser ein Gedicht schickte; vierzehn Tage später zog das junge Paar nach Karlsruhe, von wo sie Anfang Juni 1774 nach Emmendingen versetzt wurden. Es erscheint sonderbar, daß der Dichter nicht die so sehr geliebte Schwester an ihrem Ehrentage besungen hat; aber vielleicht ahnte er schon, daß bei der Verschiedenheit der Charaktere aus dieser Verbindung kein Glück erblühen könnte; auch war der Schmerz über den Verlust der Schwester sehr groß und tief. Zwar scherzte er bald nach der Abfahrt der Schwester: „er sei nun Hahn im Korbe“, doch war das nur Galgenhumor; die Briefstellen: „Ich verliere viel an ihr, sie versteht und trägt meine Grillen“ — „Ich sehe einer fatalen Einsamkeit entgegen, Sie wissen, was ich an meiner Schwester hatte — doch was thut's, ein rechter Kerl muß sich an alles gewöhnen — Um unseren kleinen Birkel sieht's etwas scheu aus — Meine Schwester macht einen großen Riß,“ und die ausführliche Schilderung ihrer Teilnahme mit „Geist und Gemüt“ an den Schöpfungen des Dichters, besonders des Goetz, zeigen uns, wie nahe dem Menschen und Dichter Goethe die Schwester stand. Daß ihr die Trennung nicht weniger schwer wurde, ist bei Corneliens Liebe und Begeisterung für den Bruder selbstverständlich, wird auch aus den Briefen an die junge Frau Herbers bezeugt. Sonderbarer Weise erwähnt sie in diesen Briefen wie im Tagebuche niemals der Eltern. So scheint auch in den reiferen Mädchenjahren der Gegensatz in den Charakteren von Mutter und Tochter sich nicht gemildert zu haben, wenn auch Cornelia, wie bei der Liebe und Güte der Frau Rat natürlich, in der Einsamkeit von Emmendingen außer Freundinnen vor allem eine zweite Mutter zu finden wünschte.

In den ersten Monaten kamen die besten Nachrichten des jungen Ehepaars; Schlosser sendet begeisterte Briefe an Lavater, und Cornelia wendet in einem Brief an Caroline die Worte aus dem Goetz auf sich an: Wen Gott liebt hat, dem gab er so einen Mann. Der Bruder meldet über sie am Weihnachtabend: „Es geht ihr wohl und Schlosser ist der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber war“, und nur die kurz vorhergehenden Worte: „Meine Schwester ist brav! Sie lernt leben! und nur bei verwickelten mißlichen Fällen erkennt der Mensch, was in ihm steckt!“ lassen uns den Beginn einer Leidenszeit ahnen, die erst mit dem Tode Corneliens ihr Ende erreichte.

Aber zwischen Mutter und Sohn blieb das Verhältnis das denkbar beste und herzlichste. Die treue Mutter hat zuerst die Größe des Dichters geahnt, mit Begeisterung an ihm gehangen und zu ihm hinaufgesehen.

Goetz von Berlichingen und Werther.

Wie die Schwester, so wurde auch die Mutter in die Pläne des Dichters eingeweiht. Sie war die erste, die vom Goetz von Berlichingen etwas erfuhr. „Eines Abends,“ so erzählte im Jahre 1802 Frau Rat dem Engländer Crabb Robinson, „kam mein Sohn in aufgeregter Stimmung nach Hause und erzählte mir: „Mutter ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas herrliches — die Eisenhand.“ Dieses Buch kann nichts anderes sein, als die Lebensbeschreibung Goetzens.

Da nun Goethe bestimmt versichert, daß er den Goetz schon in Straßburg mit sich herumgetragen habe, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben, so folgt daraus, daß die eben geschilderte Scene in die Zeit vor Straßburg, also den Winter 1769 auf 70 zu verlegen ist. Dem widersprechen nicht die Worte der Mutter in dem Briefe vom 4. Februar 1781 an den Schauspieler Großmann, wo sie den Sohn gegen die Angriffe Friedrichs des Großen verteidigt: „Meinem Sohne ist es nicht im Traume eingefallen, seinen Goetz für die Bühne zu schreiben. — Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buche — ließ sich Goetzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es anschaulich wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehen in alle Welt.“ Das „Juristische Buch“ war Pistorius „von dem Ursprung der Fehden“, das der Lebensbeschreibung beigegeben war.

All ihre Hoffnung ging auf das Herrlichste in Erfüllung, als im Juni 1773 im Selbstverlage von Goethe und Merck zuerst ohne Angabe des Verfassers Goetz von Berlichingen erschien. Sobald der Verfasser bekannt geworden war, wurde Goethe mit einem Schläge der erste Dichter und berühmteste Mann Deutschlands. Um so größer mußte die Freude der Mutter sein, als sie in der Gestalt der herrlichen Elisabeth, der Frau mit dem freien edlen Herzen, dem Urbilde geistiger und körperlicher Gesundheit sich selbst erkannte. Es war der schönste Dank, den der treue Sohn für so viel aufopfernde Liebe der Mutter entgegenbrachte. Und schon das nächste Jahr sollte diesen Erfolg noch

überbieten. Mit seinem Werther wurde der erste Dichter Deutschlands eine europäische Berühmtheit.

Mit dem wachsenden Ruhme stieg die Zahl der Freunde, und es begann die Zeit, da das Goethische Haus nicht leer wurde von Besuchen bedeutender Männer, die den neuaufgegangenen Stern kennen lernen und ihm ihre Huldigung darbringen wollten.

Schönborn.

Welch eine Freude für die Mutter, den Sohn so geehrt zu sehen und mit bedeutenden Männern selbst verkehren und Verbindung anknüpfen zu können. Von Herders in frühere Zeit fallendem Besuche haben wir schon berichtet. Zu intimerer Bekanntschaft führte das Eintreffen Schönborns, des dänischen Gesandtschaftssekretärs, in Frankfurt 1773 auf seiner Reise nach Algier, seinem Bestimmungsort. Es knüpfte sich daran ein schriftlicher Verkehr: Wolfgang's Bericht über die neueste Litteratur und ein gemeinsamer Brief von Goethes Eltern vom 24. Juli 1776, in dem der Vater mit Stolz von Wolfgang, dem „singularen Menschen“, seinen Schriften und seiner Berufung nach Weimar spricht und die Mutter mit Hinweis auf die vor drei Jahren so schön verlebten Stunden: „Da wir so vergnügt bei einander waren und Weintrauben aßen,“ ihn zu sich einladet in ihrer hübschen verbindlichen Weise: „Es war für mich jederzeit eine Wollust, große Menschen um und bei mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage ist's Himmels Freude Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz von Märchen, Geschichten u. s. w., daß ich mich anheischig mache, acht Tage lang in einem fort zu plaudern.“

Lavater.

Wie gewaltig der Goetz selbst auf die ersten Männer Deutschlands wirkte, verrät unter anderem ein Brief Lavaters an Herder über Goethe (4. Dezember 1773): „Goethe nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen?“ „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Bittern.“ Die Goethische Schrift „Brief des Pastors u. s. w.“ hatte Lavater in dem Verfasser einen Gesinnungsgenossen finden lassen. Als ihm nun gar Herder verriet, daß Goethe ein großer Zeichner sei, ruhte er nicht, bis er seine Mitarbeiterschaft an der Physiognomik zugesagt hatte. Goethe selbst war noch so enge mit Fräulein von Klettenberg verbunden und lebte noch so sehr in den von ihr gewonnenen Anschauungen, daß ihm das Wirken des



frommen Gottesmannes durchaus sympathisch sein mußte. Am 20. Mai 1774 schrieb er mit der Klettenberg zusammen an Lavater einen Brief, in dem beide ihrer großen Verehrung des frommen Mannes Ausdruck gaben.

Am 28. Juni 1778 erschien dieser mit seinem physiognomischen Zeichner Schmall in Goethes elterlichem Hause, von der ganzen Familie ehrfurchtsvoll willkommen geheißten. „Ich bin's!“ „Unausprechlicher, süßer, unbeschreibbarer Auftritt des Schauens!“ so beschreibt Lavater dieses erste Begegnen. In Frankfurt erregte die Ankunft des berühmten Propheten ungemeines Aufsehen. Alles drängte sich ihn zu sehen, besonders Frauen, was Merck zu satirischem Spott Veranlassung gab.

Frau Aja aber war es ernst mit ihrer Verehrung. Von ihrer Freundin Klettenberg, die Lavater als den „Sabbat seiner Reise“ bezeichnete, für sein Wirken gewonnen, erlag auch sie dem Zauber seiner Persönlichkeit, der Sanftmut und Anmut seines Wesens. Mit seiner herrlichen Rednergabe gewann er sie durch eine Predigt über das Buch Jonas für immer zur dankbaren Freundin. Goethe ist später mit Recht an seinem Freunde irre geworden. „Er belog sich und andere,“ lautete da sein kräftiges Urteil. Frau Kat aber hat den in Frankfurt gewonnenen Eindruck ihr Leben lang festgehalten. In einem Briefe vom Jahre 1777 nennt sie seinen Aufenthalt „die seligen Augenblicke, da wir zusammen an einem Tische aßen, da Ihr unter meinem Dach waret, da Ihr abends um neun Uhr in meine Stube kamt, da ich Euch kaum sah und doch gleich wußte, auf welche Staffel von der großen Leiter, worauf meine Söhne stehen, ich Euch stellen sollte.“ Auch eine so natürliche, auf das Wirkliche gestellte Natur wie Frau Kat konnte sich der in der Zeit liegenden Freundschaftsschwärmerei und etwas mystischen Frömmigkeit nicht immer entziehen, nur daß sie das Unwahre, Krankhafte der Richtung sich fern hielt. Selbst der Vater schreibt in verehrungsvollem Ton an Lavater nach dessen Aufenthalt. Frau Kat aber fließt über von Beteuerungen der Verehrung und Liebe, sie nennt ihn stets ihren lieben Sohn; er und seine Getreuen in Zürich, Pfenniger, Frau Schultheß und Moraldt sind ihr „die unsichtbare Kirche in Zürich“.

Auch an seinem großen Werke, der Physiognomik, über das der Sohn später anders urteilte, als damals, da er selbst thätiger Mitarbeiter war und es als einen trefflichen Text zu allem, was sich über das Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts sagen ließe, bezeichnete, hat sie immer lebhaften Anteil genommen. Gleich am Tage nach der Ankunft des Gastes nahm sie dessen für das neue Werk bestimmte neue Zeichnungen in Augenschein und

ließ sie sich erklären. Als nun gar der Zeichner Schmoll sie, den Herrn Rat und den Doktor für das Werk zeichnete, war die Freude groß. Leider gelang dem Künstler sein Werk nicht besonders. Goethe bemerkt darüber in einem Briefe an Lavater vom August 1775:

„Raffier doch, ich bitte dich, die Familientafel von uns, sie ist doch schauerlich. Du prostituirst dich und uns. Meinen Vater laß ausschneiden und brauch ihn als Bignette, der ist gut. Ich bitte dich recht inständig darum. Mit meinem Kopf mach' auch was du wilt, nur meine Mutter soll nicht so dastehn!“

Aber Frau Rat scheint mit dem Bild durchaus nicht so unzufrieden gewesen zu sein; sie war ärgerlich darüber, daß nur das Bild des Vaters im dritten Bande erschien; noch im Jahre 1781 macht sie Lavater Vorwürfe „daß er ihr Gesicht nicht für würdig gehalten habe, etwas in den vier großen Bänden darüber zu sagen.“ Die Physiognomik bleibt viele Jahre lang der ständige Stoff in ihrem Briefwechsel. Von dem Eindruck Lavaters auf die fromme Frau zeugt gleich der erste Brief, den sie an ihn — er war am 28. Juni 1774 in Begleitung Goethes abgereist und vier Wochen mit ihm zusammen gewesen — am 2. August schrieb:

„Tausend Dank, nochmals lieber bester Sohn — so nannte ihn die nur zehn Jahre ältere Frau — für Euer Aufenthalt bei uns. Abschied konnte ich nicht nehmen, mein Herz war zu voll. Niemals, niemals verliere ich Euer Bild aus meiner Seele. . . . O vergeßt das nicht, bester Lavater; ich muß aufhören und muß weinen. . . . mein Haus ist mir so einsam wie ausgestorben. . . . (2. Aug. 1774).“

Lavater selbst hat sich über Frau Rat nicht weiter geäußert, als daß er sie eine treffliche, verständige Frau nannte. Ihn hat das gelehrte, mystisch angehauchte, zu theologischen Unterhaltungen äußerst geschickte Fräulein von Klethenberg mehr imponiert, als die einfach gläubige, ohne viel Nachdenken über theologische Fragen und „ohne Anatomieren ihrer Gefühle“ gut und edel handelnde Frau. Je mehr ihr Lavaters Wesen zusagte, um so weniger wird der bald darauf in Frankfurt und wohl auch in Goethes Hause eintreffende Schulreformer Basewow Frau Rat gefallen haben. Die Reise Wolfgang's mit beiden Propheten am Rhein gehört in der launigen Schilderung Goethes zu den besten und bekanntesten Partien aus Dichtung und Wahrheit. Ueber das Verhältnis der Frau Rat zu Basewow wissen wir zwar nichts. Sein Charakter aber und sein Aeußeres waren nur dazu angethan, ihr völlig zu mißfallen.

Klopstock.

Sogar den ersten Dichter Deutschlands, den damals fast sechzigjährigen Klopstock, sollte der nächste Monat in Frau Ujas Haus bringen. Wie und unter welchen Beschwerden diese und die Kinder den Messias kennen gelernt hatten, das haben wir früher berichtet. Beiden, Mutter und Kindern, war Klopstock eine geheiligte Person geworden. Die Verherrlichung Klopstocks im Werther war der Mutter gewiß aus der Seele geschrieben.

Wie groß mußte da die Freude sein über die Ehre, die der große Dichter dem Goethischen Hause erzeugte. Da legte wohl selbst Vater Goethe den Haß und Zorn über die reimlosen Dichter ab. Man bemühte sich, dem würdigen Gaste, der Ende September in Goethes Hause eintraf, soviel Hochachtung als möglich zu erweisen. Obgleich Klopstock durch wunderliche Schweigsamkeit und diplomatische Zurückhaltung viel Hoffnungen des Wirtes betrog, so hat die Auffassung Goethes von der Größe des Mannes hierdurch nicht gelitten. Das schöne Wort: „Klopstock ist ein edler großer Mann, über dem der Friede Gottes ruht“, stammt aus dieser Zeit. Die Empfindungen der Mutter werden auch hier nicht fern von denen des Sohnes gewesen sein. Wolfgang begleitete den Gast, der einer Einladung des Markgrafen von Baden nach Karlsruhe folgte, zu Merck und wohl auch bis Mannheim.

In denselben Herbst fällt noch der Besuch des Herausgebers des Göttinger Musenalmanachs, Heinrich Christian Voies, des Pädagogen und Begründer des Philantropins in Haldenstein, den Goethe durch Vorlesung seines Fausts entzückte, ferner Karls von Salis-Marschlins und endlich im Dezember des Majors von Knebel, der als Vermittler der Bekanntschaft Goethes mit dem jungen Herzog von Weimar für Frau Uja und noch vielmehr für Wolfgang von so entscheidender Bedeutung werden sollte. Wie vertraut die Mutter und Knebel in diesen Tagen miteinander wurden, erkennen wir aus einem jüngst veröffentlichten Brief an Zimmermann, in dem sie ihn unter ihre „lieben Söhne“ rechnet.

Fräulein von Klettenbergs Tod.

Gerade an demselben Tage, als Goethe mit dem ebengewonnenen Freunde Knebel nach Mainz reiste, um dort die weimarischen Prinzen wieder aufzusuchen, traf die Familie Goethe und ihn selbst am meisten ein harter Schlag. Fräulein Klettenberg, schon lange leidend, beschloß am 13. Dezember ihr gottgefälliges Leben; Frau Hat konnte der lieben Freundin die Augen

zudrücken; der Sohn kam erst nach dem Begräbniß (16. Dezember) zurück und konnte nur seine Thränen mit denen der Mutter vereinigen. Was die Freundin ihm und Frau Aja, auch abgesehen von ihrem Einfluß auf ihre religiösen Anschauungen, gewesen war, hat er in schönen Worten selbst geschildert:

„An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen: ich nannte sie nur immer Rat und That; denn wenn jene einen heiteren, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hilfe, und weil sie in allen Fällen ihre Feiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen.“

Ihre schöne, mit dem Alter immer mehr hervortretende tolerante Gesinnung (sie nennt sich kurz vor dem Tode einen christlichen Freigeist), in der sie nur auf das Herz, nicht auf das Glaubensbekenntniß schaut, und darum von Goethe, wie weltlich er sich auch zeigte, sagen konnte: „Christus wandelt mit ihm — noch werden seine Augen gehalten, daß sie ihn nicht erkennen“ — sicherte ihr die Anhänglichkeit des Jünglings. Ihre sanfte milde Freundlichkeit, ihr heiliger Lebenswandel, ihre schöne und edle Ruhe gab ihr eine ehrwürdige Stellung im Hause, so daß Wolfgang, selbst, wenn die Bitten der Frau Aja beim Vater nichts ausrichteten, sich mit Erfolg an sie wandte.

Die mystische, oft schon mehr dem Aberglauben sich nähernde, vielleicht weniger fromme als frömmelnde Schwärmerei dieser religiösen Richtung ist freilich dem Fräulein von Klettenberg und darum auch durch ihren Einfluß ihrer Freundin Elisabeth Textor nicht fremd geblieben. Die religiös-schwärmerischen Einträge der Schwestern von Klettenberg in das Stammbuch der Braut, wo von dem „inneren Greul ihrer Sünde“, „von dem Durst nach Christo“, „von dem Entschluß die Sünde anzuspeien“ und „dem erwürgten Lamm ewig dankbar zu sein“ gesprochen wird, lassen sowohl auf die Gesinnung der Schreiberin wie der Besitzerin des Stammbuchs denselben Schluß ziehen. Aber der gesunde Sinn der Frau Rat ließ mit der wachsenden geistigen Entwicklung das Ungesunde jener Richtung hinter sich und behielt das Wahre und ewig Bleibende, das kindliche, unerschütterliche Gottvertrauen. Das Fräulein von Klettenberg lebte „in seligem Schauen“ schon im himm-

lischen Jenseits, sah in Christo „den Geliebten, den himmlischen Bräutigam“. Der Frau Mat Freuden und Leiden entquollen dieser Erde; sie sah in Gott den treu sorgenden Vater, dessen Strenge oder Milde sie ehrfurchtsvoll über sich ergehen ließ in der bestimmten Zuversicht, daß alles, was er thue, zu ihrem Besten gereiche. Nicht ohne Grund spricht Goethe von dem „alttestamentlichen Gott seiner Mutter“.

Goethe hat der mütterlichen Freundin ein herrliches Denkmal in den Bekenntnissen einer schönen Seele gesetzt. Als die Mutter diese Bekenntnisse in Meisters Lehrjahre las, schrieb sie zu der Rezension aus den Theologischen Annalen die Worte:

Hier steht meine Rezension.

Psalm 1 — Vers 3 — auch seine Blätter verwelken nicht.

Das ist der lieben Klettenbergern wohl nicht im Traume eingefallen — daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen — blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du mein lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimmt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter — Gottes Seegen und Tausend Dank davor! und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt — daß kein gutes Samenkorn verloren geht — sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit; so laßt uns gutes thun — und nicht müde werden — denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen.

Vater und Sohn.

Nach allem, was uns Goethe über seine Familie berichtet hat, war der Tod des Fräuleins von Klettenberg für die Mutter und ihn ein schwerer Verlust; sie hatte es bei der ihr anhaftenden Milde und Würde verstanden, die Gegensätze auszugleichen und der Mutter geholfen, zwischen Vater und Sohn die wahre Frau Aja zu spielen. Denn der Gegensatz zwischen beiden wuchs wie natürlich von Jahr zu Jahr. Goethe läßt ihn freilich mehr zwischen den Zeilen lesen und nur den aufmerksamen Leser deutlich erkennen, aber manche Aeußerung des Sohnes an die Freunde zeigen die tiefe Verstimmung zwischen den beiden sich wenig verstehenden Charakteren, die nicht zu groß werden zu lassen der Mutter tägliche Sorge ist. So schreibt Wolfgang aus Friedberg (10. November 1772) an Kestner:

„Der Brief meines Vaters ist da, lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden. Soll meine Seele nicht mehr hängen

an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß man da glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem was irdisch und klein ist. Er wird immer irdischer und kleiner; es ist nichts anderes, als mich mit Ihnen zu beschäftigen und zu vergessen, wer, wo und was ich bin.“

Zuerst war der Vater mit dem natürlich auch in der juristischen Thätigkeit seine geistige Begabung nicht verläugnenden Sohne wohl zufrieden. Auch seine eigene Thätigkeit als „geheimer Referendar“ war dem thätigen Manne sehr recht. Nicht minder war er für schriftstellerischen Ruhm wohl empfänglich. Vom Ruhme des Sohnes fiel ja auch etwas auf den Vater. Nur durfte das, was er für die Hauptsache hielt, nicht vernachlässigt werden. Er hatte längst für Wolfgang einen festen Lebensplan vorgezeichnet, nach Wezlar, Regensburg, — dem Sitze des Reichstags, — Wien und Italien sollte er gehen; dann, da er durch den Oheim vorläufig vom Räte ausgeschlossen war, die ehrenwerte Stelle eines Agenten oder Residenten eines Fürsten übernehmen, und eine Frankfurterin heiraten, wobei der Vater auch schon ein bestimmtes, alle möglichen Vorzüge vereinigendes Mädchen im Sinne hatte. Und dieser Plan des Vaters wurde nun, wenn auch nicht ganz vereitelt, so doch verschoben. Schon daß der Sohn nach wenigen Monaten Wezlar wieder verlassen hatte, war ihm nicht recht. Nun gar diese unaufhörlichen Besuche, die vielen Reisen, die Störungen in der juristischen Praxis, die immer deutlicher werdende Unlust des Sohnes an seiner Thätigkeit, und zuletzt auch die Verbindung mit den Weimarer Herzögen, aus der der freie Frankfurter nur Böses ahnte, vor allem wohl, weil sie den Plan des hartnäckigen Mannes ganz zu vereiteln schienen.

Aber auch der Sohn hatte berechtigte Klagen. Abgesehen davon, daß er vom Vater nicht verstanden wurde, hatte er schon so Großes geleistet, schon so viel Ehre dem Namen Goethe zugefügt, daß er verlangen konnte mit anderem Maßstabe gemessen zu werden. Er, der seine gewaltigen Kräfte fühlte, mußte auf einem Gebiete arbeiten, wo „Praxis mit seinen Kenntnissen Hand in Hand ging“. Besonders aber hatte er über den Geiz des Vaters zu klagen. Seine Freunde mußte der einzige Sohn des wohlhabenden Herrn Rat anborgen, ja sogar die „Mama“ La Roche, und nicht einmal das Geld für den Druck des Goetz, den Goethe in Selbstverlag mit Merck herausgab, wollte der Vater bezahlen. „Zu einer Zeit, da sich so ein großes Publikum mit Verlichingen beschäftigt, sah ich mich genötigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen;“ solche Seufzer finden sich in seinen Briefen. Da hatte

nun Frau Aja ein weites Reich ihrer Thätigkeit, den Vater zu begütigen und den Sohn zu beschwichtigen. Bei den vielen Besuchen, die ihr natürlich die größte Last auferlegten, wußte sie sich so wenig als möglich von der Mühe und der Beschwerde merken zu lassen, „ohne sich für die litterarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen.“

Anna Sibylla Münch.

Als aber auch ihr „das unbestimmte Rumoren“ zuviel wurde, schlug sie ein Mittel vor, das, wie sie wußte, Vater und Sohn gleich angenehm sein würde: des Sohnes Reise nach Italien. Vorher hoffte sie, wie Goethe ausführlich und launig erzählt, um sich seiner Rückkehr zu sichern, eine alte, vielleicht schon mit Fräulein Plettenberg geplante Absicht auszuführen, die Verlobung des Sohnes mit einem Frankfurter Mädchen, dem der Sohn selbst später die Bezeichnungen gab: „Die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose,“ „der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe.“ Auch der Vater war mit dieser Wahl zufrieden. Darum war sie freudig überrascht, als der von Frauengunst getragene Sohn sich gerade diesem Mädchen zuneigte. Es war Anna Sibylla Münch, damals noch nicht sechszehn Jahre (Frühjahr 1774), die Schwester der Susanne Magdalene, in die ein und ein halb Jahr früher Wolfgang sich fast verliebt hatte. Auch im Frühjahr 1774 hatten, wie im Vorjahre, die Freunde jeden Freitag Lustpartieen unter Führung jenes komischen Redners Krespel unternommen. Auf seinen Rat bildete man nun diesmal nicht Brautleute, sondern Ehegatten durchs Loß. Wunderbarer Weise erhielt Goethe dreimal hintereinander Anna Sibylla zur Frau. Daß wir diesem Umstande den Clavigo verdanken, ist bekannt; ebenso ist schon oben erwähnt, daß die beiderseitigen Eltern eine Verbindung fürs Leben gern gesehen hätten. Auch hatte Frau Rat keine schlechte Wahl getroffen, wie des Sohnes lobpreisende Schilderung bezeugt. Aber die Abneigung Goethes vor der Ehe und der Mangel einer wirklichen Leidenschaft ließ auch dies Verhältnis zum Leidwesen der Mutter bald erkalten. Briefe im Oktober 1774 an Frau La Roche geschrieben, deuten auf einen erregten Zustand seines Herzens und die Nothwendigkeit eines schweren Entschlusses: „ob eine Kraft in mir läge,“ heißt es hier, „all das zu tragen, was das eherner Schicksal noch mir und den Meinigen zugebracht hat.“

Von einer geheimnisvollen, ihm selbst nicht bewußten Liebe erzählen seine Worte im zwölften Buch seiner Biographie:

„Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte und mich ebendeshwegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmutiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte.“

Sophie von La Roche.

Eine andere von ihm selbst ausgehende Neigung, die er mit der Kraft seines Pflichtgefühls, weil sie einer verheirateten Frau zu teil wurde, unterdrückte, ist für sein Leben und Dichten von größerer Bedeutung geworden. Es war seine Verehrung der Gattin Brentanos, der Tochter der Frau La Roche. Diese Beziehungen müssen um so mehr hier erörtert werden, als die Freundschaft Goethes mit Frau La Roche den innigen Verkehr mehrerer Generationen ihrer Familie mit Goethes Mutter zur Folge gehabt hat. Nicht nur, daß Frau La Roche selbst mit ihr bekannt wurde, ihre Töchter, besonders die Maxe, wurde sehr vertraut mit Goethes Mutter und fanden bei ihr, was sie bei der Mutter vermißten.

Nach seiner Flucht aus Weßlar (am 10. September 1773) hatte sich Goethe mit Merck in Ehrenbreitenstein, dem Wohnsitz der Familie La Roche, deren Oberhaupt kurtrierischer Staatsrat war, getroffen. Frau von La Roche, schon früh berühmt als Jugendgeliebte Wielands und als Verfasserin des Romans: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, war bald in schriftlichen Verkehr mit dem jungen, berühmten Autor getreten. Das Verhältnis wurde schnell inniger, wie sich das in der Anrede „liebe Mama“ zeigte; den Schriftsteller zog die Mutter an, den für weibliche Schönheit und Anmut so empfänglichen Jüngling die schöne Tochter Maximiliane, damals (1773) siebzehnjährig. Im August dieses Jahres war Frau La Roche mit der Tochter in Frankfurt zu Besuch, wo sie Frau Kat Goethe kennen lernte. Hier wurden die Fäden zu der Verheiratung der schönen Maxe mit dem reichen Witwer Brentano gesponnen.

Goethe deutet in Dichtung und Wahrheit an, daß ihn mit der Mutter nur ein litterarisches und sentimentales Streben verbunden habe. So ist es verständlich, daß ihr Briefwechsel mit des Dichters Abreise nach Weimar aufhört. Eine innige Gemeinschaft mit der „Mama“ La Roche, der Führerin der Sentimentalen, konnte nur bestehen, so lange Goethe selbst in der krank-

haften Stimmung seiner Zeit befangen war. Um wie viel weniger können wir uns ein wirklich herzliches Verhältnis zwischen Frau Kat und Frau La



Roche denken. Der Gegensatz zwischen beiden Frauen tritt uns zwar erst in den Briefen einer viel späteren Zeit entgegen; er war aber schon vorhanden,

als sie sich kennen lernten, weil er in den Charakteren begründet war. Sophie Gutermann, in demselben Jahre wie Goethes Mutter (1731), in Kaufbeuren geboren, hatte eine ernste und viel bewegte Jugend durchlebt. Vor dem tyrannischen Vater fand sie in dem Hause des Pastors Wieland in Diberach eine Zufluchtsstätte; der Dichter Wieland wurde ihr schwärmerischer Bräutigam. Dann auch diesem Hause und durch unglückliche Mißverständnisse dem Bräutigam entfremdet, von der Heimat losgetrennt, heiratete sie aus Verzweiflung einen ungeliebten Mann, den kurmainzischen Hofrat de la Roche (1753), Sekretär und Freund des Ministers Stadion. Mit diesem kam sie nach Warthausen und 1771 nach Ehrenbreitenstein. Sophiens schriftstellerische Thätigkeit, ihr ausgebreiteter Briefwechsel und ihre bewundernswerte Gabe der Unterhaltung, ihr Wiß, „die Eleganz der Gestalt und des Betragens“, das Gleichmäßig-Liebenswürdige in der Behandlung jedes Einzelnen, die wahrhaft vornehme Art, die Gleichheit von Stolz und Selbstverkleinerung entfernt war, machte Ehrenbreitenstein zum Mittelpunkt der litterarisch-sentimentalen Zusammenkünfte und zum gern besuchten Stellbuchein jener gefühlsüberschwänglichen Seelen, wo man am Vorlesen sentimentaler Briefe sich ergöhte. Durch ihren Roman: „Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, den Wieland 1771 in zwei Teilen herausgab, eroberte sie sich fast alle Herzen, Männer und Frauen ihrer Zeitgenossen und entlockte ihnen unendlich viel Thränen der Freude, der Trauer, der Bewunderung und des Entzüdens. Goethe, der ihren Roman mit den Worten rezensierte: „es ist kein Buch, es ist eine Menschenseele“, Herder und seine Braut, alle sind gleich begeistert, und Wilhelm Heinse nannte sie „das göttliche Weib, in welchem Aspasia und Laura auf eine wunderbare Weise vereinigt seien“. Aber diesen vielen Lichtseiten stand entgegen ein Grundzug ihres Wesens, der sie von Frau Ujas einfach wahrem Gefühl durch eine tiefe Kluft trennte, das Affektierte, wenn nicht Unwahre ihrer Empfindung. Auf uns wirkt die Rührseligkeit bei ihrer Begegnung mit Wieland (1771) während des litterarischen Kongresses abstoßend, weil sie gemacht ist, ja sie ist nur erklärlich aus der Zeit und dem Benehmen der Umstehenden: „Sie ging ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, er aber ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Antlitz darin zu verbergen. . . . Von ihrer rührenden Stimme geweiht, richtete er sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten.“ Das Treiben dieser Leute war für Frau Rat wenig verständlich. Diese gefühlsüberschwängliche Härlichkeit, diese unwahre, immer

auf die Höhe der Empfindung sich versteigende Stimmung hat sie später in den Briefen an den Sohn mit scharfen Worten gegeißelt. Am meisten empörte sie die so unmütterliche Handlungsweise der Frau La Roche gegen ihre Töchter, die sie auf jeden Fall reich verheiraten wollte und dadurch unglücklich machte. Das einfache Wort aus einem Brief der Frau Rat an Anna Amalie, sie verstünde es nicht, wie man Sternheim- und Frauenzimmerbriefe schreiben und doch die Töchter unglücklich machen könne, enthält eine scharfe, aber gewiß unwiderlegbare Anklage. Beiden Töchtern hat Frau Rat in ihren Herzensdrangsalen beigestanden.

Mage Brentano.

Schon die Verbindung, in der in Dichtung und Wahrheit die Entstehung des Werthers und die Schilderung von Goethes Verkehr mit Mage äußerlich stehen, lassen uns einen Zusammenhang ahnen. Jetzt wissen wir, daß Goethe aus billigen Rücksichten das Leidenschaftliche in dem Verkehr in das Freundschaftliche verändert hat und daß die Erlebnisse im Brentanoschen Hause ihn erst zu der Gestalt des Albert in der ersten Ausgabe des Werther und der Lotte des zweiten Theils verholfen haben. Eben fliehend vor der leidenschaftlichen Liebe zu Lotte, sah er die herrlich aufblühende, sechszehnjährige Mage La Roche, die uns Friß Jakobi als ein Mädchen schildert, „das mit einem sehr empfindsamen Herzen die liebenswürdigste Dankbarkeit verbindet und jeden Ton, jede Bewegung sich selber unbewußt, den Grazien abgelernt habe.“ Von Goethes erwachender Neigung zu ihr zeugen die Worte in Dichtung und Wahrheit: „Die älteste zog mich besonders an. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen, erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“

Aber das „Mamachen“ hatte bereits einen anderen, einen sehr reichen Mann für Mage gefunden. Es war der aus Mailand gebürtige, in Frankfurt ansässige, reiche Kaufmann Peter Anton Brentano, damals etwa 40 Jahr, Wittwer und Vater von vier Kindern. Peter Brentano war gewiß nicht der Mann, einen Goethe bei einem schönen jungen Mädchen auszustechen. Aus den Briefen der Frau Rat an Krespel (1777) kennen wir einige wenig erfreuliche Eigenschaften von ihm, so seine große Eitelkeit und seine geringe geistige Begabung:

„Der Mage wird wirklich angst,“ heißt es dort, „daß das bißchen Verstand,

das in seinem Hirn wohnt, noch einmal mit Extrapost in den Mond reißt.“ Die Briefe zeigen uns für diese Zeit Frau Kat als die nächste Vertraute der jungen Frau. In der ersten Zeit war es der Sohn Wolfgang. Am besten führen uns die Briefe Goethes an die „Mama La Roche“ in diese Verhältnisse ein.

Im Oktober 1773 erhält Goethe die Nachricht, daß Mäze nach Frankfurt kommen wird. Voller Freude teilt er das Bestner und Betty Jakobi mit, „zumal ihr Künftiger ein Mann zu sein scheint, mit dem sich leben läßt.“

Am 9. Januar 1774 fand die Hochzeit statt, die Mutter begleitete das junge Paar nach Frankfurt; und noch denselben Monat spielte sich das kleine Drama ab, das den letzten Anstoß zum Werther geben sollte. Ein Brief Mercks vom 29. Januar stellt am besten die unvereinbaren Gegensätze, die hier aufeinander stießen, vor Augen; „Brentano ist ein Kaufmann, der sehr wenig Geist hat“, schreibt Merck seiner Gattin, „es ist ein trauriges Phänomen für mich, unsere Freundin zwischen Häringsstonne und Risten aufzusuchen. Du hättest Frau La Roche sehen sollen, wie sie allen diesen Lebensarten und Scherzen dieser derben Kaufleute stand hielt, ihre prächtige Diners ertrug und ihre schwerfälligen Personen unterhielt; es haben sich schreckliche Scenen zugetragen, und ich weiß nicht, ob sie nicht unter der Last dieser Reue erliegen wird.“ Es erhellt daraus, wie unglücklich sich die junge Frau „aus dem heiteren Thal Ehrenbreitenstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt und dann gezwungen, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern zu benehmen“, in diesen Kreisen fühlen mußte. So nahm sie zu dem einzigen im ganzen Hause, der sie verstand, ihre Zuflucht, oder wie Merck das in seiner Sprache ausdrückt: „Goethe hat die kleine Madame Brentano über den Geruch von Del und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu trösten.“ Die Musik führte sie näher zusammen, Mäze spielte das Klavier, Goethe das Violoncell. Auch unternahm man Spazierfahrten mit beiden Müttern, oder man traf sich auf dem Eis, wie am 23. Januar bei jener Eispartie, die Goethe in Dichtung und Wahrheit, Bettina im Briefwechsel Goethes mit einem Kinde, Frau von La Roche in Rosaliens Briefen beschrieb und die Kaulbach gemalt hat. Folgen wir der Schilderung Bettinens . . . „Ich zog meinen karmoisinroten Pelz um, der eine lange Schleppe hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war und so fahren wir denn hinaus, da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den anderen durch; die Luft hatte ihm die Waden rot gemacht; und der Puder war aus seinen braunen Haaren

geflogen, wie er nun den karmoisinroten Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche, und lachte mich ganz freundlich an — nun, was willst du? sag ich. Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb Sie mir ihren Samtrock. — Du wirfst ihn doch nicht etwa anziehen wollen. — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eis; Bettina, wenn du ihn gesehen hättest!! So was Schönes giebt's nicht mehr, ich klatsche in die Hände vor Lust! mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug, damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen.“

Es ist nicht wunderbar, daß bei solchem Verkehr der Gatte Brentano, der zuerst Goethe zu häufigem Besuche eingeladen hatte, auf den lebenswürdigen Hausfreund eifersüchtig wurde. Es kam zu einer Scene, in Folge deren Goethe das Haus mied. Der hierfür entscheidende, an die noch in Frankfurt befindliche Frau Sophie gerichtete Brief ist am 22. Januar 1774 geschrieben: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht zurücklocken denken, liebe Mama, ich habe in denen schrecklichsten Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir. Daß ich Sie nicht drinnen sehn würde, was die Leute sagen würden u. Das habe ich alles verstanden. Und Gott bewahre ihn vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle betreten würde.“ Am 1. Februar begann Goethe den Werther zu schreiben, dessen zweiter Teil sein Leiden widerspiegelt. Goethe blieb fest bei seinem Vorsatz, daher die Meldung aus dem Juni: „Die liebe Maxe sehe ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel.“ Er hält das Opfer, das er der Maxe gebracht, sie nicht zu sehen, für mehr wert, „als die Affiduität des feurigsten Liebhabers“. Die schönen schwarzen Augen, die Lotte von der Maxe hat, peinigen ihn, wenn er sie am dritten Orte sieht. Am 20. November spricht er zuerst wieder mit dem Gatten, den er mit ihr im Theater getroffen hatte; „er hatte alle seine Freundlichkeit zwischen die spitze Nase und den spitzen Kiefer zusammengepackt.“

Die aufgeregte Stimmung legte sich allmählich. Das Jahr 1775 brachte der Maxe Mutterfreuden und festigte das Band der Gatten; den Dichter aber, der im Werther sein Leid niedergelegt hatte, ergriff um diese Zeit eine andere größere Leidenschaft, die zu Lili Schönemann. So konnte er der

Mutter versprechen, der „Aeinen“ ferner keinen Verdruß zu machen und am 28. März dem Drama den befriedigenden Schluß zu geben mit den Worten: „Ich versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollte ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin, Hausfrau und Mutter bleibt.“ So wird bei Brentanos wieder „gefidel und gebudelt,“ wie im Januar des Jahres vorher. Zu dem guten Schluß hatte Frau Kat das Ihrige beigetragen. Das verraten uns die Berichte Goethes über den eifrigen Verkehr der Mäze mit ihr in Goethes Abwesenheit und die späteren Beziehungen der beiden Frauen. Die höhnische Art, in der Frau Kat häufig von Brentano redet, zeigen, auf wessen Seite sie hier gestanden hat.

Die Brüder Jakobi und Tante Fahlmer.

Geistig nahe verwandt dem Kreise der Frau La Roche in Ehrenbreitenstein waren die Brüder Jakobi in Düsseldorf und Pempelfort. Auch mit ihnen ist Goethe und seine Mutter in nahe Berührung gekommen. Die Brücke bildete hier eine Verwandte der Frau Aja, Johanna Fahlmer. Goethe erwähnt ihrer, die eine hohe Vertrauensstellung in der Goethischen Familie einnahm, in Dichtung und Wahrheit nur einmal, hier aber mit so lobenden, dankbar anerkennenden Worten, daß wir den hohen Wert, den er ihr beilegte, erkennen. „Die Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und dem Jakobischen Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemaine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen.“ Die Briefe Goethes an sie, aus den Jahren 1773—77 sind für uns besonders wichtig, weil sie uns in das intimste Leben des Goethischen Hauses einführen. Johanna Fahlmer war die Tochter des aus Frankfurt nach Düsseldorf verzogenen kurfürstlichen Rammerrats Georg Fahlmer, aus dessen zweiter Ehe mit der Tochter des Frankfurter Predigers Starck, also einer nahen Verwandten der Frau Kat. Die Jakobis waren Enkelkinder Fahlmers, durch eine Tochter aus der ersten Ehe, dadurch, obgleich älter, die Nefsen von Johanna Fahlmer. Daher erklärt sich die Bezeichnung „Täntchen“ für sie, die nur fünf Jahre älter als Wolfgang war, in den Briefen Goethes. Im Jakobischen Briefwechsel und Jakobis Gedichten erscheint sie unter dem Namen Abelaide. Ihr Vater war schon im Jahre 1759 gestorben. Darauf hatte Johanna mehrere Jahre bei Jakobis gelebt. Hier entstand ihre liebevolle Neigung zu Fritz Jakobi, die nach dessen Verheirathung mit Betty von Clermont zu seelischen Erschütterungen führte, wie sie in jener

Seinemann, Goethes Mutter.

gefühlüberschwänglichen Zeit allein möglich waren, und die Goethe den Anlaß zu seiner Stella gaben. Im Jahre 1772 zog die Mutter mit Johanna nach Frankfurt. Hier trat diese sofort in den Kreis der Freundinnen Corneliens und der Frau Rat, die immer lieber mit jungen Mädchen, als mit gleichalterigen Frauen verkehrte. Sobald Wolfgang aus Wehlar zurückgekehrt war, begann sein freundschaftlicher Verkehr mit Johanna. Ihr vertraut er alles, selbst seine intimsten Beziehungen, sie erseht ihm die Schwester, wie sie auch mit der Mutter gemeinsam für ihn beim Vater Goethe eintritt.

Johanna vermittelte auch seinen und der Goethischen Familie Umgang mit den Jakobis zuerst mit den Frauen, der Schwester des Friß Jacobi, Lottchen, an der Goethe die Treuherzigkeit lobt und mit der Gattin Betty, die er mit den Worten charakterisiert: „ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte.“ Johanna hellte die Mißverständnisse zwischen Goethe und Friß Jacobi auf und veranlaßte Goethes berühmten Besuch in Bempelfort, dem der leidenschaftlich begonnene Freundschaftsbund der beiden Männer folgte, der trotz Gegenjaß und Widerspruch mit wenigen Störungen ihr Leben lang bestehen blieb.

L i l i.

Nicht weniger suchte man in Frankfurt selbst den berühmten Mann an sich zu fesseln. Das Gefühl, daß hier Neugierde die Triebfeder der Liebenswürdigkeit war, ließ ihn derartigen Einladungen gegenüber sich ablehnend verhalten. So wissen wir denn auch nur von einer Bekanntschaft Goethes in den Patrizier- oder reichen Handelshäusern, der mit dem Schönemannschen Bankhause. Im Beginn des Jahres 1775 lernte hier Goethe das Mädchen kennen, das seit dem Erscheinen des letzten Bandes von Dichtung und Wahrheit einem jeden unter dem Namen Lili bekannt ist. Die Schilderung dieses Mädchens und sein Verhältnis zu ihm ist von Goethe so eingehend und liebevoll geschehen, daß wir ihrer überhoben sind. Wie er es verstanden hat, das Natürliche ihres Wesens, das Kindlichreine, Unschuldige und zugleich Charakterfeste im Gegenjaß zu ihrer oberflächlichen Umgebung und dem äußeren Glanze ihres Lebens darzustellen, das wird immer von jedem neuen Leser von neuem bewundert werden. Geradezu ergreifend aber klingt das Wort des hochbetagten Mannes aus dem Jahr 1831 beim Besuch von Lilis Enkelin:

„Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen, denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grund nicht unübersteiglich und doch ging sie mir verloren.“

Es paßt dazu das Wort der Mutter, das uns Bettina erhalten hat, daß Lili die erste Heißgeliebte des Sohnes gewesen sei. Die Schuld des unglücklichen Ausgangs trägt zwar in der Hauptsache Goethe, viel beigetragen haben auch die äußeren Gegensätze der Familie, ebenso die religiösen — Schönemanns waren reformiert — wie die gesellschaftlichen. Obgleich Goethes Vater den Titel eines kaiserlichen Rates besaß und der Schwiegervater Textor eine so hohe Stellung einnahm, verkehrte die Familie nur in einfach bürgerlichen Kreisen weder mit den Patriziern, noch mit den Mitgliedern der reicheren Handelsklasse. Der Vater war stolz darauf, als Sohn eines Schneiders es bis zum kaiserlichen Rat gebracht zu haben, auf jeden Fall zu stolz, um eine Gesellschaft aufzusuchen, der er sich weder an Abkunft noch an Reichthum gleichstellen konnte. Frau Aja aber war ihrer Erziehung nach eine einfach bürgerliche, herb natürliche Frau, die sich niemals in den in jenen Kreisen herrschenden Ton gefunden hätte. Die Schönemanns dagegen gehörten ihrem Aufwande nach zur reichsten Handelsklasse und hielten sich zur adligen Gesellschaft. Frau Schönemann, die Mutter, von französischem Adel, eine geborene d'Orville, hatte für den inneren Wert Goethes kein Verständnis und konnte die Verbindung ihrer schönen Tochter mit dem bürgerlichen, verhältnismäßig wenig begüterten Rechtsanwalt kaum für eine passende Partie erachten.

Wenn es nun auch der Freundin beider Familien, „der Handelsjungfer Delpß aus Heidelberg“, von der Frau Rat später öfter Delpphin politica genannt, gelang, das Einverständnis der Eltern Goethes und der Mutter Lilis zu erhalten, so war damit die Verlobung durchaus noch nicht öffentlich und die Hindernisse nicht beseitigt. Nur durch große Entschiedenheit und Festigkeit wäre der Plan durchführbar gewesen. Diese Festigkeit fehlte zwar der herrlichen, an Goethe mit der ganzen Kraft ihrer Liebe festhaltenden Lili nicht, aber wohl dem unbesändigen, zwischen heißer Liebe und der Furcht vor der Zukunft schwankenden Bräutigam. Die ersten Wochen genoß er wohl das

Glück, ein solches Mädchen sein nennen zu dürfen, in vollen Zügen. Nicht nur bei den glänzenden Festlichkeiten im Schönemannschen Hause sah er sie, auch in vertraulichem Gespräch öffnete sich ihm ihre reine schöne Seele, der er das Wort zurief:

„Wo Du Engel bist, ist Liebe und Güte;
Wo Du bist, Natur!“

Viel intimer als in der Stadt, obgleich die Häuser beider so nahe lagen, daß die Liebenden sich durch Zeichensprache verständigen konnten, wurde der Verkehr, als Lili bei beginnendem Frühling nach Offenbach ging, zu ihrem Onkel d'Orville und Bernard, französisch-reformierten Kaufleuten, und Goethe ihr dorthin folgte. In das Glück seiner Liebe führen uns hier die Briefe an die von ihm verehrte Unbekannte, Gräfin Auguste von Stolberg, der er auch die geheimsten Gedanken enthüllt. Sie bringen uns begeisterte Lobsprüche des lieben Mädchens, Aussprüche leidenschaftlicher Liebe, Beweise vertrautesten Verkehrs. Aber daß daneben sich schon Gedanken einstellen, die bei einem Bräutigam verwunderlich sind, zeigt uns der eine Brief an Herder vom Mai 1775: „Dem Hasen häuslicher Glückseligkeit mit festem Fuße in wahrem Leid und Freude der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen.“

Unterdes arbeitete man von beiden Seiten der Anverwandten, das junge Glück zu untergraben. Es fällt ungemein auf, daß von einer Annäherung beider Familien auch nach der sogenannten Verlobung nichts zu hören ist; auch ist es wohl nicht zufällig, daß wir fast gar keine Aeußerung der Frau Rat über Lili erhalten haben. Ebenso wenig wie der Vater sich für die „Staatsdame“ erwärmen konnte, bildete sich zwischen Lili und der zukünftigen Schwiegermutter ein Verhältnis. Auf beiden Seiten waren Vorurteile zu beseitigen. Es waren gewiß nur äußere Verschiedenheiten, denn der Charakter beider war im Grunde edel, einfach und natürlich. Aber sich einzuleben in eine ganz unbekannte Lebensauffassung und Lebensverhältnisse, wie Lili sich gewiß vornahm, dazu hätte es längerer Zeit und Gelegenheit bedurft. Auch konnten Goethes Eltern so schnell das Scheitern ihres Lieblingsplanes, des Sohnes Verheiratung mit Sibylla Münch, nicht verwinden. „Sie war der passende Schlußstein zu einem aufgemauerten zugerundeten Gewölbe“, aber die neue Verbindung wollte zu dem Gemäuer nicht passen. Unsicher und ungewiß wurde die Zukunft des Sohnes; ja selbst der Reichtum der Familie schien dem Vater nicht sicher und dem Aufwande keineswegs entsprechend. Einen Zögling an Stelle der verheirateten Cornelia hatte der „gern didaktische“

Vater erhofft, nun sollte eine Dame aus den höchsten Kreisen in sein Haus ziehen, die ihn womöglich belehren oder über ihn sich lustig machen und seine Autorität erschüttern konnte; die „in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter“ hatte in der von ihr ausgesuchten Schwiegertochter eine kräftige Stütze und eine befreundete teilnehmende Seele zu „gemütlichem Gespräch“ nach gethaner Arbeit gesucht, nun sollte die in Pracht und großem Gesellschaftsleben aufgewachsene schöne Dame, die wohl als Königin der Feste glänzen, aber für das Glück einer einfachen Häuslichkeit kaum Sinn haben könnte, eintreten und an Stelle der Gemütlichkeit und des von der Hausfrau geliebten, unter der Jugend ausgewählten Verkehrs eine Menge gleichgiltiger und langweiliger, reicher aber geistig unbedeutender oder blasierter Menschen in das Haus ziehen. Die mißvergünstigten Neben des immer grilliger und launenhafter werdenden Vaters und der mehr passive Widerstand der Mutter, auf der anderen Seite die in der Nähe Lili's immer mehr wachsende Leidenschaft schufen einen peinlichen Zustand, dem Goethe durch eine Reise mit den Grafen Stollberg in die Schweiz zu entfliehen suchte. In den Briefen an die Fahlmer und Gutschken nennt er diese wenige Wochen nach der Verlobung unternommene Reise unumwunden eine Flucht vor Lili, sich selbst einen durchgebrochenen Wären, eine entlaufene Raze. Auf dieser Reise kommt er nun mit Lenz zur Schwester Cornelia nach Emmendingen. Cornelia sah noch viel schwärzer in die Zukunft, als die Eltern. Selbst tief unglücklich in ihrer Ehe, wollte sie ihren Bruder vor diesem Unglück bewahren. Zudem empfand sie das größte Mitleid für Lili, „von der sie sich die größten Begriffe gemacht hatte.“ Sie, die selbst den Aufenthalt in Emmendingen als eine Verbannung ansah, hielt eine Verpflanzung Lili's aus ihrer bisherigen Umgebung in das väterliche Haus für eine ähnliche Grausamkeit. Vater, Mutter und Schwester hatten sich gegen die Verbindung verschworen. „Amor das Kind hielt sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nahm.“ So treibt die Sehnsucht den flüchtigen Bräutigam von der Grenzschiede Italiens wieder nach Frankfurt zurück, die Scenen von Offenbach wiederholen sich, aber wie klingen jetzt seine Briefe! „Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich Gutschken!“

Nicht weniger als Goethes Anberwandte drängten Lili's Mutter und Brüder auf ihre Entfugung. Das sonderbare Benehmen des Bräutigams, der ohne Abschied zehn Wochen fern geblieben war und der sich nun noch

eifersüchtig und launenhaft zeigte, kam hinzu. Das tapfere Mädchen benahm sich besser als der Liebhaber, sie erklärte dem Geliebten überall hin folgen zu wollen. Aber Goethe hatte schon innerlich mit dem Gedanken einer Verbindung gebrochen. „Wär ich das Loß, o Gustchen! — Und doch zittere ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgiltig, ich hoffnungslos werden könnte“, erklärt er am 18. September 1775. Er zog sich allmählich zurück und benutzte die Einladung des Herzogs von Weimar, um dieser Absicht deutlichen Ausdruck zu geben. Wie schwer ihm der Abschied wurde, hat er selbst ergreifend dargestellt.

Wir wissen keine bessere Entschuldigung für den Ehescheuen, als die die edle Lili selbst ausgesprochen hat: „Man dürfe Goethe nicht mit einem anderen, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehöre.“ Auf der Reise, in Eberstadt, schrieb er in sein Tagebuch: „Lili adieu, Lili zum zweiten Mal. Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden, wir müssen einzelne unserer Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblicke weder bang für Dich, noch für mich, so verworren es aussieht.“

Lilis Bild entschwand ihm auch in Weimar nicht. Jetzt, da die Leidenschaft einer ruhigen Verehrung Platz gemacht hatte, konnte er das tiefempfundene Gedicht ihr widmen, dessen Schluß zugleich der schönste Schluß der Liebesepifode ist.

Mir ist es, denk ich nur an Dich
Als in den Mond zu sehen.
Ein stiller Friede kommt auf mich
Weiß nicht, wie mir geschehen.

Katharina Zimmermann.

Ihren Lieblingsplan, den Sohn an das Haus zu fesseln und durch Verheiratung mit einem braven, ihrem Herzen zusagenden Mädchen dem genialischen Treiben ein Ende zu machen, hatte Frau Kat trotz des Mißerfolges noch nicht aufgegeben. Gerade in der Zeit, da der junge Dichter sich endgiltig von Lili losgesagt hatte, schien sich ihr ungesucht eine Gelegenheit zu bieten, die auch zugleich ihrem mitleidigen guten Herzen die Möglichkeit gab, ein unglückliches weibliches Wesen aus schlimmen Verhältnissen zu retten. Im September 1775 verweilte, von ihrem Vater, dem berühmten Arzte, aus

der Pension geholt und einige Zeit der Obhut der Frau Rat anvertraut, Katharina Zimmermann im Goethischen Hause. Sie war damals achtzehn Jahr alt. „Schlank und wohlgewachsen trat sie auf ohne Bierlichkeit, ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Teil-



Zimmermanns Tochter.
Aus Lavaters Physiognomik.

nahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie äußerte sich selten, in der Gegenwart des Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die heitere liebevolle

Gegenwart dieser teilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf, und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichen Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, vor dessen Härte und Tyrannei man sich gar keinen Begriff machen könne.“ Diese von Goethe noch weiter ausgeführte Anklage gegen den Vater ist nicht mit Unrecht angefochten worden. Doch mag die Goethische Begründung die allein richtige sein, oder mögen die Gründe in der strengen Erziehung des Mädchens in der Pension, ihren eigenen körperlichen Leiden und dem frühen, schmerzvollen Tode der Mutter, sowie dem kurz vor ihrem Aufenthalt geschehenen Selbstmord ihres Geliebten zu suchen sein; der von Goethe geschilderte Zustand war wirklich vorhanden. Das beweisen des Vaters eigene Worte, der damals an Frau von Stein schrieb: Ms. Goethe fait trop d'honneur à ma fille qui n'est point développée encore qui a été timide et craintive dans sa maison, und seine Schilderung von ihr in seiner Schrift „über die Einsamkeit“: Sanft, gütig und liebevoll, und doch immer stille, gepreßt, furchtsam und zurückhaltend“; vor allem aber ein Brief Goethes an Lavater (Ende September 1775): „Zimmermanns Tochter ist so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie, und hat die Thür leis angelehnt. Oh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber als ein pochender Vater öffnen.“ Die schönen Worte lassen uns in der Seele des Mädchens lesen; wir wissen, wen sie im Sinne hat, wenn sie den Antrag eines schönen reichen Mannes einige Monate später mit den Worten zurückweist, „sie würde einen Mann ohne alles Geld heiraten, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre.“

Goethe aber antwortet der Andeutung der Mutter: „Wenn es eine Waise wäre, so ließe sich darüber denken und unterhandeln, aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist.“ Im Ernste wird Goethe an eine Verbindung, zumal er ja eben erst Lili entsagt hatte, nicht gedacht haben. Auch bei der Mutter war es nur ein augenblicklicher Gedanke, der ihrem guten Herzen Ehre macht, den sie aber bald wieder fallen ließ. Liebe und Freundschaft jedoch bewahrte sie dem unglücklichen Kinde ihr Lebenlang. Menschlich schön sind und fast rührend klingen die Worte der Frau Rat in einem jüngst bekannt gewordenen Brief an Zimmermann aus dem Jahre 1776: „Daß Ihre liebenswürdige Jungfer Tochter noch an uns denkt, und sich wohl und vergnügt befindet, war auch eine Nachricht nach meinem Herzen; erlauben Sie, daß ich mir die Freude mache und die Zahl meiner Kinder durch dieselbe vermehre, dieses süße, liebe Mädchen kommt in

gute Gesellschaft, außer denen zwei, die unter meinem Herzen gelegen, habe ich das Glück noch viele Söhne und Töchter zu haben, als da sind, die zwei Grafen Christian und Friedrich von Stollberg, Sabater, Wieland, von Knebel, von Raib, Demoiselle Fahlmer, Delph, von Breben und da meine liebe Tochter Zimmermann den Seel und Leib erfreuenden Mutternamen leider schon lange nicht mehr nennt, so hoffe ich, sie nimmt meinen Vorschlag an, um nur den Namen nicht ganz zu verlernen.“

Dem jungen Mädchen war nicht zu helfen; ja die liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung der gütigen Frau Rat, die ihr die Liebe einer Mutter entgegenbrachte, ließ sie erst recht ihr Unglück fühlen und erkennen; ein schmerzhaftes Lungenleiden raffte sie schon 1781 dahin.

Jung=Stilling.

Derartige, den Frieden und das Glück des Hauses störende Besuche, die zu Mitleid und Trauer und zugleich zu dem Bewußtsein, nicht helfen zu können, führten, hat Goethe an jener Stelle im Sinne, da er von den Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten spricht, die die eingeleitete Gastfreiheit den guten Eltern brachte. Eines ähnlichen Falles, der in den Monat Februar und Anfang März 1775 fiel, gedenkt er besonders ausführlich, des Besuchs seines Freundes von Straßburg her, Jung=Stillings. Jung hatte mehrere Augenkuren „mit guten Mut und frommer Dreistigkeit“ glücklich vorgenommen, er war darauf von einem wohlhabenden Frankfurter Patrizier, Herrn von Versner aufgefordert worden, nach Frankfurt zu kommen und ihm den Staat zu stechen. Goethes Eltern luden ihn für die Zeit seines Aufenthaltes zu Tisch, nahmen ihn „mit der wärmsten Freundschaft“, wie er in seiner Lebensbeschreibung sagt, einige Tage in ihre Wohnung und mieteten ihm später ein hübsches Zimmer in der Nachbarschaft. Es war nicht nur die Dürftigkeit Jungs und die gern geübte Gastfreundschaft, die Frau Rat veranlaßte, gerade diesen Gast freundlich entgegen zu kommen; ein geistiges Band machte sie zu Freunden. Die Frömmigkeit Jungs, der auch zu der stillen Gemeinde gehörte, führte alles auf unmittelbare, göttliche Einwirkung zurück, und der innerste Kern der Glaubensüberzeugung der Frau Rat war derselbe, daß alles, was geschieht, durch Gott geschehe und daher den Menschen zum Besten reichen müsse. Religiöse Fragen waren darum auch häufig Gegenstand des Gesprächs zwischen Wirtin und Gast. Jung hatte damals gerade die Absicht, einen Angriff gegen die Geistlichen und die „Heuchelei unter den Orthodoxen“

von dem bekannten feichten Aufklärer, dem Berliner Buchhändler Nicolai in seinem 1773 erschienenen Roman Sebalbus Rothanker kräftig abzuwehren. Noch in demselben Jahr — 1775 — erschien diese Abwehr in Frankfurt am Main unter dem Titel: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebalbus Rothanker von Johann Heinrich Jung,“ eine Schrift, die in sehr starken, ja oft beleidigenden Worten sich gegen Nicolai erging. Es erschienen mehrere Gegenschriften, die Jung noch im Dezember desselben Jahres veranlaßten, eine Berichtigung und



Jung-Stilling.

Verteidigung der „Schleuder“ und zugleich eine Entschuldigung wegen der scharfen Form zu veröffentlichen. Daß hiervon viel im Hause Goethes gesprochen worden, ja vielleicht die Schrift hier entstanden ist, erhellt aus einer zufälligen Aeußerung der Mutter dem Sohne gegenüber, „wie du mir beim Doktor Jung seiner Hirten Schleuder schuld gabst — ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in den Kopf bekämen.“ Die Mutter hat in ihrer gütigen, alles gern vertuschenden Weise den Unwillen des jungen Heißsporns zügeln und die starken Ausfälle Jungs mäßigen wollen, dafür

aber vom Sohn den eben erwähnten ganz nach seiner Art von dem nächstliegenden, dem Titel der Schrift, hergenommenen Vorwurf hören müssen.

Weider war die Operation nicht von dauerndem Erfolg: „Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin, jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich; die Augen des braven geduldigen Mannes entzündeten sich und es blieb kein Zweifel, daß die Kur mißlungen sei.“ Darüber geriet Jung fast in Verzweiflung und erging sich in den wildesten Anklagen gegen sich selbst. Wie er in seiner Biographie erzählt, verließen ihn Freunde und Bekannte, und nur Goethe mit seinen Eltern suchte ihn aufzurichten. Das war die rechte Thätigkeit für die fromme Frau Rat, die Zeit der Prüfung, wo man die Stärke des Glaubens und die Liebe zu Gott zeigen konnte. Uebernahm Jung die Rolle der scheltenden Freunde in dem Drama Hiobs, so führte Frau Aja den unererschütterlichen Glauben Hiobs selbst gegen den mutlos gewordenen Freund zu Felde, wie wir sie später in den schlimmsten Lebenslagen sich selbst trösten sehen werden mit den Worten der Bibel und den Tröstungen der Religion. So ist auch Goethes Bemerkung zu verstehen, daß Frau Rat „bei ihrem unablässig thätigen Gleichmut die Störung des häuslichen Lebens,“ die Jungs Besuch mit sich brachte, „die üble Belohnung für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung“ nicht so empfand wie der Vater, der bei Tisch statt eines heiteren, geistreichen Gesprächs nur Klagen und Ausbrüche der traurigen Stimmung des unglücklichen Arztes vernahm, ohne doch irgendwie helfen zu können.

An und für sich war der viele Verkehr überhaupt nicht nach dem Willen des Vaters. Nur um des Sohnes willen hatte er „einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert“ und wich von seiner Gewohnheit und sparsamen Haushaltung ab, einmal aus Freude über den wachsenden Ruhm des Sohnes und ferner, weil er als vielseitig gebildeter Mann gern an den Gesprächen bedeutender Männer teilnahm und an der paradox geistreichen Art des Sohnes und „seinen dialektischen Klopffechtereien“ seine Freude hatte.

Wolfgang aber fand in dem Verkehr mit so vielen bedeutenden Männern damals sein ganzes Glück, nicht minder die gesellige Frau Rat, für die es immer „eine Wollust war, große Männer um sich zu sehen“, und die darum alle Sorge und Mühe der Hausfrau gern übernahm.

Als Jung ankam, meldete Goethe der Fahlmer: „Morgen kommt Jung! Frankfurt ist das neue Jerusalem, wo alle Völker aus- und eingehen und die Gerechten wohnen,“ und fast an demselben Tage Gustchen: „Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei

Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichem, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in anderen wiederfindet.“

Stürmer und Dränger.

Damit stimmt überein, daß Friß Jakobi vom 24. Februar bis 2. März in Frankfurt weilte, daß ebenfalls im Februar die Sachsen-Meiningschen Prinzen nach Frankfurt kamen und den berühmten Dichter zu sich bitten ließen, daß am 30. März Klopstock bei Goethe war (morgens auf Wolfgangs Stube mittags zu Tisch), und daß Mitte April schon wieder großer Besuch von Goethe erwartet wurde: die Brüder Grafen Stollberg. Sie suchten den Führer der neuen Bewegung, den ersten unter den Dichtern des Sturms und Drangs, von denen in Frankfurt damals in intemem Verkehr mit Goethe Heinrich Leopold Wagner, Maximilian Klinger und Christian Kayser lebten; — der letztgenannte ging schon 1775 nach Zürich. — Wagner, zwei Jahre älter als Goethe, in Straßburg geboren, hatte ihn dort bei gemeinsamen Studien kennen gelernt. „Es ist derselbe gute, wenn auch nicht besonders begabte Geselle,“ der, wie Goethe behauptet, ihm das Gretchenmotiv in seiner Kindermörderin „weggeschnappt“ hatte. Im Winter 1774/75 finden wir ihn in Frankfurt in regem Verkehr im Goethischen Hause. Er teilte mit Frau Rat die Vorliebe fürs Theater und las mit der „Mama Rätin“ die neuen Dichtungen von Maler-Müller. Er war auch bei Klopstocks Besuche in Goethes Haus zugegen. Leider ließ er sich zu einem Scherz hinreißen, der ihm fast die Freundschaft Goethes kostete. Es war im März 1775, als eine Flugschrift „Prometheus, Deukalion und seine Rezensionen“ erschien, die in offener Anlehnung an die Goethische Schrift: „Götter, Helden und Wieland“, in Bildern, dem Tierreich entnommen, die Rezensionen Goethischer Schriften verhöhnte. Alle Welt riet auf Goethe als den Verfasser. Der junge Dichter, der kurz vorher die Bekanntschaft der Weimarer Prinzen gemacht und sich mit Wieland ausgesöhnt hatte, geriet in die größte Bestürzung. Da die Schrift nur von einem seiner Vertrauten herrühren konnte, drohte er dem Verfasser, wegen Mißbrauchs der Freundschaft, den Verkehr abzubrechen. Voller Angst wandte sich Wagner — er hatte „in guter und löblicher Absicht“ die Farce geschrieben — an die Mutter Goethes und bat um ihre Vermittlung. Auf ihre Verwendung verzieh Goethe dem Freunde, doch veröffentlichte er eine Erklärung, daß Wagner jene Schrift ohne sein Zutun habe drucken lassen.

Man erkennt aus der Vermittlung, die Frau Rat hier übernahm, und aus der Absicht Goethes, ihr seinen Verdacht über den Verfasser zuerst mitzuteilen, welcher innigen Anteil Frau Rat an dem Wirken der jugendlichen Dichter nahm, die damals um ihren Sohn sich scharten. Auch blieb sie trotz jenes für Goethe recht peinlichen Streiches Wagners Freundin.

Kurz vor seinem frühen Tode (im März 1779) finden wir ihn in ihren Briefen an Großmann noch mit den Worten erwähnt:

„ Es ist doch eine Lumpenwirtschaft unter diesem Mond. Aber Trost ist's doch allemal, wenn die Leute, die man lieb hat, noch mit uns von derselben Sonne beschienen werden, wenn sie nur nicht gar in die Elbseischen Felder marschieren, der gute Doktor Wagner steht nah daran, ich glaube nicht, daß er noch drei Wochen lebt. Er ist so ausgezehrt, daß nichts als Haut und Knochen an ihm ist. Ich bedauere ihn sehr.“

Ebenso nahe stand damals dem Goethischen Hause Maximilian Klinger. Obgleich in derselben Stadt (1753) wie Goethe geboren, war Klinger erst im Jahre 1774 mit Goethe bekannt geworden. Es erklärt sich das aus seiner Herkunft. Klingers Vater war Konstabler und starb, als der Sohn acht Jahre alt war. Die Mutter mußte die drei Kinder von ihrer Hände Arbeit ernähren. „Als ich heranwuchs,“ so lautet ein Brief Klingers an Lenz, „bat und flehte ich, mich in die lateinische Schule zu halten. Noch erinnere ich mich, daß sie mein erstes Schulgeld nicht bezahlen konnte und es borgen mußte.“ Vom neunzehnten Jahre ab unterstützte er die Mutter nach Kräften. „Nun wollte ich auf Akademien gehen, hatte keine hundert Gulden. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an. . . . Die hundert Gulden waren bald alle. Der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte. . . .“ Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir meinen, daß auch hier, wie bei anderen Wohlthaten des damals ziemlich mittellofen Wolfgang, der Frau Rat stets hilfreiche Hand im Spiele war. Klingers Schwestern gingen bei Frau Rat aus und ein, er selbst schreibt an Kayser nach Zürich (1776): Du glaubst nicht, was die Frau Rat für ein Weib ist und was ich an ihr hab. Wie manche Stunde habe ich vertraut bei ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen zugehört.“ Auch Wieland setzt in einem Briefe an Frau Rat als ganz bekannt voraus, daß sie sich des guten Klinger ganz besonders angenommen habe. Noch dreißig Jahre später, als Klinger in hoher militärischer Stellung in Petersburg lebte, pries er ihre Liebe und Güte. Das auch zu ihr gedrungene Gerücht von einem Geschenk des Kaisers Alexander an

Goethe, durch Klingers vermittelt, scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß Goethes Mutter und Klinger die alte Freundschaft erneuerten. „Ihr Andenken,“ so beginnt der erhaltene Brief Klingerz vom 18. September 1804 aus Petersburg, „hat mir so viel Freude gemacht, daß ich mich gern dem jugendlichen Enthusiasmus überlassen möchte, sie zu beschreiben. Aber wenn



Maximilian Klinger.

Zeichnung von Goethe (1775) aus Kiegers: M. Klinger 1830.

ich Ihnen sage, daß ich denke und empfinde, wie damals, als ich so glücklich war, Sie zu sehen, zu verehren und zu lieben, daß sich nur mein Aeußeres verändert hat, so werden Sie leicht empfinden, welch einen glücklichen Tag mir Ihr Briefchen machen mußte.“

Im April 1774 gab ihm Goethe ein Empfehlungsschreiben an Professor Höpfer in Gießen; darauf wurde Klinger in Höpfers Haus aufgenommen. In den Ferien war er natürlich wieder in Frankfurt als intimer Genosse der Schar, der er durch sein Drama „Sturm und Drang“ den Namen geben sollte. Bei Klingers Mutter, der armen Konstablers-Witwe, trafen sich die „Genies aus Goethes Esse“ jeden Sonnabend; hier wurden ihre neuesten Erzeugnisse vorgelesen und besprochen; noch viele Jahre später sah man an der niedrigen Lehmwand der Stube der Frau Klinger die Silhouetten von Lavater, Maler-Müller, Heinze und Füßli. Das Haupt der jungen Dichter war Goethe; nicht nur als Dichter; denn die Begeisterung und Verehrung Klingers für ihn als Menschen erkennen wir aus den Briefen an seinen Freund Schleiermacher; in seinem Drama „Das leidende Weib“ gab er dieser Verherrlichung auch dichterischen Ausdruck. „Die Nachkommen werden staunen, daß je solch ein Mensch war,“ heißt es darin von Goethe. Philipp Christoph Kayser, der letztgenannte der Genossen der neuen Schule, stand Goethe mehr durch sein musikalisches Talent nahe; er war ebenfalls ein Frankfurter, 1775 als Sohn eines Organisten geboren; vielleicht schon vor der Straßburger Zeit mit Goethe bekannt, übte er auf ihn durch sein Klavierspiel und seine Kompositionen und wohl auch durch seine äußere Schönheit so großen Eindruck aus, daß Goethe ihn unter seine näheren Freunde aufnahm. Der neue Freund wurde bald nicht minder wie die übrigen von dem Zauber der Goethischen Persönlichkeit gefangen; er ahmte ihm sogar bis zur Manier nach; er führte ein ähnliches Petschaft, schrieb wie jener mit stumpfen Rielen und gab sich Mühe, Goethes Handschrift zum Verwechseln nachzubilden. Dieser aber schrieb an ihn noch von Weimar: „Ich trage Dich immer im Herzen.“

Die Brüder Stollberg.

Mitten in diesen Kreis von einheimischen und unablässig zureisenden Gesinnungsgenossen, „manchmal auch von unbedeutenden, ja unerträglichem,“ kamen in der zweiten Woche des März 1775 die Grafen Gebrüder Stollberg, längst freudigst erwartet von Goethe und den anderen Originalgenies. Es ist hier nicht der Ort, von der litterarischen Revolution, die sich an Goethes und seiner Freunde Namen knüpft, ausführlich zu sprechen. Nur zum Verständnis ihres Auftretens und Gebarens in dieser Zeit sei folgendes gesagt. Die Revolution war ursprünglich rein litterarisch. Hamann und Rousseau sind ihre geistigen Väter. Herder führte ihre Ideen praktisch anwendbar aus. Das

erlösende Wort ging von ihm aus: wie ein jedes Volk seine Sprache und Seele, so habe auch ein jedes eine eigene Dichtkunst, die eine Nachahmung des Fremden ausschließe. Und das unübertroffene Muster wahrer, in Inhalt und Form einfacher und gerade deshalb wirkungsvoller Poesie ist jene Dichtung, die Herder eigentlich erst entdeckt hat, die Volkspoesie. Daher die Vorliebe und Verehrung der Poesie des eigenen Volkes, das eifrige Sammeln der Volkslieder bei den Stürmern und Drängern; daher das Betonen deutscher Art und Kunst und die Begeisterung für den Germanen Shakespeare. Und daneben das Studium griechischer Volkspoesie, des Homer, den man nicht nachahmen, an dem man den eigenen Genius entzünden solle. Mit welcher heiliger Scheu und Anbetung liest der junge Goethe Homer; er läßt Cornelia an dieser Lectüre teilnehmen, er schreibt gar eine Anleitung, wie man sich am schnellsten und besten in Homers Geist einlese, darunter die Worte „achte nicht auf die Accente, sondern lies, wie die Melodie des Hexameters dahinfließt und es Dir schön klinge in der Seele. . . . lerne daran zu Hause und auf dem Felde, wie einer beten möchte, dem das Herz ganz nach Gott hing.“ Damit war das Große, Bleibende der neuen Dichtung eigentlich gethan: die Rückführung auf den Quell aller Poesie, auf die Volksdichtung und den Homer, jenen Brunnen, aus dem jede alternde Poesie von neuem sich Jugendkraft schöpft.

Aber die jungen Feuergeister gingen weiter. Das Recht des Individuums ist es, das sie aus Shakespeares souveräner Verachtung der Gesetze und aus Lessings, nur auf Shakespeare gemünzten Worten herauslasen: „Das Genie giebt die Regel, es lacht über die Grenzscheidung der Kritik.“ Nicht das Einfache, Harmonische und das Schöne galt ihnen für das Höchste in der Kunst, sondern das Leidenschaftliche, Gewaltige, das Maßlose, das Schreckliche; die künstlerisch gefeilte Form heißt ihnen Unnatur, „das Wort, wie es aus der Empfindung des Dichters entspringt,“ ist allein Wahrheit und Natur. So entstanden die genialen Werke der Stürmer und Dränger. An ihre Spitze trat der Verfasser des Goetz und des Werther. Und diese feurigen Jünglinge, die da glaubten, die alte Welt aus den Fugen heben zu können und eine neue aus sich selbst zu erzeugen, sie setzten die Lehre vom Recht des Individuums aus dem Reiche der Dichtung in das praktische Leben über: Natur, Rückkehr zur Natur ist das Lösungswort; die Civilisation sei das Unglück der Menschen: das Ziel der Menschheit sei, in den Urzustand zurückversetzt zu werden zu sein, wie die Kinder; daher der Kampf gegen die Scheidung der Menschen in Stände und gegen alle konventionellen Unterschiede und ebenso gegen das Vorherrschende des Verstandes. Gefühl und Herz sind ihnen die einzigen

Autoritäten. Nicht die Pflicht, die Empfindung regiere die Thaten der Menschen, Wissen sei Ballast, Gelehrsamkeit toter Kräm. Fort mit den Büchern, fort mit der gelehrten Erziehung, die den Menschen verbilde; man erziehe die Kinder ohne Zwang, wozu die Natur sie bestimmt hat.

Es waren gefährliche Lehren, die hier ausgesprochen und überall bejubelt wurden; gefährlich für die, die das Wesen der Freiheit, des Rechtes des Individuums in der Berechtigung, das Tollste und Ungeheuerlichste zu thun erblickten, die das Wesen des Genies in einem extravaganten, Sitte und Gesetz höhnsprechenden Betragen sahen.

So entstand „aus der Tendenz nach unmittelbarer Natur die Epoche der genialischen Anmaßung,“ so artete die Rousseausche Naturverehrung in Kraftflegelei und ungesittetes Gebaren, der politische Freiheitsdrang in hohles Schimpfen auf die Tyrannen aus; die Aeußerung der Kraft und Selbstbestimmung in ein die Gesundheit zerrüttendes Tollen und Wüsten. „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten,“ sagt Goethe vom Dichter Günther. Wir wissen keine besseren Worte für die in Wahnsinn oder Aberglauben verkommenen Originalgenies. Nur wenige, wie Goethe und Klingler, feste, männliche Charaktere, ließen mit den Jünglingsjahren die Jünglingsthorheiten hinter sich und reiften zu edler Männlichkeit, oder führten, wie Herder und Goethe, das Wahre und Gute in den Bestrebungen der Stürmer und Dränger zu ewiger Gültigkeit.

In der Zeit aber, in der wir uns jetzt bewegen, staß auch Goethe in dem übermütigen Tollen und der Schwärmerei, „dem gottlosen Geschwärme,“ wie er es selbst nennt. Exzentrisch war schon der Beginn der Freundschaft mit den Grafen Stollberg. Was Werther gepredigt hatte, Gleichheit der Stände, wurde hier wirklich durchgeführt.

Die Reichsgrafen von Stollberg, beide für die Rousseauschen Ideale schwärmend, hatten, als Mitglieder des Hainbundes, Goethes Goetz mit Begeisterung aufgenommen. Der Werther hatte diese Begeisterung zu glühender Freundschaft und Verehrung gesteigert, der sie durch überschwängliche Briefe und durch Anbieten des brüderlichen Du Ausdruck gaben. Die Schwester beider, die zweiundzwanzigjährige Auguste Gräfin zu Stollberg schrieb mit ihnen an den verehrten Dichter, und aus diesem Brief entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den beiden sich persönlich Unbekannten und ein Briefwechsel, wie er nur in jener Zeit schwärmerischer Freundschaft denkbar ist, oft an den Verkehr von Bruder und Schwester, oft an das Verhältniß von Bräutigam zur Braut erinnernd. Er duzt die ihm unbekannte, hochadlige

Dame und schreibt an den Bruder: „Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist.“

Die Grafen eilten nach Frankfurt, um den „herrlichen Goethe, den wilden, aber sehr, sehr guten Jungen, voll Geist, voll Flammen, kennen zu lernen;“ sie treffen dort auch den Goethe befreundeten, aus niederstem Stande stammenden, in Armut lebenden Klinger. Bald darauf lesen wir im Briefe des einen Grafen an seine Schwester „eine neue Freundschaft haben wir mit einem jungen Menschen, Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist und sich in unsrer Stube einlogiert hat.“

„Wir sind immer beisammen,“ schreibt Christian, „und genießen zusammen alles Glück und Wohl, das die Freundschaft geben kann. Goethe ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, und jeder Miene. Er ist bis zum Ungeßüm lebhaft, aber auch aus dem Ungeßüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor.“ Am 11. Mai waren die Freunde in Mainz, am 12. und 13. wieder in Frankfurt. Die Grafen und ihr Begleiter von Haugwitz wohnten im Gasthose; zu Tisch aber waren sie meist in Goethes Vaterhaus. Daß das exzentrische Gebaren der Grafen, das die konventionellen Formen abichtlich verachtete, dem Vater nicht besonders behagte, erscheint uns sehr glaubhaft; „besonders als nach ein und der anderen genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein kam und nach dem Blute solcher Wütriche lechzend sich erwies.“ Man denke an den bald darauf gedichteten Freiheitsgesang Friedrich v. Stolbergs.

Besser verstand sich die heitere, von dem Sohne in die litterarischen Pläne der Genossen eingeweihte, in dem Hauptdrama von Sturm und Drang, im Goetz verherrlichte Mutter Goethes mit der übermütigen Gesellschaft. Der derb natürliche, etwas burschikose Zug ihres Charakters fand sich leicht in diese Vethätigung überquellender Lebenskraft, wiewohl sie durch ihre Vorliebe für den ruhigen, durch sein Benehmen wohlthuenend abstechenden Haugwitz „den lieben Baron,“ „die Engelsseele voll Sanftmut“ ihre Meinung genugsam kundgab. „Die immer heftiger werdenden Aeußerungen gegen die Tyrannen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlerhaltene Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich=bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergözt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause.“ Damals erhielt Frau Kat den Namen Frau Aja,

der Mutter der Haimonskinder, der Wein, der aber dort getrunken wurde, hieß bei ihr von nun an, auch noch in den Briefen spätester Zeit, Tyrannenblut. Bald darauf kann Goethe an die Schwester der Stollbergs melden, „daß Lavater die vier Heumannskinder sehr glücklich habe stehen lassen.“*)

Die jungen Freiheitshelden wollten von Frankfurt nach der Heimat Teils, der Schweiz reisen. Sie erwirkten von Goethes Vater die Einwilligung zur Mitreise des Sohnes; er redete selbst dem Sohne zu und empfahl ihm, die längst geplante Reise nach Italien damit zu verbinden. So begann denn die Geniereise der vier Freunde in Wertheruniform — blauem Frack mit gelber Weste und Hosen, dazu runden grauen Hüten.

„Die Verrücktheiten“ begannen gleich in Darmstadt, wo man bei hellem Sonnenscheine in einem nahe gelegenen Teiche zum Entsetzen der Bevölkerung badete und in Mannheim, wo man die durch das Hoch auf die Geliebte geweihten Gläser zerbrach, dann ging's über Karlsruhe nach Straßburg, wo Goethe Salzmann und auch Venz wieder sah, mit dem er einen Absteher zur Schwester nach Emmendingen machte. In Zürich trafen sie den Landtsmann Ratsler, Lavater, bei dem Wolfgang wohnte, und Passavant, mit dem er die Reise bis zum Gotthard fortsetzte.

Die Sehnsucht nach Vili aber siegte über die verlockende Aussicht in das gepriesene Land Italien zu kommen. Am 25. Juni etwa fand er sich mit den Stollbergs bei Lavater wieder zusammen.

Unterdes hatte Frau Aja auf die Rückkehr des teuren Sohnes von Tag zu Tag gewartet. An seinen Umgang und sein Gespräch gewöhnt, empfand sie Sehnsucht und Langeweile. Sie schrieb deshalb an Lavater am 28. Juni:

„Grüßen Sie die Herren Grafen und den lieben Baron und sagen ihnen, ich hätte meinen Wolfgang ihnen anvertraut und dankte für alle Liebe, so sie ihm erwiesen hätten, doch hätte ich, sie sollten ihn jetzt wieder zu uns schicken, denn der Frau Aja würde Zeit und Weile sehr lang. Viele Grüße von uns an alle Freunde.

Mitte Juli sehen wir Goethe, der auf der Rückreise von dem kurz vorher in Zürich eingetroffenen Klinger begleitet wurde, wieder in Straßburg, am 24. Juli wieder zu Hause. Den August verlebte der heimgekehrte Liebhaber in Offenbach, trotz der Absicht, sich loszureißen, mit Vili in intimstem Verkehr.

* S. Seite 105.

Zimmermann.

Im September kam der berühmte, selbstgefällige Arzt Zimmermann aus Hannover, der, wie wir schon gesehen haben, der Frau Rat seine unglückliche Tochter für einige Zeit anvertraut hatte. „Goethe habe ich zweimal gesehen,“ meldet er selbst, „und das zweite Mal bei ihm logiert, dessen ich mich mein Lebtag freue.“ Wenn er auch Frau Rat nicht erwähnt, selbstverständlich hat sie in diesen Tagen viel mit ihm verkehrt und ist ihm näher getreten. Zeugnis dessen ist ein erst im Juni dieses Jahres bekannt gewordener Brief der Frau Rat an ihn vom Februar 1776, der auf einen lebendigen Briefwechsel zwischen beiden schließen läßt. War doch Corneliens Mutter ihm aufs tiefste verpflichtet und von Herzen dankbar für die gesegnete ärztliche Hülfe, die er dieser in Emmendingen hatte angebeihen lassen. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch der Brief zu verstehen, den wir hier, soweit er Zimmermann selbst angeht, abdrucken. Die hierin erwähnte Krankheit ist die Hypochondrie, die Frau Rat so verhaßt war, „daß sie das Wort nicht einmal schreiben konnte“. Diese Krankheit, wurde später die Ursache seines Todes. Der Brief lautet:

„Frankfurth a. M. 16. Februar 1776.

Lieber Herr Leibmedikus! Ihr lieber Brief machte mir von der einen Seite viel Freude: Aber, aber, das was ich an Ihnen in Spaß schrieb, ist also nicht ganz ohne grundt, Sie sind nicht gesundt, glauben Sie mir, ich bin von Herzen darüber erschrocken. Gott im Himmel! Wie kommt ein so vortrefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der Verdammten Krankheit? Worum just an die brauchbarsten Menschen, ich kenne eine Menge Schurken, die sollten krank seyn, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und man hat von ihrem Wachen oder Schlafen nicht den geringsten nutzen. Lieber bester Freund! Wollen Sie von einer Frau einen Rath annehmen, die zwar von der ganzen Medicin nicht das mindeste versteht, die aber doch Gelegenheit gehabt hat, mit vielen Menschen in genauer Verbindung zu stehn, welche von diesem Uebel geplagt wurden. Die Veränderung der gegenstände War immer die beste Cur, da braucht man nun nicht eben 30 Meilen zu reisen, wenn man nur aus seinen vier Mauren komt, nur nicht zu Haus geblieben, so sauer es gemeiniglich denen Kranken ankomt, in die freye Luft, außs Landt, unter Menschen gegangen, die man leiden kan, und alle schwarze Gedanken dem Teufel vor die Füße geschmissen, dieses Mittel hat docter Luther schon probatum gefunden und in seinen herrlichen trost Briefen dem Spaladinus seinem

Vertrauten Freund angerathen. Folgen Sie also bester Mann dem Rath einer Frau, das thut Ihrer großen Gelehrsamkeit keinen schaden, gab doch ehemals ein Esel einen Propheten einen guten Rath. Den Ducaten habe ich richtig erhalten, aber Lieber Freund Sie haben mir Zu viel geschickt, ich habe ja nur 3 fl. 24 cr. ausgelegt, ich wills aufheben, es wird sich schon eine Gelegenheit finden, daß ichs Ihnen verrechnen kann. Gottlob daß die Schlossern sich besser befindet! Wer war aber ihr Helfer? Wem hat fies zu danken? nechst Gott gewiß niemandt als unserm theuren Zimmermann.“

Karl Augusts Einladung; die letzten Monate in Frankfurt.

Am 22. September erschien in Frankfurt der junge weimarische Herzog auf der Reise zur Vermählung. Er wiederholte die Einladung nach Weimar. Ein Mißverständniß gab dem Vater, der immer zu dem Versuche Karl Augusts, Goethe an sich zu fesseln, scheel gesehen hatte, Veranlassung, den Sohn, „der sonst doch nicht auf den Kopf gefallen sei,“ durch die Mutter aufklären zu lassen, daß man ihn nur necken und beschämen wolle. Aber Goethe ließ sich nicht heirren. Durch Vermittlung der Frau Rat setzte er es beim Vater durch, daß er die Einladung des Herzogs, auf einige Wochen in Weimar sein Gast zu sein, annehmen durfte.

Auf der Rückkehr von seiner Hochzeit wollte Karl August das weitere verabreden. Das geschah etwa Mitte Oktober. Der Kammerjunker von Ralb sollte Goethe abholen und nach Weimar bringen. Nach alledem wird man es verstehen, wenn der junge Dichter gleich nach der Abreise Zimmermanns sein Leben ein „gottloses Geschwärme“ nennt und die verlebten drei Vierteljahre von 1775 als „die zerstreuesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten“ bezeichnet; wir werden uns auch nicht darüber wundern, daß die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Sohne und die Klust zwischen beiden immer größer wurde.

Die Angabe, daß der wachsende Tag den weltlichen Geschäften gehört habe, ist für den vielbesuchten und viel verreisten Advokaten nicht so genau zu nehmen. Der geheime Referendar, der Vater, studierte die Akten und der Sohn übernahm die Ausführung. Ein gewandter und sehr bewandter Schreiber vollendete die mehrfach von Goethe erwähnte Kanzleidreihheit. Aber die Briefe jener Zeit zeigen, wie verdrießlich ihm selbst die wenigen Geschäfte wurden. „Der Vater und der gewandte Schreiber,“ heißt es in Dichtung und Wahrheit,

„gönnten mir meine Pfade, und da der Abwesende nicht vermißt wird, suchten sie mich immer mehr auf einen Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.“ Noch viel größere Ursache zur Unzufriedenheit wird dem Vater der Verkehr mit den „Stürmern und Drängern“, diesen genialen, aber ungebildeten Menschen und der große Zuspruch von allen möglichen Menschen verursacht haben, die sein Haus fast wie ein Gasthaus erscheinen ließen. Daß der sonst einsame, sehr sparsame, auf Pflichterfüllung stets bedachte Mann sein Haus öffnete, die Kosten der vielfachen Bewirtung zahlreicher Gäste nicht scheute und schließlich noch die Arbeiten des Sohnes zum Teil erlebte, waren große Zugeständnisse, die er um des Ruhmes willen machte, den Goethes poetische Thaten eintrugen. Aber der Sohn sollte auch weiter Großes und Herrliches schaffen. Darum wollte der Vater nicht arbeiten, daß der Sohn ein lustiges Leben führte, sein Geld und sein Talent an Tändeleien und Spielereien vergeude. „Von den geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen durfte ich ihn nichts merken lassen,“ steht in Dichtung und Wahrheit.

Einige Andeutungen aus Goethes Briefen an seine Mutter (11. August 1781) aus Weimar geschrieben, gewähren uns hellen Einblick in diese Gegensätze. „Sie erinnern sich der letzten Jahre, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubachte, unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht,“ und noch viel mehr ein Brief, in dem er über Wielands warnenden Ton schrieb:

„Mit der Zeit! Mit der Zeit! Ja, das ist's; ja, ja, so spricht mein Vater, die nehmlichen Händel, die ich mit diesen in politischen Sachen habe, hab ich mit Wieland in diesen Punkten. Der Vater-Ton, der ist's ja, der mich aufgebracht hat;“ ebenso die ausführliche Darlegung seiner Verhältnisse in einem Briefe an Frau von Stein (9. Dezember 1777), der die Worte enthielt: „Da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen.“

Solche Worte beweisen, daß die Gegensätze weit heftiger auf einander geprallt sind, daß es zu viel schlimmeren Szenen zwischen dem eigensinnigen philiströsen Vater und dem genialen, vom Rechte des Individuums so sehr überzeugten Sohne gekommen ist, als uns die Pietät des Sohnes will glauben lassen. Hier war denn Frau Aja an ihrer Stelle, als die ewig heitere, lebenswürdige Vermittlerin, die milde, begütigende Versöhnerin, der gute Engel des Hauses, deren segensvolle Thätigkeit besonders darin bestand, daß sie, die das Vertrauen beider besaß, die drohenden Gewitter vor der Zeit verschleuchte

Ihrem Wirken verdankte auch wieder das Haus Ruhe und Frieden nach großen Stürmen. Eine solche Zeit des Sturmes war der Sommer 1775 — der nicht enden wollende Strom von Fremden, die Liebchaft mit Lili, die große Summen verschlang, die vielen Ausflüge und Reisen, das tolle Schwärmen mit den Originalgenies. — Die hierdurch erzeugte Stimmung zwischen Vater und Sohn spricht sich deutlich in den Briefen nach der Rückkehr aus der Schweiz an Merck aus: — „Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzubrüden,“ nur an Geld fehlt's ihm und darum fragt er bei Merck an, ob er ihm nicht beistehen wolle, nur „zum ersten Stoß“. Der Mutter gelang es noch, vor der endlich erlaubten Abreise des Sohnes ein friedlich schönes Verhältnis wieder herzustellen. Zimmermann schreibt vom September an Frau Stein: *Ah, si vous aviez vu que le grand homme est vis à vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable des fils*, und ein Brief Goethes an Lavater vom Ende September 1775 führt uns inmitten dieses häuslichen Friedens: „Zimmermann ist fort, und ich bin bis zehn im Bett liegen geblieben, um einen Catarrh auszubrüden, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vom Bett gekommen, es wurde vertraulich discuriert, ich habe meinen Thee getrunken, und so ist's besser. Ich hab' wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lang es währt.“

Wolfgang's Abreise.

Ein eigentümliches Mißgeschick verzögerte die Abfahrt Wolfgang's. Nachdem er überall Abschied genommen und den Tag der Abreise verkündet hatte, mußte er fast vierzehn Tage, vom 13. bis 29. Oktober, auf den weimarschen Wagen, der ihn abholen sollte, warten. Dadurch wurde er in die unangenehme Lage versetzt, sich zu Hause zu halten, um den Anschein zu erwecken, als wenn er abgereist wäre. Nur in der Dunkelheit, in den Mantel gehüllt, wagte er an Lili's Fenster vorüberzuschleichen. Den Tag über arbeitete er zu des Vaters Freude wieder an etwas Großem, dem Egmont. „Der Vater hielt das Ganze abermals für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Cavalier für ein Luftgespenst, welches er uns zwar nur indirekt zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Hofftreich ansah, den man in Gefolge meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben.“

Endlich schenkte der Sohn den Ermahnungen des Vaters, der Sache durch eine Reise nach Italien, zu der er ihm das Geld übergab, ein Ende zu machen, Gehör, und reiste am Montag, den 30. Oktober früh sechs Uhr von seinem Burſchen Seidel begleitet ab.

In dem Reisetagebuch befindet ſich von jenem Tage folgender Eintrag aus Eberſtadt im Darmſtädtiſchen, wo er des Vaters gedenkt und der Mutter zuruft:

„Bittet, daß Eure Flucht nicht geſchehe im Winter, noch am Sabbath, ließ mir mein Vater zur Abſchiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bett ſagen! Ich packte für Norden und ziehe nach Süden, ich ſagte zu und komme nicht, ich ſagte ab und komme. Friſch alſo, die Thorſchließer klimpern vom Burgemeiſter weg und eh' es tagt und mein Nachbar Schußflücker ſeine Werkſtätte und Laden öffnet: fort. Adieu Mutter! Am Kornmarkt*) machte des Spenglers Junge rasselnd ſeinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarſmagd in dem dämmerigen Regen. Es war ſo was ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, ſagte ich, es war auch eine Zeit. — Wer Gedächtnis hat, ſollte niemand beneiden. Bili adieu! Bili zum zweiten Male.“

In Heidelberg folgte Wolfgang der Einladung der uns ſchon bekannten Cheſtifterin Delpſ, die das Scheitern ihres Planes, der Verheirathung Goethes mit Bili, als vollendete Thatſache ruhig hinnahm und ſchon neue Heirathspläne für ihren jungen Freund ſchmiedete, die in ſeiner Anſtellung in kurfürſtlichem Dienſte ihr Ziel finden ſollten. Sie führte ihn in das Haus des Oberamtmanns von Wreden in Heidelberg, eine Familie, die noch mit Frau Kat in innigem Verkehr ſtand; denn unter den vier Adoptivtöchtern, die ſie Anfang 1776 nennt, iſt auch eine von Wreden. Eine der Töchter des Hauſes hatte Frau Delpſ für Goethe auſerſehen. „Eine noch nicht erloſchene Liebe im Herzen,“ ſo äußert ſich Goethe ſpäter darüber, „erregte ich Anteil, ohne es zu wollen, und ſo wurde ich auch in dieſem Kreiſe bald einheimiſch, ja notwendig und vergaß, daß ich nach ein paar verſchwägten Abenden meine Reiſe fortzuſetzen den Plan hatte.“ Die Vermuthung, daß dieſer Aufenthalt Goethes in Wertſers Briefen aus der Schweiz dargeſtellt ſei, und daß wir alſo in Eleonore Tudou, jenem Mädchen von „unglaublich angenehmer Gegenwart,“

*) Wo Bili wohnte.

die auf so schöne Weise ihre Liebe zu Werther verrät, jene Tochter Wredens zu suchen hätten, hat viel Ansprechendes.

Das Eintreffen des weimarischen Kuriers, die Aufklärung seiner Verspätung, machte alle Pläne der „Delphin politica“ ein Ende. Goethe reiste nach Frankfurt zurück, wo er sich nur ganz kurze Zeit aufhielt. In Weimar traf er am 7. November 1775 früh fünf Uhr ein.



Haugwitz.



Christian Graf zu Stolberg.

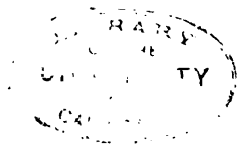


Friedrich Graf zu Stolberg.



Goethe.

Die vier Haimonskinder aus der Tafel der Liebenden in Lavaters Physiognomik.
(Vgl. S. 99.)



Die Mutter des großen Dichters.



Mit Wolfgang's Weggang war die Lebenssonne der Frau Rat aus dem Hause gewichen; von nun an, besonders nachdem die Sorge um den kranken Gatten ihr genommen war, war ihr Sinnen und Denken nach Weimar gerichtet. Das treue Mutterherz fühlte sich eins mit dem Sohne, seine Triumphe seine Freunde und seine Gegner waren die ihren. Bescheiden und doch auch stolz auf den Sohn, ordnet sie die innersten Wünsche auf ein gemeinsames Leben seinem Ruhm und seiner Größe unter. Der Vater hat oft gescholten auf das Hofleben und auf Weimar. Die Mutter verstand den Sohn, wenn er sich heraussehnte „aus dem unthätigen Leben zu Hause, wo er mit der größten Lust nichts thun konnte;“ wenn er glaubte, bei „dem Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens“ zu Grunde gehen zu müssen.

Allerdings war Wolfgang ja nur zum Besuch in Weimar, aber Frau Aja ahnte schon, was dieser Besuch zu bedeuten hatte, während er von widerstreitenden Gefühlen bewegt, zuerst nur bleiben wollte, bis er Herders Berufung durchgesetzt hätte, dann die Frist auf ein paar Jahre festsetzte und schließlich durch die Liebe zu Frau von Stein und die Freundschaft des Herzogs sich für immer fesseln ließ. Und gewiß hatten die Verhältnisse in Weimar für ihn, den beneideten Günstling des Fürsten vieles, was den Entschluß zu bleiben erschwerte. Als Karl August Goethe kennen lernte, war sein erster Gedanke, diesen Mann für immer an den Hof zu ziehen. Nicht nach dem Dichter verlangte er, nicht ahnte der Jüngling die staatsmännische Begabung Goethes, nein, er glaubte in dem Verfasser des Goetz und des Werthers, den Mann gefunden zu haben, der ihm helfen würde, die verhassten, konventionellen Fesseln der Etikette, die strenge Sitte des Hergebrachten zu durchbrechen und in das langweilige Hofleben Bewegung, Frei-

heit und Leben in genialischem Treiben zu bringen. Daß er sich schwer in ihm täuschen sollte, ahnte er freilich nicht; gerade dieser Mann sollte den tüchtigen Kern seiner Natur von den Schlacken der Leidenschaft reinigen und den Fürsten von einer frivolen Auffassung des Lebens emporheben zu der, die des tüchtigen Mannes allein würdig ist: „Dasein ist Pflicht.“ Aber der weise Erzieher schlug nicht den Weg ein, den zu gehen ein Klopstock in nicht geziemender Weise von ihm verlangte. Den Grundstein der Erziehung des eigenwilligen und eigenmächtigen Jünglings mußte das unbedingte Vertrauen bilden; und um dieses zu gewinnen, nahm Goethe mit der ganzen Genußfähigkeit seines Geistes und Körpers an den geräuschvollen Vergnügungen des Fürsten teil, nur suchte er ihnen durch die herrlichen Gaben seines Geistes einen edleren Inhalt zu geben und mit dem Beistande der Grazien das Unbändige allmählich zum Schönen zu veredeln. Daraus entstanden die Gerüchte von dem tollen Leben Karl Augusts und Goethes, die, von der auf Goethe neidischen Hofpartei ausposaunt und übertrieben, Goethe als den eigentlich Schuldigen anklagten. Auch zu Frau Aja drangen diese Verleumdungen. Ihr gesunder Sinn fand sofort den wahren, wenn auch versteckten Grund der böswilligen Angriffe: „Sie können nicht begreifen, wie man, ohne von Adel zu sein, Verstand haben könne,“ äußerte sie sich in einem Briefe über die neidischen Gegner an Freund Krespel.

Als der Oberstallmeister von Stein, damals noch bei der Gegenpartei, nach Frankfurt ging, gab Wolfgang durch Johanna Fahlmer der Mutter Weisung, wie man ihn behandeln solle. Man soll ihn wohl empfangen, aber nicht „allzu entzückt“ über Weimar scheinen; was den Herzog und Goethes Verhältnis zu ihm betreffe, so solle man „drüber hingehn, überhaupt mehr fragen als sagen, ihn mehr reden lassen, als reden, das übrige überlasse er ihrer Klugheit.“ Das war ein Auftrag für Frau Aja, die kluge Vermittlerin. Wie schade, daß uns kein Bericht über die Ausführung dieser Rolle erhalten ist.

Zwischen Vater und Sohn die begütigende Versöhnerin zu spielen, hatte sie auch nach der Entfernung Wolfgangs vollauf Gelegenheit. Ihre Herzensfreundin war damals die schon mehrmals erwähnte Vertraute Wolfgangs, Johanna Fahlmer. Ihr schreibt Goethe, was für die Mutter bestimmt war, oder er richtet die Briefe an beide zugleich. „Liebe Tante,“ so beginnt ein Brief vom 5. Januar 1776, „ich sollt an meine Mutter schreiben, darum schreibe ich an Sie, daß Ihr zusammen meinen Brief genießt und verdaut.“ Weiden offenbart er seine üble Lage, nachdem das von Frankfurt mitgenommene

Geld ihm ausgegangenen war. „Jetzt nun brauch ich Geld — denn niemand lebt vom Winde — so wollt ich nur sagen, Täntchen, überleg sie's mit der Mutter, ob der Vater Sinn und Gefühl, ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, mir 200 fl. zu geben, oder einen Teil davon. Mag das nicht gehn, so soll die Mutter Merckten schreiben, daß der mir's schickt.“ Frau Aja besorgte diesmal das Geld durch Merck. Der Vater an und für sich schon übel auf den Weimarer Aufenthalt zu sprechen, scheint bei seiner großen Sparsamkeit über die Geldforderungen des Sohnes in Zorn geraten zu sein, zumal auch noch unbezahlte Rechnungen des Sohnes an ihn gelangten. Nur so sind dessen Worte vom 6. März zu verstehen. „Jetzt bitt' ich euch, beruhigt euch ein vor allemal, der Vater mag kochen was er will, ich kann nicht immer darauf antworten; nicht immer die Grillen zurechtlegen. Soviel ist's: Ich bleibe hier, hab ein schön Logis gemietet, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig, das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der H. hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt.“ Welch schweren Stand Frau Rat in Geldangelegenheiten ihrem Manne gegenüber hatte, lassen die weiteren Worte Goethes uns erraten: „Die Mutter soll nur ihre Schuldigkeit thun und sehn, was auf den Vater möglich ist, ohne sie zu plagen.“ So war es natürlich, daß sie, bevor der Gatte angegangen wurde, aus eignen Mitteln dem Sohne spendete. Denn bald darauf bittet er sie: „an ihre Kasse zu denken, ich habe sie rasend ausgehen gemacht;“ ja er will ihr etwas schicken, „wenn sie in Verlegenheit wäre und vom Vater nichts erhalten könnte.“ Die Klagen verstummen, als der Herzog seinen Freund zum Legationsrat mit einem Gehalt von 1200 Thalern ernannte. Am 16. März ließ Karl August Goethes Eltern diese Ernennung mitteilen „unter der Voraussetzung, daß sie unfähig sein würden, die Einwilligung zu versagen.“

Der Vater grollte noch etwas, daß seine Absichten und Pläne vereitelt wurden, aber man merkt doch seinem Berichte über die Ernennung des Sohnes an Freund Schönborn den Vaterstolz und die Genugthuung an. Frau Rat aber jubilierte und teilte das große Ereignis, das ja die hohen Erwartungen der Mutter so schön in Erfüllung gehen ließ, bald Klingern und dem alten Freunde Goethes, Salzmann in Straßburg mit. Wolfgang selbst hoffte und wußte, daß die Eltern in Freund Merck einen vertrauenswürdigen Vertreter des nun so weit entfernten Sohnes haben würden. Die wiederholten Bitten an ihn, „seine Alten nicht zu verlassen,“ zeigen, wie sehr ihn deren Einsamkeit

beunruhigte. Wie natürlich machte die Ernennung des bürgerlichen Dichters zu hoher Stellung, die ja, wie man wußte, in Wirklichkeit noch viel mehr war, als sie besagte, überall großes Aufsehen. Die im Frühjahr 1776 erfolgte Berufung Herders nach Weimar machte jene Vermutung zur Gewißheit, daß Goethe, wie sein Vater an Schönborn schreibt, Weimar zum Sammelplatz schöner Geister machen wollte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß die alten Freunde des Dichters, die Genossen von Sturm und Drang, sehnsüchtig nach Weimar blickten und einige kurzer Hand sich entschlossen, das Dorado der schönen Geister aufzusuchen, um ihr Glück zu machen. Die Gerüchte von dem tollen Leben des Herzogs und Goethes klangen verlockend und ließen freudiges Willkommen erwarten.

Lenz und Klinger in Weimar.

Es waren die jugendlichen Dichter Reinhold Lenz und Max Klinger, die alsbald in Weimar, als ihrer Versuchsstation, sich einfanden. Mit beiden müssen wir uns beschäftigen, da Frau Rat an ihren Schicksalen thätigen Anteil genommen hat. Reinhold Lenz, 1850 in Livland geboren, mit Goethe in Straßburg bekannt geworden, war einer der eifrigsten Genossen von Sturm und Drang, ein genialer Dichter, aber kein Charakter, haltlos, eitel, zur Intrigue geneigt. Zuerst schloß er sich mit innigster Freundschaft an Goethe an, er ahmte ihm im Leben und Dichten nach, so daß man ihn für einen zweiten Goethe, oder wie Karl August sagte, den Affen Goethes halten konnte. Im Sommer 1774 war Schloffer mit seiner Gattin in Straßburg. Hier verliebte sich der leicht entzündbare Dichter in Cornelia, ja er träumte sich in seiner Eitelkeit in eine erwiderte Liebe und erfand einen Liebesroman, aus dem sein jüngst veröffentlichtes Fragment „Die moralische Befehung eines Poeten“ entstand. Als Lenkerin des Herzens, als Werkzeug Gottes, als heiliger Schutzgeist wird hier Cornelia gepriesen und angebetet. Auf diese Tändeleien des eitlen Menschen einzugehen, fiel Cornelia natürlich nicht ein. Bei seinem Besuche im Mai 1775 nahm sie wegen ihrer Krankheit ihn nicht an und auch, als in demselben Monat Wolfgang ihn nach Emmendingen bei dem von uns besprochenen Besuch bei der Schwester mitnahm, blieb er unbeachtet. „So, Cornelia, lieb ich dich, ach du entfernest dich von mir, weil du mich deiner nicht wert fandest. Ich bin ausgeschlossen. . . . Hast du nur einen Segen? . . . Stelle mich bei deinem Bruder, oder stelle mich bei deinen Gespielinnen — oder zu deinem Hunde, ich werde ihm wenigstens an Treue nichts nachgeben,“ so lautet eine Stelle des Romans.

Ende März 1776 begab sich Lenz von Straßburg nach Weimar. Durch den jungen Herzog glaubte er seine Reformideen verwirklichen zu können. „Die Reise,“ schrieb er an Zimmermann, „wird für das Vaterland wichtiger sein als für mich.“ Er kam nach Darmstadt und wurde von hieraus von Merck nach Frankfurt begleitet. Den Empfang, den ihm Klinger und sein Freund Schleiermacher bereiteten, und den sonderbaren Aufzug der genialen Herren hat uns Agnes Klinger in einem Briefe an Kaiser geschildert: „Klinger und Schleiermacher ritten ihm entgegen. Sie waren gleich gekleidet; blaue Fräcks und gelbe Westen, weiße Hüte mit gelben Bändern; so ritten sie in der Stadt vor Lenzens Kutsche einher. Sie machten in Frankfurt großes Aufsehen „jeder Kerl blieb stehen und gaffte sie an.“ Als Freund



*Jacob Michael Reinhold
Lenz*

Goethes und Schlossers fand Lenz bei Frau Rat gastliche Aufnahme und freundschaftlichen Verkehr, er will sogar während des Frankfurter Aufenthalts gar nicht aus Goethes Hause herausgekommen sein. Lenz muß damals nur einen vorübergehenden Besuch in Weimar beabsichtigt — wahrscheinlich nur, bis er den Herzog für seine militärische und wirtschaftlichen Pläne eingenommen hatte — oder wenigstens sich in diesem Sinne Frau Rat gegenüber ausgesprochen haben. Anders sind ihre Worte der Verwunderung Klinger gegenüber nicht zu verstehen, daß der Poet noch immer — Mai 1776 — wie angenagelt in Weimar wäre; Weimar müßte vors Wiebergehen ein gefährlicher Ort sein.

Seinemann, Goethes Mutter.

Am 1. April traf Lenz in Weimar ein, nicht zur Freude für Goethe; nicht nur wegen des Ueberfalls, er konnte jetzt, da er gerade in Begriff stand, aus dem Stürmer und Dränger ein Hofmann zu werden, diese excentrisch-frankhafte Parikatur seiner selbst nicht brauchen, zumal er allein von der ihm feindlich gesinnten Hofpartei für Lenzens Thorheiten verantwortlich gemacht wurde.

Wie groß die Ueberraschung, als sich im Juni desselben Jahres nicht ohne Wissen Lenzens auch noch der alte Freund Klinger in Weimar einfand, in keiner andern Absicht, als hier sein Glück zu machen. Goethe hatte seit seiner Ankunft in Weimar an Klinger, der in Gießen studierte, nicht mehr geschrieben. Nur in den Ofterferien hatte Klinger durch Goethes „liebe Mutter,“ wie er sagt, manchmal etwas von Goethe gehört. Auch haben wir einen Brief von ihr vom 26. Mai 1776, den Klinger uns in einem Schreiben an Kaiser überliefert hat.

Gestern schrieb mir Goethes liebe Mutter. . . . Hier ihre eigenen Worte!

„Der Doktor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen, Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort als wenn er angenagelt wäre, Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, alles bleibt dort, nun wenns dem Böcklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott. — Nun, lieber Freund, leben Sie wohl, so wohl sichs in Gießen leben läßt. Ich meine immer das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren, könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßt es doch mit dem sey bey uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Stadt zu machen wäre. Darinn habe ich zum wenigsten eine große Stärke, Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehn, aber in Prosa müßte es sein, von Versen bin ich keine Liebhaberin, daß hat freilich seine Ursachen, der politische Kannengießer hatte den nämlichen Haß gegen die lateinische Sprache. Grüßen Sie Schleiermacher von uns und sagen ihm, er würde künftige Messe Ihnen doch nicht allein hierher Reisen lassen, und dann versteht sich das andere von selbst, daß wir Ihn und Sie bei uns sehen, manch Stündchen vergnügt verschwaßen, allerlei schöne Geschichten erzählen“ u. s. w. —

Gerade damals war Klingers Drama „Die Zwillinge“ günstig aufge-

nommen worden. Mit dem Examen wollte es nicht vorwärts gehen, aber ein anderes Drama war schon wieder in Vorbereitung. So beschloß er denn zu dem allmächtigen Freunde an den Hof der Dichter zu ziehen. Goethe brachte die unbequemen Gäste in einem Gasthause unter. Für sie im Weimarer Staatsdienst zu sorgen, war bei dem Mißtrauen, das man gegen ihn hegte, unmöglich. Beide benahmen sich in dem Tone der genialen Verbtheit und der groben Natürlichkeit, wie es früher unter ihnen Sitte gewesen war; Goethe aber war jetzt Staatsmann, er hatte das Wesen und das Aeußere abgethan, worin die Freunde den eigentlichen Inhalt der von ihm begründeten literarischen Richtung sahen.

Schon im Juli schreibt Wieland, wie sehr Goethe durch dieser Poeten Wesen gedrückt werde. Bald kam es zum Bruch. „Venz ist,“ schreibt Goethe einige Wochen darauf an Merck, „unter uns wie ein krankes Kind Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwärt sich aus und er wird sich herauschwären.“ Bald darauf verließ Klinger Weimar, von Goethe aufgegeben.

Kaufmann der Genieapostel.

Eine häßliche Rolle spielte bei diesen Vorgängen der berühmte Kraft- und Genieapostel Kaufmann, ein Mann, den man heute ins Zrennhaus schicken würde, der aber damals als wahrer Vertreter der unverbildeten Menschheit von Lavater gepriesen, selbst Männern, wie Schloffer, Karl August und Goethe eine Zeit lang gewaltig imponierte. Indem er jede Bildung des Geistes und Herzens für eine Verletzung der Natur erklärte, trat er auf „mit mähenartig flatterndem Haar, langem Bart, die Brust bis auf den Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand.“ So durchreiste er die Welt, um unverbildete, kindliche Gemüter zu suchen: die wahre Karikatur der Ideen seiner Zeit. So erschien er auch 1776 vor Frau Rat, von Wieland angekündigt als ein „edler, starker und guter-Mensch“. Daß Frau Elisabeth ebensowenig wie ihr großer Sohn gleich hinter das wahre Wesen des Betrügers kam, wird uns wohl nicht wundern; zum mindesten wagte sie sich nicht mit ihrer Meinung einem Lavater gegenüber, der Kaufmann wie einen zweiten Christus verehrte, hervor, man müßte denn gerade in den Worten an ihn: „Was macht Kaufmann und sein liebes Weib? Ich möchte ihn doch als Hausvater sehen; es muß ihm recht gut zu Gesicht stehen,“ eine feine Ironie zu Kaufmanns oft faunischem Auftreten Frauen gegenüber finden wollen.

Lenzens Wahnsinn.

Nach manchen Irrfahrten fand Klinger im Frühjahr 1778 ein Unterkommen bei Schloffer, dem Schwiegersohne der Frau Aja, die, wie man vermutet, auch hierbei ihre Hand im Spiele gehabt hat.

Ein sonderbares Geschick wollte es, daß Klinger den in Weimar zurückgelassenen Freund Lenz wieder traf, freilich nur einen gebrochenen wahnsinnigen Mann. Nach den vielen Thorheiten, durch die er Goethe in Weimar kompromittierte, beging er Ende November eine „Eselei“, — er schrieb ein Goethe und andere beleidigendes Pasquill — die seine Verbannung aus Weimar zur Folge hatte. Der Obdachlose, von der Herzogin Luise mit Reise-geld versehen, fuhr am 1. Dezember fort, besuchte Frau Kat, der er nur Gutes von Weimar erzählte, erinnerte sich dann einer Einladung Schloffers und suchte Halt und Rettung bei seinem heiligen Schutzgeist Cornelia.

Dorthin sandte ihm Frau Kat einen Neujahrsgruß:

Ich wünsch' Euch Wein und Mädchenkuß
Und Eurem Klepper Pegasus
Die Krippe stets voll Futter.
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Der bleibt ein Narr sein Leben lang,
Sagt Dr. Martin Luther.

Weihnachten 1776 kommt er nach Emmendingen. Cornelia wurde ihm jetzt Trösterin und Helferin. Im April ist der Ruhelose in Zürich. Der Tod Corneliens (8. Juni 1777) ruft ihn zu Schloffer zurück. In ergreifenden Worten klagt er an der Wahre:

Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.

Im November 1777 brach Lenzens Wahnsinn aus. Nach vergeblichen Heilversuchen brachte man ihn wieder zu Schloffer, dem er nun fast 1½ Jahre zur Last fiel. Hier traf ihn Klinger im Frühjahr 1778. Zeitweilig gab Schloffer den kindisch gewordenen Mann zu einem Schuster, dann zu einem Förster, doch wurde er immer wieder zurückgebracht. Lenzens Vater, obgleich in hoher Stellung (1779 wurde er Generalsuperintendent von Livland) wollte mit dem verlorren Sohne nichts mehr zu thun haben und antwortete auf Schloffers Brief gar nicht. So wandte sich Schloffer denn in der Bedräng-

nis an Frau Rat, die stets hilfsbereite. Es ist ein schöner Charakterzug dieser Frau, daß sie die einmal auch ihre Freunde gewordenen Freunde des Sohnes, selbst wenn dieser sie fallen ließ, im Unglück nicht aufgab. Der Brief, den sie wegen des unglücklichen Lenz nach Weimar an Wieland schrieb, hat folgenden Wortlaut:



J. M. R. Lenz.

„Eben da ich meinen Brief zusiegeln wollte, erhalte ich inliegendes von Schloffer nebst einem Schreiben an mich. Was nun Verschiedenes in meinem Briefe an Lenz anbetrifft, und von ihm handelt, das im

promemoria nicht steht, so will ichs hier beifügen: 1) ob die Weimarer gegen Neujahr etwas geben wollen, 2) daß Lenz wöchentlich 3 Gulden, also das Jahr 156 Gulden kostet, doch daß darunter 3) keine Kleider begriffen sind.

Es ist unverantwortlich von Lenzens Vater, seinen Sohn so zu verlassen, und dessen Freunden mit moralischen Sprüchen und Thrien aufzuwarten. Auch ist es schlecht von Lenz, daß er lieber faullenzet und seinen Freunden beschwerlich wird, als daß er zu seinem Vater nach Hause ginge. Mit dem allen ist's aber doch ein armer Teufel, und es ist doch auch so eine Sache, ihn ganz zu verlassen. Merck und ich wollen herzlich gern auch etwas beitragen. In der Eile fällt mir nur Nachfolgendes ein; wißt ihr was Besseres, so thut, als hätte ich nichts gesagt. Die Woche drei Gulden, NB. schlechtes Geld, macht alle Vierteljahr oder alle dreizehn Wochen 39 Gulden. Rechnet, daß das in sechs Personen geteilt wird, trägt jeder alle Vierteljahr 2 fl. 10 Kreuzer, finden sich mehrere, versteht sich von selbst, daß es noch weniger macht. Wie gesagt, Merck und ich sind dabei. Ueberlegt und sagt mir Eure Meinung nur mit ein paar Zeilen, damit ich Schlossern Nachricht geben kann. Inliegenden Brief gebt dem Doktor und sagt ihm, daß er ehestens eine lange schöne freundliche Epistel von Frau Uja erhalten soll; bisher haben es gewisse Umstände verhindert."

Der Brief hatte seine Wirkung. Schlosser aber wurde den unheimlichen Gast erst Pfingsten 1779 los. Lenzens Bruder Karl, der in Jena studierte, holte ihn, von Anna Amalia auf Goethes Ansuchen mit sechzig Louisd'or Reisegeld versehen, ab. Unter vielen Entbehrungen und Nöten, da von Hause immer noch kein Geld erschien, kamen die Brüder in Riga an.

Die Samstagmädels.

Es war eine uns schon bekannte Eigenschaft der Frau Mat, daß sie ihren Verkehr stets mit jüngeren Leuten suchte. Im eigenen Hause hatte sie immer auf seiten der Kinder das Recht der Jugend vertreten. Nachdem auch Wolfgang sie verlassen hatte, suchte sie Ersatz im Umgange mit seinen Freunden und Freundinnen. Außer dem Tantchen Fahlmer (wie sich die beiden Frauen am Schachspiel ergözen, schildert Frau Uja in ihrer Manier in einem Brief an Krespel), von deren vertrauter Stellung ihr und Wolfgang gegenüber mir schon berichtet haben, waren es eine Reihe von jungen, lachlustigen, einfach

natürlichen Mädchen, „ihren Samstagmädel“, die sie einmal in der Woche um sich versammelte. Dazu gehörten zwei Schwestern Clermondt, Verwandte der Jakobi, Minchen Starck, ihre Nichte, die zahlreichen Schwestern Gerock, soweit sie nicht bei Cornelia zu Besuch waren, und die Schwestern Krespels, von Frau Rat als „herrliche Geschöpfe“ bezeichnet. Tante Fahlmer war natürlich dabei, und auch wohl öfter Maximiliane Brentano. Wie lustig es in diesem Kränzchen zuging, erfahren wir aus dem ebengenannten Briefe, Rätsel wurden aufgegeben, Märchen erzählt, Spiele gespielt, wie das von Goethe besungene: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; kurzum es gab immer einen „Hauptspäß und groß Gaudium“; daß es auch an Bekereien nicht fehlte, dafür sorgte natürlich Frau Rat, die wohl wußte, womit sie die Bekermäuler erfreuen konnte. Hier wird alles, was Wichtiges in der Woche geschehen war, besprochen. Hier ist der rechte Ort, wo Frau Rat sich ergehen kann in der Schilderung des herrlichen Sohnes und seiner Thaten. Auch wird alles gezeigt, was Gutes von den hohen Herrschaften aus Weimar für die liebe Frau Aja eintrifft. Als nun gar die herrliche Dose von der Herzogin mit ihrem Bilde ankommt, da kann Frau Aja es nicht erwarten, das Geschenk ihren Freundinnen zu zeigen. „Morgen, Gott lob! schon morgen ist Samstag. Was soll das vor ein Festtag sein.“ Und nicht bloß gelacht und geschwätzt wird in diesem Kränzchen, nein, Frau Rat liest auch vor, was der treue Diener Philipp Seidel aus Weimar von den Werken des Sohnes und seines Freundes, oder was diese selbst geschickt haben. Auch Musik wird getrieben und sogar eine neue Oper mit Noten und Anmerkungen verbessert und vermehrt. Von den Freunden Goethes nahm Krespel an diesem Kränzchen teil. Die hohe Stellung, die ihm Frau Aja, seine zweite Mutter, in ihrer Wertschätzung einräumte, gab ihm dazu das Anrecht. Er war schon während Goethes Schweizerreise und so auch später der Vertraute der Maxe und ihrer Mutter geworden. „Meine Seele segnet Sie,“ schreibt Sophie von La Roche aus der Mitte des Jahres 1775 an ihn, „für das, was Sie edelmütig mitleidend für meine gute, gute arme Maxe thun.“ Der Gatte Brentano war natürlich über Krespels Thätigkeit anderer Ansicht. In die Leiden der Frau Maxe und zugleich in die nahen Beziehungen Krespels zur Familie Goethe lassen uns Briefe der Frau Rat an Krespel, aus denen hier Auszüge folgen mögen, zum Teil in höchst ergößlicher Weise blicken.

Briefe an Krespel in Regensburg.

Lieber Sohn! Einen mächtigen großen Lobstrich soll ich Euch im Rahmen des Pappas schreiben, wegen der geschwinden Bestellung des Briefes

Ich weiß, Ihr nehmt die viele Mühe so Euch das Ding macht, nicht übel, Ihr sollt auch davor am runden Tisch sitzen und über Euer Haupt soll ein ganzes Füllhorn vom guten ausgeschüttet werden.

Eure Grüße an die Mame, Tante, Gerolds habe wohl ausgerichtet, Sie haben Euch alle samt und sonders lieb und werth und wünschet, daß Ihr wieder da wäret. Nur vor einem gewissen Peter (Brentano) ist Eure Abwesenheit ein groß Labsal, es ist überhaupt ein wunderlicher Heiliger, bis die arme Mame ins neue Haus kommt, wird's vermutlich noch manchen Tanz absetzen.

Lasset also Eure Seele in Geduld, machet daß Ihr Euer Geschäft halb in Ordnung bringt, als dann fliegt zu uns. Mit aller freundschaftlichen Wärme sollt Ihr empfangen werden, drauf verlaßt Euch

Alle Samstag reden wir von Bruder Krespel und bedauern, daß Ihr uns nicht lachen helft. Wir haben jetzt ein Stückenpferd, welches uns ein groß Gaudium macht, das ist die neue Deutsche Opera von Herrn Professor Klein in Mannheim, Günther von Schwarzburg. Sie ist von der löblichen Samstaggesellschaft mit Noten, Anmerkungen, ja sogar mit Handzeichnungen verbessert und vermehrt worden. Ferner hat uns Philipp (Goethes Secretär, Seidel) ein Verzeichniß von den Weimarer Carnevals-Lustbarkeiten zugesandt, wo unter eine Tragedie mit vorkommt, welche den Titel führt: Leben und Thaten Tod und Elisium der weiland berühmten Königin! Dido von Carthago. Eine noch nie gesehene Tragedie in 31 Aufzügen. So ein Spektakel ist's unter dem Mond weder gesehen noch gehört worden. Unter andern ist Hanswurst Carthagischer Burgemeister und Nebenbuhler des Aeneas Mit einem Wort, das Ding muß man lesen, wen der Unterleib verstopft ist und vor die Cur bin ich Bürge."

Als Krespel seine Rückkehr meldet, schreibt sie voller Freude:

„Lieber Sohn! nun die sechs oder acht Wochen werden sich also noch erleben lassen, was wird das vor ein gaudium sein!!!!

Schwärmer, Raketen, Feuer-Räder wollen wir unter die Rerls werfen, die Kleider sollen ihnen zum wenigsten verbrennt werden, wenn

sie auch schon die Haut zu schonen davon lauffen. Daß er keinen Brief an die Maza geschrieben, darann hat er sehr weislich gethan; was ich von ihr weiß, ist folgendes: Ihre große Jugend und leichter Sinn hilft ihr freilich schwere Lasten tragen. Peter ist immer noch Peter, seine Standeserhöhung ist auf der einen Seite von Mama la Roche ein guter Einfall gewesen, denn da er sich erstaunlich viel darauf einbildet, und es doch niemand als seinen Schwiegereltern zu verdanken hat, so hat das einen großen Einfluß auf seine Frau. Auf der andern Seite aber hat das Ding viele seine verteuflerten Muden. Sein Haus will er (weil die La Roche ihm in Kopf gehengt hat, der Churfürst würde bei ihn eintehren) unterst zu oberst wenden, als Resident muß er einen Bedienten hinter sich hergehen haben, das viele zu Fuße gehen, sagt er, schicke sich auch vor die Maza nicht mehr. Nun denkt Euch bey dieser angenommenen Größe den Peter der jetzt fürchterliche Ausgaben und sich zu einem vornehmen Mann wie der Esel zum Lautenschläger schickt. —

Soviel rath ich Euch ihn nicht anders als Herr Resident zu Tituliren. Neulich war er beim Papa, der im Discurs Herr sagte. Wissen sie nicht, daß ich Churfürstlich Thurnscher Resident bin? Ha Ha Ha, darnach könnt ihr Euch also richten, und vor Schimpf und Schande hüten. Wieviel nun die gute Maza bei der Historie gewonnen oder verloren hat, weiß ich nicht. Eure Schwestern sind herrliche Geschöpfe, Tante und ich haben sie recht lieb. Ich vor mein Teil weiß doch keine größere Glückseligkeit als mit guten Menschen umzugehn. Kommt also bald wieder und helft die Zahl der braven Leute vermehren, mit offenen Armen soll Ihr empfangen werden. Der Papa, und die Samstagsgesellschaft grüßt Euch von Herzen und von mir sehd versichert, daß ich bin meines lieben Sohn wahre Freundin und treue Mutter

C. C. Goethe.

N. S. Vor die Nachricht, daß ich die Briefe an Euch nicht frankiren soll, dank. Die Galgen Vögel auf der Post haben mich ausgelacht, daß ich es bisher gethan habe.

Nur ein Wort von Peter — kein Mensch kann begreifen, warum er nicht ins neue Haus zieht, bauen thut er auch nicht, da doch jetzt die schönste Zeit dazu wird, die Maza darf nicht davon reden, sonst ergrimmt er im Geist, es ist ihr himmelangst, daß das bißchen Verstand so noch in seinem Hirn wohnt, nicht auf einmahl mit Extrapost in Mond reiste.

Der Bruder in Weimar ist Gott sei Dank gesund, baut, pflanzt, gräbt in seinem Garten, auf Pfingsten können wir gut neue Mähr hören.“

Die Briefe sind nach Regensburg gerichtet, wo sich Krespel als Archivarius und Hofrat seit November 1776 in freilich unbehaglicher Stellung befand.

Schon im Mai des nächsten Jahres war er wieder in Frankfurt; er verheiratete sich dort und lebte mit Frau Kat noch viele Jahre in ungetrübter Freundschaft, als deren äußeres Zeichen wir ihre Patenschaft bei seinem ältesten Sohne ansehen können.

Corneliens Tod.

Am 10. Mai 1777 war Cornelia von einem Mädchen entbunden worden. Leider mußte Schloffer die Vaterfreuden mit dem Tode der Gattin büßen. Cornelia starb am 8. Juni 1777. Am 13. erhielt die Mutter die Nachricht und teilte sie sofort dem Sohne mit. Kurze Zeit vor der Ankunft der Nachricht hatte sie an Lavater geschrieben, ahnungsvoll, daß die Schlossern krank, vielleicht gefährlich krank sei, da so lange Zeit Nachrichten ausgeblieben wären. Bald darauf erhielt sie von Lavater, der durch den Gatten sofort benachrichtigt worden war, ein Weileidschreiben. Ihre Antwort, einige Tage später geschrieben, zeigt, daß sie den Schmerz zu bekämpfen suchte mit dem Mittel, das sie noch nie im Stich gelassen hatte, den Tröstungen der Religion; es ist ein bewundernswürdiger, man möchte fast sagen, beneidenswerter Glaube, der sich in diesem Briefe ausspricht. Eine Stelle mag Zeuge davon sein:

„Ohne den felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zählt, dem kein Sperling fehlet — der nicht schläft noch schlummert, der nicht verreis ist — der den Gedanken meines Herzens kennt ehe er noch da ist — der mich hört ohne daß ich nöthig habe mich mit Messern und Pfriemen blutig zu rizen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas ohnmöglich auszuhalten.“

Wir hatten das Schlossersche Ehepaar verlassen, als es im November 1773 — bald nach der Hochzeit — nach Karlsruhe aufbrach. Die ersten Briefe der jungen Frau zeugen von Glück und Zufriedenheit. „Alle meine Hoffnungen,“ schreibt Cornelia an die ebenfalls jungverheiratete Caroline Herder, „alle meine Wünsche sind nicht nur erfüllt, sondern weit — weit übertroffen.“ Die Förderin des Goetz von Berlichingen verrät der Zusatz „Wen Gott lieb hat, dem geb er so einen Mann.“

Nur die Klage um die Entfernung vom Bruder — „wir waren in allen Betracht mit einander verschmizert und seine Entfernung fühle ich am stärksten“ — und der Wunsch, eine Mutter wieder zu finden, bringt einen Ton der Klage in den Brief. Aber das Glück der Ehe war nur scheinbar. Äußere und innere Verhältnisse und Gegensätze untergruben den Frieden trotz der großen Liebe Schloßers, trotz der Vorsätze Corneliens, ihre Pflicht zu erfüllen — „da sie mit wahrer Engelsgeduld die Lasten des Lebens dem Gatten tragen half.“

Erstlich waren die äußeren Verhältnisse durchaus nicht glänzend, da Schloßers Gehalt gering war. „Wir könnten,“ meldete er dem treuen Freunde Lavater, ja wohl auskommen, aber meine Frau ist auf einem besonderen Fuße erzogen worden. Sie beklagt's und hilft, soviel sie kann.“ Dazu kam ihre zarte körperliche Konstitution, die allerdings in schroffstem Gegensätze zu Schloßers derber Natur stand. „Jeder Wind,“ klagt er demselben Freund, „jeder Wassertropfen sperrt sie in die Stube und vor Keller und Küche fürchtet sie sich noch zuviel.“

Seit der Geburt der ältesten Tochter Maria Anna Luise im Oktober 1774 war sie fast zwei Jahre hindurch ans Bett gefesselt gewesen; erst der Arzt Zimmermann, „ihr guter Genius“, verschaffte ihr Linderung und Besserung. Mehr noch als diese äußeren und körperlichen Mißstände drückten seelische Leiden die unglückliche Frau. „Sie gehörte,“ so sprach sich einmal Goethe zu Erdmann aus, „zu den Frauen, denen der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, widerwärtig ist.“ Sie hatte trotzdem einen ungeliebten Gatten geheiratet, um ihren Beruf zu erfüllen. Aber sie hatte sich zuviel zugemutet. Die Worte Schloßers an Lavater vom 13. Februar 1774: „Ich finde auf der Welt nichts, was mich liebt, wie ich wollte; Menschen können es nicht, sonst würde es meine Frau; aber auf der Welt ist das nicht,“ lassen uns hinter die Coulissen sehen. Die Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit von Emmendingen, wohin Schloßer bald nach seiner Verheiratung versetzt worden war, dazu die geschilderten Leiden, ließen jenen Charakterzug Corneliens, der ihr und den Ihrigen schon in Frankfurt das Leben verbittert hatte, noch stärker hervortreten: Den Unmut und die Unzufriedenheit mit sich selbst und der Umgebung, die pessimistische Anschauung von allen Dingen. Daraus erwuchs ihr eigentliches Unglück, vor dem niemand sie bewahren konnte, auch der Bruder nicht, der seiner geliebten Freundin, Frau von Stein einen Brief Corneliens mit den Worten übersendet: „Sie fühlen, wie es mir das Herz zerreißt. . . . Ich bitte Sie flehentlich, nehmen Sie sich ihrer an;“

und der Gustchen gegenüber den Wunsch ausspricht: „O daß ihr verbunden wäret! — O daß in ihrer Einsamkeit ein Lichtstrahl von Dir auf sie hinleuchtete!“ —

Am 16. Juni erhielt Goethe die Todesnachricht.

„Brief des Todes meiner Schwester. Dunkler zerrissener Tag“, steht an diesem Tage in seinem Tagebuch; „Leiden und Träumen“, an den beiden nächsten Tagen. Außer der Mutter hatte ihm niemand näher gestanden. Aeußerungen in späteren Jahren zeigen uns die Größe seines Schmerzes. Aber wie es bei großem Schmerze seine Art war, er vergrub den Kummer in sich.

Nur wenige Worte schrieb er an die Mutter mit der Aufforderung: „Sorge Sie für des Vaters Gesundheit, wir sind nun einmal so beisammen.“ Es war die Zeit, als ihn die Liebe zu Frau von Stein beseligte und beglückte, da traf ihn die Todesnachricht. Dieser doppelten Stimmung gab er in den herrlichen, an Gustchen gesandten Versen Ausdruck:

Alles geben die Götter, die unendlichen
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Schlossers zweite Ehe.

Die nachhaltige Größe des Schmerzes zeigte sich bei der schon im November desselben Jahres erfolgenden Wiederverlobung Schlossers. Eine der Gerolds hatte zuerst die Wirtschaft in Emmendingen geführt, aber die einsame Lage der Wohnung, die Erziehung und Pflege der beiden von Cornelia hinterlassenen Töchter, von denen Julia erst wenige Wochen alt war, verlangten Ersatz für die fehlende Mutter. Schlosser traf eine Wahl, die für Frau Rat die angenehmste und erfreulichste war.

Ihre liebste Freundin und Tochter — „Von meinem Geschlecht habe ich nur eine Fahlmern, die mich versteht,“ berichtete sie einst an Lavater — die vertraute Freundin des Sohnes und der verstorbenen Tochter, Tante Fahlmer hatte sich Schlosser ausersuchen. Das vorläufige gegenseitige Versprechen erfolgte schon im November. Wenn auch der Schmerz der Frau Rat sich erneute, das Gefühl der Freude, daß die einzige, die ihr die Tochter, den Enteln die Mutter ersetzen konnte, sie nun auch wirklich ersetzen sollte, blieb vorherrschend. Aber sie verstand den Sohn, der ihr auf die Nachricht antwortete: „Sagen kann ich über die seltsame Nachricht Ihres Briefes gar nichts. . . . Mir ist's, als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde. . . . Mit

meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel, Theilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jezzo zu sagen: Das ist meine Mutter und meine Geschwister zc. Was Euch betrifft, so segnet Gott, denn ihr werdet auf's neue erbaut in der Nähe und der Miß ausgebessert.“ Sie verstand es auch, daß er der Aufforderung ihres Bruders, des Dr. Textor nicht Gehör gab, zu der auf den 27. September 1778 festgesetzten Hochzeit Schlossers und Johanna's ein Gedicht zu senden. An demselben Tage, da er obigen Brief an seine Mutter sandte, schickte er auch an Johanna, die ihm ihre Verlobung selbst mitgeteilt hatte, seine Glückwünsche:

„Daß Du meine Schwester seyn kannst, macht mir einen unerschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Thränen bey Deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und halte Dich so warm, wie's mich hält und gebe, daß ich mit Dir die Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat.“ . . .

Nach Frauenart stand Johanna von nun an ganz auf der Seite Schlossers, der als Mensch und Schriftsteller Goethe immer unsympathisch war. „Ich verehere und liebe Schlosser, aber er hat mir etwas Unverträgliches, weswegen ich mich vor ihm scheue,“ so spricht er sich einmal über den Schwager aus.

Bald erkaltete auch das Verhältnis zwischen Goethe und Johanna, sie haben sich nie wiedergesehen. Aber Frau Mat und Johanna blieben sich treu bis zum Tode. Die Sorge und Liebe für Corneliens und Johanna's eigene, von der Großmutter nicht weniger geliebte Kinder bildete ein neues unzertrennbares Band der beiden wackeren Frauen.

Weimarer Freunde.

Der Tod Corneliens ließ Frau Aja, die vereinsamte Mutter — der Vater wurde bald darauf schwer krank und fast unzurechnungsfähig — sich noch fester an den Sohn in Weimar schließen. Der Briefwechsel mit ihm genügte ihr nicht; die ersten beiden Jahre hatte sie noch viel durch seine Briefe an die Fahlmer erfahren; nun hörte auch diese Quelle auf zu fließen. Darum gewann Frau Aja, um von dem Leben des Sohnes, seinem Wohlergehen aufs genaueste unterrichtet zu werden, zum Korrespondenten und Vermittler aller

Aufträge, die für das leibliche Wohl des Sohnes ihr nötig erschienen, den ihr als treu, ergeben und geschickt bekannten Schreiber Goethes, Philipp Seidel, den sie ihm aus Frankfurt nach Weimar mitgegeben hatte.

Der kluge Bursche Philipp war durch Rat Textor ins Goethische Haus gekommen; da er große Geschicklichkeit im Schreiben zeigte, ward er bald dem jungen Herrn überlassen; er schrieb dessen Werke ins Reine, führte sein Ausgabebuch und ward in Weimar sein unentbehrliches Faktotum. Er verstand es bald seines Herrn Handschrift so getreu nachzuahmen, daß man sie schwer unterscheiden konnte, wurde allmählich mehr Sekretär als Diener und konnte so zum Modell für Egmonts Sekretär Richard werden. Frau Rat hatte an dem Burschen schon in Frankfurt Gefallen, weil er Verständnis für die Dichtungen ihres Sohnes zeigte.

„Ich weiß noch zu gut,“ schreibt sie ihm einmal, „wie Ihr am runden Tisch den Goetz von Berlichingen abschriebet und wie Ihr das Lachen verbeißen wolltet, da der junge Offizier nichts bei der Sache zu danken fand.“ — Frau Rat meint den Ritter im dritten Akt, dem Goetz zwei Rippen entzweibrach. — „Ich freute mich damals schon über Euch, daß Ihr das alles so fühlen konntet.“ „Meine Liebe,“ so fährt sie dann weiter fort, „und das Vertrauen zu Euch hat nur immer zugenommen, weil ich mich nicht betrogen und Ihr täglich braver worden seid.“

Daher glaubt sie in ihm den rechten Mann gefunden zu haben, der mit seinem praktischen Sinn dem idealen Dichter die kleinen Sorgen des Lebens abnähme und durch den sie alles über den Sohn erfahren könnte, ohne den vielbeschäftigten Staatsmann und Dichter selbst durch Fragen zu quälen. Deshalb erhält er den Auftrag: „Die Reise von Eurem Herrn mag gehen, wohin sie will, so werdet Ihr uns doch als im Vertrauen sagen, wo Er ist, denn man kann nicht wissen, was alles vorfällt, daß doch ein Brief zu Euch gelangen kann.“ Durch ihn erfährt sie, mit welchen Delikatessen sie den Sohn oder den Herzog erfreuen könne; ihm schreibt sie „von neuen Strümpfen, alle von einer Hand gestrickt, die dem Herrn Doktor sehr wohl behagen werden,“ und ähnlichen Dingen, die eine Mutter für wichtig hält, und mit denen sie doch den Sohn nicht belästigen wollte. Denn Philipp war Haushalter und Kassierer, zugleich hatte er Köchin und Diener unter sich. Auch Aufträge an Wieland und Kranz, an die Herzogin sollte er ausrichten; ja sie überträgt ihm sogar die Bewerbung eines Schulmeisters um etne Weimarer Stelle, der sie um „ihr Vorwort“ bei ihrem Sohne gebeten hat, bei seinem Herrn zu vertreten. Daß Frau Rat sich an den richtigen Mann gewandt und den rechten für

ihren Sohn ausgesucht hatte, zeigen besonders die Briefe Goethes an ihn während der italienischen Reise, die fast im Tone des wohlwollenden Gönners, ja Freundes geschrieben sind und sogar Meinungen und Ratschläge des Schreibers über Goethes Dichtungen annehmen oder berichtigen.

Seidels Berichte waren besonders in der Zeit für Frau Rat von Bedeutung, als sie von den Weimarer Freunden Goethes noch fast niemand persönlich kannte. Aber nicht lange sollte es dauern und Frau Rat war in Weimar fast so bekannt, wie zu Hause. Das Wort, das sie einmal spöttelnd über die durch Deutschland reisende, auch sie besuchende Frau von der Recke ausgesprochen hat: „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer — ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf;“ paßt auch schon für diese Zeit. Denn es geschah ein förmliches Wallfahrten von Weimar nach Frankfurt; ja es giebt wohl keinen der Freunde und Gönner des Dichters, der nicht Frau Rat in Frankfurt besucht hätte. Die Ursache war die begeisterte, verehrungsvolle Schilderung des Sohnes, der auch ihre Briefe zeigte, um von dem Leben, das in ihnen war, einen Begriff zu geben. Am allermeisten Eindruck machte diese Schilderung auf den Mann, der nach kurzem Groll über die bekannte Satire „Götter, Helden und Wieland“ der herrlichen Lichtgestalt Goethes fast anbetend gegenüberstand, auf Wieland; Sein schönes und edles Benehmen gewann ihm sofort das Herz der Mutter für immer. Zimmermann konnte seiner Freundin keine größere Freude bereiten, als daß er ihr ein Zeugnis dieser schönen Gesinnung Wielands gegen Wolfgang schickte, einen Brief Wielands an ihn, vom 8. Januar 1776, in dem es unter anderem heißt:

„Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Goethe, Lavater, Herder, warum sollten sie nicht auch meine Freunde sein? seit ich dieses Kleeblatt kenne, sind sie meine Heiligen. Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zustande gekommen, ganz in ihm, er ist in allem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Das sage ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit ebenso innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möchte ich es der ganzen Welt sagen können. Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen, schönen, gefühl-

vollen, reinen Menschlichkeit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“

Die Antwort der freudig erregten Mutter enthält eins der wenigen Urtheile von ihr über den Charakter des Sohnes:

„Das Zeugniß von Wielands Liebe gegen meinen Sohn . . . freute mich herzlichst, das ist nun einmal das glückliche Loos vom Doktor Wolff, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt, das ist nun freilich ganz natürlich, er hat ein gutes Herz, liebt seine Mitmenschen, sucht wo er hin kommt Freude zu bereiten, man sieht in der Nähe nur den Menschenfreund, und vergißt gerne den Satirenschreiber.“

Schon vom Ende des Jahres 1776 besäßen wir einen Brief Wielands an Frau Rat, dessen Anfang gleich beweist, daß beide schon längere Zeit im Briefverkehr standen. Er schickt ihr regelmäßig seine neuesten Erzeugnisse, er giebt viel auf ihr Urtheil und nennt sich ihren Sohn; ja er macht sogar von ihrer Ansicht die Aufnahme eines Klingerschen Manuscripts: „Der neue Orpheus“ in seinen Merkur abhängig. Die Briefe der Frau Rat haben ihm eine so große Vorstellung von ihr gegeben, daß er sie zu besuchen beschließt. „Ich muß Goethes Mutter sehen, da hilft nichts für“ schreibt er an Merck im Mai 1777. Wie freut er sich, als er seine Ankunft anmelden kann. „Ich muß nach Mannheim und Schweizers Rosamunde (Wielands Rosamunde, komponiert von Schweizer) hören. Das beste aber von der Reise ist, daß es mir Gelegenheit giebt, Ihnen zu Frankfurt und unserm Merck zu Darmstadt einen Besuch zu machen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich mich darauf freue.“ . . . Goethe ist und bleibt halt doch einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden. Und wer sollte nun den Vater und die Mutter eines solchen Mannes nicht persönlich kennen wollen?“

Am 1. Dezember kann er den Tag der Ankunft angeben und zugleich einen zweiten Gast anmelden, „einen großen, hübschen, wackern, jungen Kerl, Namens Kranz, der ein junger angehender Virtuose bey unserer Kapelle ist, er soll Ihnen Solos, und wenn Sie wollen Trios, Quadros und Konzerte auf seiner Braatsche geben, die Ihnen in Ohr und Herz wohl thun sollen.“ Darauf folgt Frau Nias nochmalige Versicherung freundlicher Aufnahme und Wielands Bitte, die häusliche Ordnung in keinem Punkte sich stören zu lassen. „Die größte Ehre, die Sie mir erweisen können, ist, mich wie einen Sohn zu behandeln.“

Am 17. Dezember 1777 trafen Wieland, Kranz und Merck bei Goethes Eltern ein.

Selige Tage verlebten sie hier in der Casa santa, wie damals der begeisterte Wieland das Goethische Heim nannte. Die Samstagmädel, Mäx Brentano, Tante Fahlmer und alle Freunde des Hauses wurden zu Ehren der Gäste eingeladen. Noch nach einem Jahre, da Merck wieder in der Casa santa am runden Tisch saß, recapitulierte er mit Frau Uja alles, „was damals in dieser Stube allen begegnete.“

Am 23. Dezember nahm Wieland dankbar gerührt von Mannheim aus noch einmal Abschied: „Abe lieber Papa, liebe Mutter Uja! Der Himmel vergelte Ihnen die seligen Tage, die ich mit und bei und durch Euch gelebt habe! Kranz beugt seine Kniee. Der gute Mensch weinte wie ein Kind, da wir aus Frankfurt hinaus und wieder im Freien waren, und sagte von Zeit zu Zeit wunderbare Dinge im Sturm und Drang seines Herzens.“ Welches Inhalts diese Worte gewesen sind, erfahren wir aus dem begeisterten Schreiben, das Kranz selbst nach seiner Rückkehr aus Weimar an Frau Kat richtete. Niemals ist die Frieden und Glück atmende Häuslichkeit Frau Ujas wahrer, begeisterter und ergreifender geschildert, als in dem Briefe dieses einfachen, tief fühlenden Mannes.

Kammermusik Kranz an Goethes Mutter.

„Liebe Frau Rätin! Erlauben Sie immer einmal, daß ich an Ihnen schreiben darf; es geschieht nicht aus Prahlerei, nicht daß ich sagen wollte: „Hört, Ihr Leute! ich schreibe an die Fr. R. G.!“ Nein gewiß nicht, sondern bloß um mir Luft zu machen, denn noch will in Weimar mir weder Luft noch Menschen behagen. Ganz natürlich, denn erstlich war ich so glücklich mit Wieland ganze sechs Wochen zu existiren, und dann die Tage bei Ihnen zugebracht zu haben, nenne ich ohne Anstand die glücklichsten meines Lebens. Wie mir an Ihrem runden Tische zu Muthe war, kann ich ohnmöglich beschreiben. . . . Nächst den lieben Eltern Goethes, Wieland und Merck — welche Reinheit der Seelen! O wie lieb ist mir seitdem die Menschheit worden. Noch nie habe ich mich meines Daseins so sehr gefreut. Ich war so selig, daß ich ganz vergaß, wo und was ich war. Sie müssen es auch oft an mir wahrgenommen haben — wie könnte Ihnen so etwas entgangen sein! — ich saß da und lachte oft bis zur Unanständigkeit, so wie mich denn auch hinwiederum viele Gespräche sehr ernsthaft, nachdenkend und beinaß zum Weinen gebracht haben. Meine Seele war in einer ganz wunderbaren Verfassung! Mir
Scinemann, Goethes Mutter.

war manchmal, als wenn ich den ganzen Himmel aufgeschlossen und alle seine unendlichen Herrlichkeiten vor mir liegen sähe; ich sahe einen Abstand von Ihnen allesammt gegen die übrigen Menschen. Meine Seele seufzte, nicht nachkommen zu können. Der Herr Rath war immer stille, doch, wie ich glaube, innerlich vergnügt, nur daß es nicht zum Ausbruche kam, sagte aber doch einige Mal: „O, das ist gut! O, das ist gar gut!“ Sie saßen mir gegenüber als die Großmächtigste. So viel Sie auch in dem Gespräch interessiert sein mochten, so entschlüpfte Ihnen doch nichts, was außerdem im Zimmer vorging. Unter währenden Reden einen tiefen Blick auf Herrn Rath und — immer wieder fortgesprochen. Ihre Servante mochte ein paarmal im Auftragen was vergessen haben, Schnups! — kriegte die einen Hieb und immer wieder fortgesprochen — ich saß dann immer wieder da und sog nur ein. Der Kriegs-Rath Merd ist doch ein göttlicher Mann! Alles, was er sagt, ist so rein wie Gold . . . Unser Abschied war mir so empfindlich, als merkwürdig. Der Herr Rath gab uns seinen Segen mit wärmster und wahrer Liebe. An Ihnen bemerkte ich mir ganz etwas Unbekanntes. Sie gaben mir auf eine herzliche Art die Hand und drückten die meine freundschaftlich. Ihre natürliche Munter- und Lebhaftigkeit verließ Sie nicht, Sie lächelten und doch rollten Thränen über Ihre Wangen. Von Merd habe ich mich losgewunden, er umfaßte mich, drückte mich an seine Brust und küßte mich herzlich. Dies fuhr mir durch alle Adern. Empfehlen Sie mich doch dem lieben Herrn Rath aufs Beste. Ein Orden oder Gnadenzeichen kann nicht so hoch, als die Gedächtnis-Münze, welche er mir geschenkt, von mir verehrt werden. O casa, o casa santa! —

Von dem neuen Stücke, welches Ihr lieber Doktor und unser Geh. L. Rath Goethe am 30. Januar und hernach am 10. Februar hier aufgeführt, würde ich Ihnen viel schreiben, wenn nicht der glückliche Ph. Ihr Korrespondent wäre. Doch Eins muß ich wegen der großen Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihm doch melden. Goethe als Andrason kommt vom Drakel; ihn empfangen nebst seiner Schwester vier feurige Mädchen, freuen sich herzlich ihn wieder zu haben, fragen ihn, was er vor eine Antwort mitbringe, wie es dort aussähe &c. Er fängt an zu erzählen, aber vor allem Fragen der neugierigen Mädchen kann er in seiner Erzählung nicht fort kommen; endlich kommt er auf den Ausspruch des Drakels. Andr. „Wenn wird ein greiflich Gespenst“ &c. (folgt eine Scene aus dem I. Akt des Triumphs der Empfindsamkeit.) O wenn Sie

ihn nur da hätten sehen sollen! Augen, Gebärden, Ton, Gesticulation, Alles in Allem, sage ich Ihnen. Ich war garnicht mehr im Orchester, ganz in der Atmosphäre von Casa santa.“

Welchen Eindruck Frau Rat selbst von Wieland gewann, zeigen ihre Worte an Sabater: „Diesen Winter haben wir nun auch Freund Wieland kennen lernen. Wer diesen Mann sieht und ihn nicht lieb kriegt, über den sage ich mein Urteil einmal nicht. Er war nebst Freund Merck acht Tage bei uns. O was war das wieder einmahl für eine herrliche Zeit.“ Und launig schildert sie der Freundin Großmann die Tage des Besuchs.

„Liebe Freundin!

Das Vertrauen so Sie zu mir haben, freut mich ungemein, ich würde es Ihnen in einer langen Epistel noch deutlicher vorlegen, wann nicht mein Haus von oben bis unten mit schönen Geistern vollgepfropft wäre. Wieland ist schon einige Tage da, auch Freund Merck. Herr Doctor Wagner wird's Ihnen sagen, daß von Morgens bis in die liebe Nacht alles drunter und drüber geht, denn liebe Frau Gebatterin, da Sie selbst einen Poeten zum Mann haben, und also aus Erfahrung wissen, daß die Gattung Menschen in einem Tage mehr Unfug anrichtet, als wir andern arme Erdenwürmer in einem Jahr; so können Sie sich leicht meine dormalige häusliche Unordnung und Verwirrung vorstellen. Dieses schreibe ich Ihnen früh Morgens um 6 Uhr, da alles noch im tiefsten Schlafe begraben liegt.“

Als ein Jahr später Merck in der casa santa einen an Wieland gerichteten Brief zurückließ, schrieb Frau Rat auf die Rückseite scherzhaft die Worte:

Lieber Sohn! Merck war drei Tage bei uns, da er fort ist suche ich im Zimmer nach, räume auf, wie das bei Poeten ein sehr nöthiges Werk ist, wie Ihr aus vorhergehendem Brief genug ersehen könnt. Denn der arme Brief hätte gewiß gelegen und wär niemals an Ort und Stelle gekommen, hätte Frau Aja weniger Einsicht in der Poeten Wesen. Aber die ist Gott sei dank noch nicht aus der Übung obgleich Herr Wolfgang Goethe schon drei Jahr ihr Haus nicht mehr erfreut, sondern sein Licht in Weimar leuchten läßt.

Anna Amalia.

Wielands und Franzens begeisterte mündliche Berichte, von denen wir uns nach dem Ton jener Briefe eine Vorstellung machen können, mußte vor



Anna Amalia.

Nach dem Original im Besitze von Artur Seemann in Leipzig.

allem auf die hohe Frau starken Eindruck machen, die in ihrem innersten Wesen und Charakter und in ihren schönsten Tugenden der Frau Rat verwandt war. Wie uns die Herzogin=Mutter Anna Amalia geschildert wird, heiter und lebenslustig, immer geneigt, an den Freuden des Lebens teilzunehmen, vielseitig gebildet und lernbegierig, musikalisch beanlagt, vor allem aber einfach und natürlich, aller Verstellung, Schmeichelei und Etikette abhold, mußte sie an Frau Rat schon nach des Sohnes und Wielands Schilderungen Gefallen finden und den innigsten Wunsch hegen, die Vielgepriesene kennen zu lernen. Anna Amalia war als Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig=Wolfenbüttel am 24. Oktober 1739 geboren, acht Jahr jünger als Frau Rat; sie hatte sich 1756 mit dem Herzog Ernst August Konstantin von Weimar verheiratet, der bereits 1758 starb und sie als Witwe und Mutter zweier Söhne zurückließ, eine Herzogin=Mutter, die erst vom Kaiser für majorenn erklärt werden mußte, um die Regentschaft übernehmen zu können.

Bis zum Jahre 1775 hat sie glücklich und weise auch in den Stürmen des siebenjährigen Krieges das Land für den Sohn Karl August regiert, trefflich selbst nach dem Urteil des großen Königs Friedrich. Ihre Hauptaufgabe sah sie in der Erziehung des Sohnes, die bei seinem eigenartigen Charakter nicht leicht war. Mit großer Strenge suchte sie sein Ungefühm, den Trotz und das störrige Wesen des jungen Fürsten zu brechen. An ihr lag es gewiß nicht, wenn dem vom jungen Fürsten später freiwillig gewählten Berater Goethe noch so viel zu erziehen nötig erschien. Sobald Karl August — mit achtzehn Jahren — zur Regierung gelangt war, trat Anna Amalia in das Privatleben zurück und widmete sich freudig und gern der Pflege der Kunst, insbesondere der Musik, Malerei und Dichtung. Schon hierdurch, vor allem aber in der Tiefe des Gemüths, in der jugendlichen Frische und Natürlichkeit ihres Wesens, die auch gelegentlich vor einer Verbtheit nicht zurückschreckte, fanden die Fürstin und die Mutter des Dichters Berührungspunkte, die uns das beiderseitige Gefallen an einander erklären; beide haben dem, nachdem sie sich kennen gelernt hatten, oft Ausdruck gegeben.

Wir bringen anbei ein bisher noch unbekanntes, dem idealisierten Bilde der Herzogin von Angelika Kaufmann wenig ähnelndes, um so mehr aber der Wirklichkeit — aus dem späteren Lebensalter der Herzogin — entsprechendes Bild. Die jüngst bekannt gewordene Schilderung der Freifrau Henriette von Egloffstein bietet zu unserem Gemälde den besten Text. Die genannte Dame teilt in ihren Memoiren aus dem Jahre 1787 über Anna Amalia mit: „Die Einbildung hatte mir das Bild dieser Fürstin mit den reizendsten

Farben gemalt. Was ich jetzt erblickte, entsprach meiner Erwartung auf keine Weise. Eine kleine, unansehnliche Gestalt mit kurzem Hals, auf welchem ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verstorbenen König Friedrich von Preußen sprechend ähnlich sah. Als ich mich näherte, der Fürstin die Hand zu küssen, setzten mich ihre großen durchdringenden blauen Augen und die ernste Miene so sehr in Furcht, daß ich kaum fähig war, Antwort auf ihre Fragen zu geben mit Erstaunen gewahrte ich wie sehr sich das Angesicht, das mir vorhin so abschreckend erschien, plötzlich verwandelt hatte. Ein anmutig, wohlwollendes Lächeln schwebte jetzt um den kleinen Mund, die junonischen Farrenaugen drückten nur Glück und Teilnahme aus und das Wohlgefallen, womit sie auf mir ruhten, verschönerten die starkmarktierten männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch so abstoßend gefunden hatte.“

Den besten Halt gewann die Verehrung der Frau Uja für Anna Amalia durch deren festes, den Hofumtrieben trotzendes Eintreten für Goethe, als selbst der Minister Fritsch, der beste Berater der Herzogin, der Ernennung Goethes zum Mitglied des geheimen Rats sein Entlassungsgesuch entgegensezte. Ihre Vorstellungen, ihrer schönen Verteidigung Goethes war es allein zu danken, daß der altbewährte Staatsmann blieb und bald mit Goethe in ein freundschaftliches Verhältnis trat.

Auf der Reise nach dem Rhein begriffen, kam die Herzogin Anna Amalia am 15. Juni 1778 mit ihrem Gefolge, darunter Fräulein von Göchhausen und der Kammerherr von Einsiedel, nach Frankfurt und hielt sich hier bis zum 20. Juni auf. Sie wiederholte den Besuch im nächsten Monat vom 18. bis 27. Juli. Während dieser Zeit verkehrte die Herzogin täglich im Hause der Fran Rat, wo natürlich Merck und die Tante Fahlmer, sowie der alte Hausfreund, der Kornhändler Bölling sich einfanden.

„Das waren wieder einmal selige Tage, da ich die Gnade hatte, täglich um ihre Durchlaucht zu sein . . . wenn Bölling, Merck, die Tante und ich auf den Punkt — der Vater mit eingeschlossen, kommen — so werden wir in einem Tage nicht fertig.“

Und dem Herzensfreund Lavater sendet sie zugleich mit der Meldung des ehrenden Besuches ihr Urteil:

„Eine vortreffliche Frau, das glaubt mir auf mein Wort — großes, edles Menschengefühl belebt Ihre ganze Seele, aber sie schwätzt und prahlt nicht, wie das so viele empfindsame zu thun pflegen.“ —

„Wahr ist's, so schreibt sie an die Herzogin selbst, ich habe große und

edle Seelen gekannt, eine Mettenbergern zum Exempel, aber . . . die war doch sozusagen Fleisch von meinem Fleisch und Wein von meinem Wein, mit einem Wort meinesgleichen — Aber eine Amalia kennen zu lernen! Gott! Gott! das ist kein Gepappel oder Geschwätz, oder erdachte Empfindsamkeiten, sondern so wahres Gefühl, daß mir die Thränen anfangen zu laufen.“ Fast jeder Brief enthält eine Huldigung, die man wohl hin und wieder für überschwänglich, aber gewiß nicht für servil, sondern für den unverfälschten Ausdruck einer sehr lebhaft gefühlten Verehrung im Stile jener Zeit halten wird.

Und die Herzogin? Ihre Erwartungen waren sicher erfüllt, wenn nicht übertroffen. Sie schließt mit Frau Rat sofort vertrauliche Freundschaft, würdigt sie des schönen Namens „liebe Mutter“, wiederholt ihren Besuch schon im Juli und schreibt auf einen Brief mit einem Andenken der Frau Rat:

„Liebe Frau Aja, Meine Freude über den Empfang Ihres Briefes ist wohl schwerlich zu beschreiben, auch will ich es nicht unternehmen, denn wahre Empfindungen sind zu heilig, um sie schwarz auf weiß zu setzen; Sie wissen, liebe Mutter, was Sie mir sind, also können Sie leicht glauben, wie unendlich mich ihr Andenken gefreut hat.“

Noch mehr sprechen für Ihre Liebe und Verehrung der Frau Rat die Worte Wielands, die er an Merck schreibt: „Wenn die Herzogin einen Brief von Frau Aja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein großes Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen gefunden habe.“ Der Begleiter der Herzogin, der Kammerherr von Einsiedel, schrieb, als er sie damals kennen gelernt hatte, an Knebel: „Goethes Mutter ist über alle Beschreibung erhaben, Du kennst sie selbst.“

Daß bei so großer gegenseitiger Verehrung ein brieflicher Verkehr an die geschlossene Freundschaft sich knüpfte, erscheint selbstverständlich. Die Briefe der Frau Rat sind sämtlich erhalten und im Jahre 1885 den Mitgliedern der Goethegesellschaft als kostbares Geschenk dargeboten worden. Von den Briefen der Herzogin sind nur acht bekannt, die in dem von mir veranstalteten Neudruck abgedruckt worden sind.

Die Herzogin überschüttet die ihr so liebgewordene Mutter mit den Zeichen ihrer Huld und Freundschaft. Bald nach der Abreise schickt sie ihr einen Höllenbreughel „den jeder Connaisseur für einen der vorzüglichsten hält, — der große Gedanke in der Composition! der starke Geist in der Gruppierung mich freut nur, daß ich es aufgespüret habe um Ihnen, Liebe

Mutter Aja, eine kleine Freude damit machen zu können“; sie schickt ihr ferner eigne Kompositionen z. B. eine zu dem Liede Goethes: „Sieh mich Feiliger“ aus Erwin und Elmire und zum Jahrmarttfest von Plundersweilern; auch ein Zeichen ihres Kalltalents, das Gemälde von den Hänkelsängern, an dem sie mit geholfen hatte. Noch viel größere Freude bereitet sie Frau Kat durch die Ueberfendung eines Bildes des Sohnes und später einer Dose mit ihrem eigenen Bilde:

„Ihro Durchlaucht legens recht drauf an Goethens Vater und Mutter in ihrer Einsamkeit zu erfreuen. Raum haben wir uns über den Jahrmartt und alles was dabey war herrlich ergötzt; so bringt der Postwagen wieder etwas in schönem grünem Wachsstuch wohl verwahrt mit — Wie der Blitz ist Frau Aja dahinter her; macht in einer Geschwindigkeit die Cordel ab und will nun sehen, was es ist — da waren aber so viele Nägel herauszuziehen, daß Frau Aja eben alle ihre Geduld zusammen nehmen und warten mußte bis die Zange und der Hammer das ihrige gethan und der Deckel vom Kästchen in die Höhe ging: nun lag noch ein Papier drauf, rißs was das auch weg, und Frau Aja that einen großen Schrei als sie ihren Häschelhanß erblickte. Wir finden viele Gleichheit drinnen, und haben eine große Herrlichkeit damit wie das Ihro Durchlaucht Sich leicht vorstellen können, da wir ihn selbst in 3 Jahren nicht gesehen haben, zumahl da er im Frack gemahlt ist worin ich ihn immer am liebsten so um mich herum hatte, und es auch seine gewöhnliche Tracht war.“

„Durchlauchtigste Fürstin! Was soll ich zuerst, was soll ich zu lezt sagen! Mein Herz ist zu voll alle Ausdrücke gefallen mir nicht, sagen das nicht was ich fühle — so gern sagen wolte — Aber Theuerste Fürstin Sie kennen mein Herz und werden leicht begreifen wie mir zu Mute war als ich die Schachtel eröffnete, und das liebevolle, holdselige, freundliche Antliz meiner Großen Verehrungswürdigen Amalia erblickte, und zwar mit einer solchen erstaunlichen Gleichheit, daß ich in meinem ganzen Leben so keine Silhouette gesehen habe — Von der übrigen Kostbarkeit, Pracht und Schönheit der Dose kan ich weiter gar nichts sagen als daß es ein wirklich fürstliches Geschenk ist. O! was können die Großen, die Götter dieser Welt, wenn Sie Einer Amalia gleichen vor Freuden um Sich her verbreiten! So habe ich noch keinen Geburtstag gefeiert — nein warlich noch keinen! Was wird mir das herrliche Geschenk noch alles vor Freude bereiten! Was werden meine Freunde

Merc, Bölling, die Samstags Mädel sagen — Morgen, Gott Lob schon Morgen ist Samstag! Was soll das vor ein Festtag seyn! Das was jetzt kommt hätte ich nur wünschen mögen daß Ihre Durchlaucht davon ein Augenzeuge gewesen wären. Als der Vater herunter zum Essen kam fand er das Futteral auf seinem Teller, er machte es auf, fuhr vor Erstaunen zusammen — großer Gott das ist ja unsere Frau Herzogin mit Leib und Seele, und was ist das vor eine prächtige Dose — als ich ihm die Sache erklärt hatte war er eben so erfreut und erstaunt wie ich. Mit einem Wort es war ein Tag der Freude und des Wohllebens, ein Geburtstag wie noch keiner war.“

Dem Freund Wieland wird die große Freude sofort überbracht:

„.....Ihr wißt doch, lieber Sohn, was mir unsere liebe Frau Herzogin vor eine Freude gemacht hat? O, wenn Ihr Frau Aja gesehen hättet! Das war ein Geburtstag! Ich habe zwar gleich auf der Stelle meine Freude und Dankbarkeit in einem Brief an Ihre Durchlaucht darzulegen versucht, allein es sind nachher zu großem Vergnügen der Frau Aja noch solche Dinge mit der herrlichen Dose passiert, daß ich ein Tagebuch darüber schreiben könnte. Bölling kommt alle Tage, um seine Anbacht vor dem liebevollen Antlitz unsrer theuern Fürstin zu halten — manchmal reißt ihn sein Entzücken so hin, daß er sich ganz vergißt. So soll mich der Teufel holen, ruft er dann aus, wenn ich begreife, wie man so einen Schattenriß machen kann. Liebe Frau Aja, fragen Sie doch die Weimarer, wer das gemacht und ausge schnitten hat, je mehr man's ansieht, desto unbegreiflicher kommt's einem vor. Es ist ja unsere beste Fürstin mit Geist, Seele und Leib, ich werde noch ein Narr drüber, und so ist er im Stande, eine Glockenstunde in einem fortzureden.....“

Ja, die Sendungen von Weimar kommen so zahlreich, „daß man mir,“ so ruft sie aus „zu Beantwortung wenigstens acht Tage Respiro verstaten muß: denn stellen sich Ew. Durchlaucht nur einmal die Sache vor!!! Eine Beschreibung der Fete von Freulein Thuznelbe, einen Brief nebst Präsent von Herr Krauß, ein Brief von Wieland, ein dito von der lieben Caroline Herder, noch ein ditto nebst Einschlag von Meister Philipp.“ Darum hat sie auch ein eigenes Weimarer Zimmer, sonst die gelbe Stube genannt, eingerichtet, wo alle diese Herrlichkeiten aufgehäuft werden. Als ihr Einsiedel und Merc von Weimar kommend einen von der Herzogin gearbeiteten Geldbeutel und einen Schattenriß von „des Doktors ganzer Gestalt“ — mitbringen, ruft sie aus: „Alle Freuden, derer ich mich nun bald an die vier

Jahre besinnen kann, kommen aus dem gebenedeieten Weimar! Sie wär Mutter Mja auch einmal da.“

Und wirklich faßte man ihren Besuch in Weimar ernstlich ins Auge. An Einladungen hatten es natürlich die Herzogin bei ihrer Anwesenheit in Frankfurt nicht fehlen lassen. Goethe selbst war dafür, den Besuch auf den nächsten Frühling festzusetzen; Merck sollte der Begleiter sein. „Er besteht darauf, daß ich's Frühjahr mit ihm nach Weimar müßte, — vor der Hand kann ich die Möglichkeit noch nicht so recht einsehen;“ meinte Frau Kat in dem Brief vom Oktober an die Herzogin. Die Pflege des kranken und schwachen Gatten war der Hinderungsgrund. Sofort antwortete die Herzogin:

„Liebe Mutter.... Sehen Sie die Sache nicht so schwer an, Freund Wolff (Goethe) wünscht es auch.... wir wollen den alten Vater unter der Zeit schon allerhand Vergnügen verschaffen; Franz soll zu ihm und soll ihm etwas vorgeigen, daß es eine Art und Muster hat; ich denke, Liebe Mutter, daß Ihr Herz wohl selbst genug für den Hätschel Hans (Goethe) sprechen wird, um zu wünschen, ihn einmal wieder zu sehen. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue.“

Solch liebenswürdiger Einladung konnte Herr und Frau Kat nicht widerstehen. Als Merck Mitte November zwei Tage in der „Casa santa“ verweilte, „erklärte der Herr Kat großmütiger Weise, daß er seine Frau wolle ziehen lassen.“ Frau Kat hält es nun auch für möglich, was für sie „der höchste Grad von irdischer Glückseligkeit wäre.“ Ja, sie lebt in Gedanken schon in Weimar und träumt sogar davon, aber der Zustand des Vaters vereitelte den Plan, wie uns folgende Briefstelle beweist: „ich halte es für unmöglich, den Vater allein zu lassen — es ist gar zu abwechselnd mit ihm; in der einen Stunde glaubt er selbst, daß es anginge und in der andern macht ihn der bloße Gedanke meines Fortgehens krank.“

Luiſe von Göchhausen.

Wenn Frau Kat nun auch nicht nach Weimar kam, so hatte sie doch fleißige Korrespondenten dort, die ihr alles, was den Sohn betraf, berichteten. Hierzu gehörte vor allem die Gesellschafterin, von 1782 ab Hofdame der Herzogin Mutter, Fräulein Luise von Göchhausen, die in der Begleitung ihrer Herrin in Frankfurt gewesen war. Körperlich mißgestaltet und sehr klein, hatte sie umsomehr geistige Vorzüge aufzuweisen. Lebhaft, geistreich und lebenslustig, frisch und herb, ja manchmal keck in ihren Witzern war das

damals dreißigjährige Mädchen so recht nach dem Herzen der Frau Rat. Wegen ihrer Verehrung Klopstocks und ihres persönlichen Muts hatten die Stolbergs sie Thusnelde genannt, welchen Namen sie beibehielt. Karl August und Goethe, die sich viele, von ihr nie ohne Antwort gelassene Redereien mit ihr erlaubten, stifteten für sie deshalb sogar einen Orden. Sie liebte es, in Versen zu schreiben und da Frau Rat als die Mutter Goethes darauf doch nicht gut in Prosa antworten konnte, so haben wir die Proben von Frau Ujas dichterischer Begabung Fräulein Thusnelde zu verdanken. Auf ihre poetische Epistel zum 19. Februar 1779, dem Geburtstage der Frau Rat, antwortet diese:

Dein guter Wunsch auf grün Papier
Hat mir gemacht sehr viel Pläfir.
Im Versmachen hab ich nicht viel gethan,
Das sieht man diesen warlich an;
Doch hab ich geboren ein Knäbelein schön
Das thut das alles gar trefflich verstehn.
Schreibt Puppenspiele kutterbunt
Tausend Alexandriner in einer Stund.
Doch da derselbe zu dieser Frist
Geheimbter Legations-Rath in Weimar ist

So kan er bei bewandten Sachen
Keine Verse vor Frau Uja machen,
Sonst solltest du wohl was bessres kriegen.
Jetzt mußt du dich hieran begnügen!

Nachdem sie Frau Rat im Juni des Jahres 1778 kennen gelernt hatte, berichtete Fräulein Thusnelde getreulich über die Aufführungen in Weimar, besonders von Goethischen Dramen oder von seiner Mitwirkung als Schauspieler; so vom Jahrmärtsfest und dem Wankelzüngergemälde, das der Frau Rat, „da sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt sei,“ in einer Kopie zugesandt wurde. Von der berühmten ersten Aufführung der Iphigenie am dritten Osterfeiertag, dem 6. April 1779, bei der der Herzog den Phylades, Goethe den Dreß, Corona Schroeter die Iphigenie spielte, teilt Thusnelde sofort der Frankfurter Freundin mit:

„Der Herr Doctor (Goethe) hat seinen Dreß meisterhaft gespielt. Sein Kleid, sowie des Phylades seins, war griechisch und ich hab ihn in meinem Leben noch nicht so schön gesehn. Ueberhaupt wurde das ganze Stück so gut gespielt — daß König und Königin hätten sagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal.“

Daß Frau Rat die Iphigenie sobald wie möglich in Abschrift erhielt, dazu „ermahnt sie den Doctor und Philipp alltäglich.“ „Das wird wieder einen seligen Tag geben,“ schreibt das Fräulein, „wenn ihr da so zusammen sitzen und euch daran freuen werdet. Daß aber nur die Gesundheit vom Doctor in den besten und ältesten Wein dabei getrunken wird. — Er und seine Iphigenie verdienen gewiß.“ Zugleich berichtet sie über die Aufführung von Goethes Laune des Verliebten „mit einigen Arien, die der Kammerherr Sedendorf komponiert hat.“ Der Brief spricht auch die Sehnsucht der Herzogin und Thusnelda nach dem Freunde Merck aus. „Beim Erwachen und Schlafengehen denken wir seiner,“ der nun allein, ohne Frau Rat kommen mußte. Zu Weihnacht 1781 erhält Thusnelda zur Belohnung für ihre Berichte eine Silhouette der Frau Rat in Medaillon, nebst einem langen, launigen Gedicht, dessen Schluß lautet:

Doch ist Frau Uja ausertorn,
In einen guten Zeichen geboren
Kennt brave Leut, deß ist sie froh
Und singt in duloi jabilo.

Ein geradezu schwärmerischer Dank folgte hierauf: „Ihr Silhouett so ähnlich! von so einer herrlichen, lieben, geliebten Frau! in so einem köstlichen, artigen und modischen Zierrat; und Ihr Brief — o Ihr lieber Brief! daß ich doch nur sagen könnte, wie unbeschreiblich trefflich der Brief ist! — so lautet die Antwort an die „allerliebste, beste Herzensmutter.“

Einige andere Briefe und Gedichte aus späteren Jahren beweisen den Fortgang des freundschaftlichen innigen Verkehrs.

Karl August mit Wolfgang in Frankfurt.

Konnte Frau Uja nicht nach Weimar kommen, so kam Weimar zu ihr. Allen Besuchen sollte aber die Krone aufgesetzt werden durch das Erscheinen des Herzogs Karl August und Wolfgangs bei den Eltern. Wohl niemand hatte Frau Rat Veranlassung, mehr zu ehren, als den jugendlichen Fürsten. Seine große Liebe und Freundschaft für Goethe mußten gerade bei ihr das wärmste Verständnis finden. Gegen das Murren der Staatsbeamten, trotz des Einspruchs des Ministers Fritsch, der sich weigerte, mit Goethe in einem Rat zu sitzen — nicht etwa wegen des bürgerlichen Standes, denn auch die andern Mitglieder waren bürgerlich, sondern wegen seiner Unkenntnis der Verwaltung — und seine Entlassung einreichte, hielt Karl August mit eiserner Festigkeit an dem Freunde fest.

Am 10. September 1779 schreibt Goethe an Frau von Stein: „Nach Frankfurt gehen wir, ich weiß, Sie freuen sich mit in der Freude meiner Alten.“



Goethe. Selbstgemälde von May 1779.
(Nach der Radierung von W. Unger.)

Es war die bekannte Schweizerreise Karl Augusts und Goethes — in ihrer Begleitung befand sich nur noch der Oberforstmeister von Wedel — die



Goethes Vater.
Relief von J. P. Meißner.



Goethe's Mutter.
Relief von J. P. Melchior.

sie am 18. September nach Frankfurt führte. Welche Ueberraschung für Frau Uja, als Mitte August 1779 die Anfrage des Sohnes bei ihr anlangte, ob der Herzog mit Wedel und ihm einige Tage bei ihr aufgenommen werden könnte. Auf die freudig bejahende Antwort folgt genauere Angabe, daß der hohe Gast ein paar Tage für sich in Frankfurt bleiben wollte, ohne von seinen in Frankfurt etwa anwesenden Vettern oder Tanten belästigt zu werden. Auf der Rückreise wollten sie offiziell in Frankfurt auftreten.

„Essen macht ihr Mittags vier,“ so beginnt die besondere Vorschrift für die Hausfrau, „nicht mehr noch weniger, kein Geföch, sondern eure bürgerlichen Kunststück außs beste“

Eine Schilderung der Ueberraschung hat Frau Rat in einem ihrer schönsten Briefe an Anna Amalia gegeben den wir hier getreu in der Rechtschreibung der Schreiberin abdrucken.

Frankfurth den 24. September 1779.

Durchlauchdigste Fürstin.

Der 18^{te} September war der große Tag, da der alte Vater und Frau Uja, denen seeligen Göttern weder Ihre Wohnung im hohen Olymp, weder Ihr Ambrosia noch Nectar, weder Ihre Vocal noch Instrumentthal Mucid beneideten, sondern glücklich, so ganz glücklich waren, daß schmerzlich ein sterblicher Mensch jemahls größere und reinere Freuden geschmeckt hat als wir beyde glückliche Eltern an diesem Jubel und Freuden Tag — Niemahl hat mich mein Uvermögen eine sache gut und anschaulich vorzutragen mehr belästigt als jetzt da ich der Besten Fürstin |:von Der doch eigendtllich alle diese Freude ausgeht, die doch eigendtllich die erste Ursach aller dieser Wonne ist:| so recht aus dem Herzen heraus unsere Freude mittheilen mögte — Es gerade nun wie es wolle, gesagt muß es nun einmahl seyn.

Ihro Durchlaucht unser gnädigster und Bester Fürst, stiegen |:um uns recht zu überraschen:| eine strecke von unserm Hauße ab kamen also ganz ohne geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Uja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Uja endlich wie betruncken auf den besten Fürsten zuläuft halb greint halb lacht gar nicht weiß was sie thun soll wie der schöne Cammerherr von Wedel

auch allen antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er stürbe auf der stelle, noch am dem heutigen Tag, da Ihre Durchlaucht schon eine zimmliche Weile von uns weg Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehñs nicht ein Haar beßer — Ihre Durchlaucht können Sich leicht vorstellen wie vergnügt und seelig wir diese 5 Tage über gewessen sind. Merck kam auch und führte sich so zimmlich gut auf, den Mephisthobiles kan Er nun freylich niemahls ganz zu Hauß laßen, das ist mann nun schon so gewohnt. Wieder alle Gewohnheit waren dieses mahl gar keine Fürsten und Fürstinnen auf der Meße, das war nach Unsers Theuresten Herzogs Wunsch, Sie waren also gar nicht genirt — Am Sonntag gingen Sie in ein großes Concert, das im Rothen Hauß gehalten wurde, nachdem in die Adliche Gesellschaft ins so genandte Braunenfels, Montags und Dinstags gingen Sie in die Commedie, Mittwochs um 12 Uhr Mittags ritten Sie in bestem Wohlsehn der Bergstraße zu, Merck begleitete Sie bis Eberstadt. Was sich nun alles mit dem schönen Cammerherrn von Wedel, mit dem Herrn Geheimdten Rath Goethe zu getragen hat, wie sich unsere Hochadliche Freulein Gänßger brüsteten und Eroberungen machen wolten, wie es aber nicht zu stande kam u. d. m. das verdiente nun freylich hübsch dramatisirt zu werden. Theureste Fürstin! Sie verzeihen diesen kalten Brief der gegen die Sache sehr zu kurz fällt — es ist mir jetzt ganz ohnmöglich es beßer zu machen — ich bin den ganzen Tag vor Freude und Wonne wie betruncken, wen sichs etwas zu Boden geseht hat wird meine Vernunft auch wieder zu Hauße kommen — biß dahin bittet Frau Aja daß Ihre Durchlaucht Gedult mit ihr haben mögten. Uns ist jetzt nichts im Sinne, als die Freude des wieder Zurückkomens, da soll der jubel von neuem angehn. Gott bringe Sie glücklich und gesund zurück, dann soll dem alten Reihnwein in prächtigen Vocalen mächtig zugesprochen werden. Wüsten Ihre Durchlaucht wie oft wir mit Freudenthränen an Ihnen dachten, von Ihnen redeten, wie Frau Aja den Tag seegnete da die Beste Fürstin Ihrem glücklichen Land einen Carl August gebohren hat, Der wie es nun am Tage ist, nicht Seinem Land allein zum Heil gebohren worden, sondern auch dazu um auf unsere Tage Wonne Leben und seeligkeit zu verbreiten — Wie dann ferner, Frau Aja sich nicht mehr halten konte, sondern in ein Eckelgen ging und ihrem Herzen Luft machen mußte; so weiß ich ganz gewiß die Beste Fürstin hätte Sich unserer Freuden ge=

Getnemann, Goethes Mutter.

freut — dann das war kein Mondschein im Raften, sondern wahres Herzensgefühl. Dieses wäre nun so ein kleiner abriß von denen Tagen wie sie Gott |mit dem seeligen Werther zu reden:| seinen Heiligen aufspart, man kan hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werkeltag Welt durchtraben und sein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einem solche erquickungs stunden zu theil worden sind. Nun Durchlauchdigste Fürstin! Behalten Sie uns in gnädigstem Angedencken — der Vater empfiehlt sich ganz besonders — und Frau Aja lebt und stirbt als

Ihro Durchlaucht
unterthänigste treuehorsamste Dienerin
C. E. Goethe.

Fünf Tage blieben die Reisenden bei den Eltern, Karl August wohnte im ersten Stock, Weibel im grauen Zimmer, das kleine Stübchen war das Schlafzimmer, daneben das Kaminstübchen diente als Dienerstube, das große Zimmer als Audienzzimmer. Links davon war die Wohnstube des Herzogs die jetzt Karl-Augustzimmer genannt wird. Ueber die fünf Tage schreibt die glückselige Mutter:

„Häselhans habe ich zu seinem Vortheil sehr verändert gefunden. Er sieht gesunder aus und ist in allem Betracht männlicher geworden, sein moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben — alle fanden in ihm den alten Freund wieder — mich hats in der Seele gefreut wie lieb ihn alles gleich wieder hatte — den Jubel unter den Samstags Rädel, unter meiner Verwand- und Bekandschaft, die Freude meiner alten Mutter u. s. w. wie alle Welt nun auch des Goethe seinen Herzog sehen wolte, wie meine Wohnstube immer voll Menschen war, die mit Schmerzen warteten bis Ihro Durchlaucht die Treppe herunter kamen — wie der beste Fürst voll Freundlichkeit in die Stube trat, Sich von allen beschauen ließ, mit einem und dem andern redete, wie alle Anwesende froh und fröhlich waren u. s. f. Eine Chronik müßte ich schreiben und keinen Brief, wenn ich Ihro Durchlaucht das alles berichten wolte, was sich in den 5 glücklichen Tagen bey uns zugetragen hat — es waren eben Feier und Freuden Tage deren uns Gott mehrere gönnen wolle.“

Am 23. September waren die Reisenden schon in Speyer. Der Herzog begleitete seinen Freund zum Grabe Corneliens. „Hier bin ich nun noch am Grabe meiner Schwester,“ berichtet dieser am 28. September an Frau von

Stein, „ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggeschlachtet ist.“

Von Basel aus, der nächsten Station, beehrte sich Karl August an Frau Rat ein Dankschreiben zu senden. Auch seine Anrede ist die traute „liebe Mutter Aja“ „Ihre gute freundliche Aufnahme und Ihre Fürsorge für uns in Frankfurt, hat uns die nötige Ausdauer völlig gegeben und die verlorenen Kräfte ersetzt. Glauben Sie ja, liebe Frau Rätin, daß ich recht und ewig dankbar bin für die viele Güte, die Sie und der Herr Rat für uns gehabt haben. Glauben Sie ja auch und das ohne allen Zweifel, daß ich Sie so sehr als jemand schätze und liebe“

An Merck und auch an seine Mutter schickte Goethe wiederholt Berichte von seiner Reise, auch Zeile der für Frau von Stein bestimmten, großen Beschreibung, die dann später gedruckt und in sein Werk aufgenommen wurden.

Als die Reisenden Ende November wieder in Zürich angelangt waren, meldete sich Goethe bei der Mutter für einen längeren Besuch an. Aber die Ankunft erfolgte erst in den letzten Tagen des Jahres. Diesmal währte die Anwesenheit des Herzogs bei Goethes Eltern bis etwa den 11. Januar. Der Brief, in dem Frau Aja ihrer traurigen Einsamkeit nach den Tagen des Glanzes und der Freude Ausdruck giebt, mit den Worten der Bibel: „Setzt sitzt Mutter Aja ganz allein in den Hütten Kedars und ihre Harfe hängt an den Weiden: — Einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käuplein in verstorbenen Städten,“ ist am 18. Januar 1780 geschrieben.

Man kann sich wohl denken, welche einen Aufruhr in Frankfurt und welches Aufsehen in allen Goethe nächstehenden Kreisen in Deutschland die Nachricht brachte, daß der regierende Herzog von Weimar bei Goethes Eltern wohne. „Wenn er noch länger hier geblieben wäre, hätten mir die Leute mein Haus gestürmt,“ meinte Frau Rat selbst und Frau von La Roche äußerte zu Merck:

„Das Wundern aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirten ist gewiß sehr groß, denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Caprice. Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde und ich möcht wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient hat, als Frau Goethe.“

„Denn meine Glorie“ schreibt diese selbst, war fast groß und meine Freude ohne alle Grenzen.“ Nun hatte sie auch Gelegenheit, den verehrten

fürstlichen Freund ihres Sohnes näher kennen zu lernen. Ihr Urteil faßt sie in die an seine Mutter gerichteten Worte zusammen: „Den besten Fürsten täglich zu sehen war herrlich, aber ihn reden zu hören ging über alles. Wie oft saß ich ganz unbemerkt in einem Edelschen und hörte Dinge darüber man staunen mußte. Eine solche Weisheit und Klugheit, eine solche tiefe Kenntniß der Menschen bis in die innersten kleinsten Falten und Winkel des Herzens — Mit dem allen die ganz erstaunliche Entäußerung als wenn das alles gar nicht da wäre — und das in einem Alter von 22 Jahren! Jedem sagte Er was Verbindliches, jedem was ihm Freude machte, besonders unsere Damen Frauen und Jungfrauen sind so entzückt, haben in ihrem Leben noch so gar nicht gesehn — So einen Herzog! Diejenigen die das Unglück gehabt haben Ihn nicht zu sehen oder zu sprechen werden von den andern glücklichern vor halb unehrlich gehalten.“

Auch der ob seiner Schönheit berühmte Kammerherr von Wedel erwarb ihre Zufriedenheit. Was der Sohn über ihn ihr geschrieben hatte: „Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles, was sie von uns Mannsvoll gesehn hat“ bestätigt sie wiederholt in dem Sinne, wie er es gemeint hatte. Ein verunglücktes Liebesabenteuer dieses schönen Kavaliere in Straßburg hatte seinen Kollegen von Einfiel zur Abfassung eines sehr derb gehaltenen Scherzes veranlaßt, der Frau Aja zugesandt und von ihr den Reisenden vorgelesen wurde. „Das Buch vom schönen Wedel,“ berichtet sie an die Herzogin „hat mir ein groß Gaudium gemacht und bei der Rückkunft unserer Reisenden soll das ein Hauptspaß werden, auf so was versteht sich Frau Aja meisterlich.“

Die Büste des Herzogs, vom Hofbildhauer Klauer gefertigt, langte in Frankfurt am 31. März als äußeres Zeichen des Dankes an. „Die Freude und die Wonne, den Jubel über dieses so gnädige Fürstliche Andenken einigermaßen zu beschreiben, das ist mir platterdings unmöglich,“ so lautete eine Stelle aus dem Dankbrief der beglückten Frau. Karl August hatte dazu ein Schreiben übersandt, aus dem wir nur eine Stelle hervorheben:

„Ich kann Ihnen nicht viel sagen, liebe Frau Aja, was schönes, das in einem Briefe gut klingen würde, mißtönt in dem meinigen. Daß ich Sie liebe und ehre, wissen Sie, ich brauchte es also nicht zu sagen; da die zwei Worte einmal dastehn, so mögen sie bleiben, es hieß alles, was man mit 3 000 000 Worten nicht sagen kann.“

In sehr zarter Weise übermittelt er durch Merck eine Summe Geldes für die vielen Auslagen der Frau Rat für ihn und seine Dienerschaft, was

aber niemand, vor allem weder der Vater, noch der Sohn Goethes jemals erfahren sollte.

Diese innige Freundschaft mit dem regierenden Fürsten und seiner Mutter und den ihnen nahestehenden Personen steigerte natürlich den schriftlichen und mündlichen Verkehr zwischen Frankfurt und Weimar. Frau Rat lebte im Geiste mehr in Weimar als zu Hause, besonders seit der Zeit, da auch die Tante Fahlmer sich verheiratet hatte und Mutterstelle an den Enkeln vertrat. Der Gatte war seit vielen Jahren krank und nur durch die für ihn nötige Pflege bemerkbar, die Tochter tot, der Sohn weit fort, ebenso die geliebte Freundin; wer kann es der Frau Uja verargen, daß sie trotz allen Humors über Einsamkeit und Verlassenheit klagt. War doch der guten Frau Mitteilung des Guten und Erfreulichen zur zweiten Natur geworden. Und so machen ihr alle die Freundschaftsbezeugungen aus Weimar zwar „Feiertage“ aber „die weiß ich nur und Gott.“ „Freilich,“ klagt sie, „hätte ich nur eine einzige Freundin, eine einzige teilnehmende Seele, so hätte meine Wonne und Freude den höchsten Gipfel erreicht, denn ein Vergnügen, das man niemand sagen kann, bleibt allemal nur halb. Was kann ich aber machen? Vor der Hand ist das nun jetzt eben Frau Uja ihr trauriges Loos.“ Und wahrhaft rührend klingt die Klage ein Jahr später in dem Dankschreiben für die Uebersendung der Büste der Herzogin zum Geburtstage der Frau Rat, dem 19. Februar 1781:

„Das liebe Frühjahr kommt freilich heran, aber ich habe weder Abndung noch Freude. — Gebe man einem Menschen alle Herrlichkeiten der Welt, was hilft's, wenn er keinen Freund hat, dem er's sagen kann. — Eine Glückseligkeit, die wir allein genießen, bleibt ewig nur halb — und das ist so ohngefähr mein Fall — weder in noch außer dem Hause habe ich jemand, mit den ich so ein Herzensgespräch führen könnte. Wissen Ihre Durchlaucht so etwas Freudenbringendes, so haben Sie die Gnade, mich's ganz in der Stille merken zu lassen, niemand soll's erfahren, und die Vorfreuden haben auch einen großen Wert.“

In dieser trüben Zeit, besonders trüb durch die langwierige Krankheit des Herrn Rat, die selbst Frau Ujas rosenfarbener Humor „flohfarb“ für einige Zeit werden ließ, waren ihr die Briefe und Besuche der lieben Weimarer Labfal und Erquickung.

So hatte der „beste Gevatter, Freund und Sohn“ immer in freundschaftlichstem Verkehr mit ihr gestanden und ihr regelmäßig seine Werke und den Merkur zugesandt. Besonderen Gefallen fand bei ihr von Wielands

Werken, die ihr meist zuerst mit der Bitte um ein Urtheil „in Frau Aja's Manier“ zugesandt wurden, das Märchen „Perbonte.“ Voller Begeisterung teilt sie ihren Beifall dem Dichter mit:

„Gestern abend las ich Euren Perbonte,“ schreibt sie an ihn am 12. März 1779, „hatte darob eine solche Freude, fühlte so ganz was Ihr vor ein herrlicher Mensch, vor ein lieber Wieland seyd, und daß keiner vor Euch und schwerlich einer nach Euch sein wird, der in solcher Art von Gedichten und Erzählungen den Grad erreichen wird, den Ihr von Gottes Gnaden und der Mutter Natur empfangen habt.“

Wielands Oberon.

Bei so liebenswürdigem Urtheil verschwieg Wieland natürlich nicht seinen großen Plan, die Dichtung des Oberon. „Sie soll die erste sein, die ihn außerhalb Weimars gedruckt erhält.“ Das verspricht er mit Mund und Hand. Als er im Dezember 1779 den 10. Gesang beendet hat, ruft er ihr zu: „Einen Finger von jeder Hand gäb' ich drum, wenn ich zu Euch fliegen und Euch meine zehn Gesänge, die da hier vor mir liegen, vorlesen könnte.“ Im März 1780 traf nun der fertige Oberon bei Frau Rat ein. „Wielands treffliches Werk, genannt Oberon,“ so lautet der Bericht, „habe nun das erste Mal verschlungen, hernach wie ein vernünftiger Mensch mich dabei geberdet und es langsam und ordentlich gelesen. Sohn, Freund und Gebatter Wieland soll . . . ein eigenhändiges Schreiben von mir erhalten; worinnen nebst dem wärmsten Dank eine Beurteilung in Frau Aja's Manier erfolgen soll.“

Diese Beurteilung ist uns leider nicht erhalten, aber wohl die Worte, in die Wieland beim Empfang ihres Dankschreibens ausbrach:

„Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen; nur Schade, daß sie immer rarer werden. Frau Aja ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben.“

„Was mir sein Oberon für selbige Tage gemacht hat und noch macht, das belohne ihm Gott,“ bekommt auch Anna Amalia zu hören. Von einem Geschenk der Frau Aja berichtet Anna Amalia in dem letzten der erhaltenen Briefe: „Der Herr Gebatter Wieland ist ganz stolz über ihr liebes Andenken, mit großem Enthusiasmus schrieb er aus: Das ist mir eine Frau! sie ist die Zierde ihres Geschlechts!“ und ich sagte „Amen.“



Frau von Branconi.
Nach dem Stich von Weger.

Frau von Branconi.

Neben den schriftlichen, so vielseitigen Nachrichten, erfreuten auch mündliche Berichte gerade in der zweiten Hälfte des Jahres 1780 die einsame Mutter. Im August 1780 erschien „ihr lieber Sohn“ Knebel, der Frau Uja schon bei seinem ersten, so folgenschweren Besuche ans Herz gewachsen war, und in demselben Monat, wenn auch nicht aus Weimar, so doch über Weimar, Frau von Branconi, die wegen ihrer Schönheit gefeierte Geliebte des Erbprinzen (seit 1780 Herzogs) von Braunschweig, des Bruders von Anna Amalia. Goethe hatte sie, Labaters innige Freundin, schon auf der Schweizerreise in Lausanne kennen gelernt. „Sie kommt mir so schön,“ schrieb er damals im Oktober 1779 an Frau von Stein, „und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben, einen Offenmut, daß man eben nicht weiß, woran man ist Ich blieb zum Essen. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt. Unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt, er muß sich für jedes mal anderer bedienen. Pour la colombe du jour elle a échappé belle, doch mag er sich das nächste Mal anderer bedienen.“

Am 26. und 27. August 1780 war die Sirene, auf die ein Goethe nicht ohne Eindruck geblieben war, in Weimar. Er giebt ihr einen Gruß an die Mutter mit und schreibt ihr schon am 28. August:

„In meiner Eltern Haus komme ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf denen Schwellen, wo ich in meinem Leben mit so tausendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. . . . Erst jetzt spür' ich, daß Sie da waren, wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen, und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es den Himmel nach so vielen verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen.“

Ihres großen Eindruck auf die Mutter ist er gewiß. „Meine Mutter,“ so lautet jener Brief weiter, „schreibt mir gewiß gleich, sagen Sie ihr etwas für mich. Sie wissen ja so Schönes und das Schöne so schön zu sagen, daß es einem wie in der Sonne wohl wird, wenn man sich's gleich nicht träumen läßt, daß sie um unfertwillen scheint.“ Leider ist dieser Bericht nicht mehr vorhanden; ein anderer Brief Goethes jedoch an die Frau von Branconi vom

16. Oktober läßt uns ahnen, was die für Schönheit und Anmut so leicht empfängliche Frau von der „überschönen Branconi“ geschrieben haben mag. „Meine Mutter,“ heißt es dort, „ist recht glücklich gewesen, Sie bei sich zu haben. Die gute Frau schreibt auch eine Epoche von dem Tage Ihrer Bekanntschaft. So gehts dem Astronomen, wenn an dem gewohnten und meist unbedeutenden Sternhimmel, sich Gott sei Dank, endlich einmal ein Komet sehen läßt.“

Zweiter Besuch der Herzogin.

Die große Sehnsucht der Frau Rat nach der Herzogin, der sie oft in Einladungen Ausdruck gab: „Ihro Durchlaucht bedenken doch, daß es beinahe zwei Jahre sind, daß das vor Mutter Uja eine Ewigkeit ist, in der ich unsere teuerste Fürstin nicht gesehen habe,“ sollte noch in dem besuchreichen Jahre 1780 erfüllt werden. Von Mannheim nach Hause reisend, traf die Herzogin im Oktober in Frankfurt ein, und blieb dort zwölf Tage. Leider fiel des Vaters schwere Krankheit gerade in diese Zeit. „Freilich wäre es,“ so lautet der Brief nach der Abreise an die Herzogin, „vor mich Freude und Wonne gewesen, wenn unsere beste Fürstin sich noch länger in dem so weltberühmten Frankfurt zum Trost obenbenannter Frau Uja hätte aufhalten mögen, so aber war leider diese Herrlichkeit, dieser Sonnenschein von gar kurzer Dauer — und des Vaters Krankheit hätte zu keiner ungelegeneren Zeit kommen können — denn das gab meiner Glückseligkeit einen sehr harten Stoß.“

Ueber den Verkehr der beiden Frauen während dieser zwölf Tage fehlen uns Berichte, aber die Wirkung erkennen wir an dem wieder reger werdenden Verkehr mit Weimar. Der Musikus Kranz, der nach seinem ersten Besuch eine so schöne, ergreifende Schilderung von Frau Ujas Haus gegeben hatte, erschien plötzlich im Dezember 1780 auf einer Studienreise begriffen, am „runden Tisch“ und brachte Grüße und genauen Bericht über Weimar. „Die unvermutete Erscheinung des Herrn Kranzens,“ so meldet Frau Rat über den Besuch, „hat uns sehr gefreut. — Seine Reise wird gewiß von großem Nutzen sein. Er wird sein musikalisches Talent erweitern und als ein herrlicher Virtuose nach Weimar zurückkehren. Mir ist das für den guten geschickten Menschen überaus lieb; Gott segne Ihro Durchlaucht und unsern besten Herzog für dies alles — Kranz hat uns mit gerührtem Herzen die große Gnade, so Ihro Durchlaucht für ihn haben, der Länge nach vorerzählt. Dero hohen Befehl in Folge habe ich ihn gütig aufgenommen, und am runden Tisch meine Protection ihm angebeihen lassen. Wir waren recht vergnügt zusammen und

tranken uralten Rheinwein auf das Wohlsein des hochfürstlichen Hauses Weimar und Eisenach die Gläser wieder leer. Der alte Vater wurde sogar von Freude belebt, drückte Kränzen einmal über das andere die Hände, meinte aber bei seinem Abschied die bittersten Thränen. Ich habe den Mann in langer Zeit nicht so gerührt gesehen.“

Natürlich hatte die Herzogin ihre Einladung der Frau Uja nach Weimar mündlich wiederholt; aber der Zustand des Vaters war immer hilfloser geworden und Frau Kat kann nur betrübten Herzens schreiben: „Mit dem Sehen der Iphigenia, des Jahrmakts und der übrigen schönen Sachen des Herrn Häschelhans wirds wohl noch Zeit haben; Frau Uja muß noch im Glauben leben, das Schauen muß sie mit Gebuld erwarten.“

Bald darauf schickte die Herzogin als Zeichen des Dankes zugleich zum Geburtstag ihre von Klauer gefertigte Büste. Sie wird mit Jubel begrüßt und in die Weimarer Stube neben die des Herzogs gestellt: „Aber ist es möglich, so heißt es in dem Dankschreiben vom 19. Februar 1781, „einem Stein so viele Ähnlichkeit und Wahrheit zu geben! Alle meine Bekannten, die die Gnade haben Ihre Durchlaucht zu kennen, stunden alle vor Erstaunen mit offenen Müulern da, konnten sich gar nicht satt sehen — ja bei der Brentano gieng gar so weit, daß sie sich anfang zu fürchten — Mir ist Himmelangst der Stein fängt an zu reden. sagte Sie — Mit einem Wort, es ist ein Meisterwerk wo die ; ohne all ihr Verdienst und Würdigkeit ; glückliche Frau Uja Besitzerin davon ist. Ja Theuerste Fürstin! dieser neue und große Beweis von Dero Huld und Gnade gegen mich thut meinem Herzen so wohl, erfüllt mich so mit Freude, Leben und Wonne, daß das alles, so wie ichs fühle auszudrucken oder an den Tag zu geben platterdings ohnmöglich ist.“

Im Juni desselben Jahres schickte die Herzogin der „lieben Mutter“ ihren zweiten, damals zweiundzwanzigjährigen Sohn Konstantin, der in Begleitung des Legationsrats Albrecht eine größere, auf mehrere Jahre berechnete Bildungsreise unternahm, mit einem Empfehlungsschreiben:

„Mein Sohn Constantin der Ihnen diesen Brief bringen wird kann Ihnen alles mündlich sagen wie es hier mit uns stehet. Sie werden, liebe Mutter, einen jungen Menschen an ihm finden der noch nicht ganz flügge ist, sein Herz aber ist gut, und ich hoffe, daß die Reise, die er jetzt antritt, ihm zu einem guten und brauchbaren Menschen machen wird.“

Noch vor dem Eintreffen des Prinzen kamen von Ralb und von Sedendorf. Wie sehr Frau Kat durch den Sohn in die Weimarer Verhältnisse eingeweiht war, erkennen wir aus dem zufällig erhaltenen Brief an ihren Sohn über

diesen Besuch. Von Kalb war derselbe, der einst Goethe von Frankfurt abgeholt hatte, und glücklich gewesen war, sich einen „Sohn von Goethes Eltern“ nennen zu dürfen. Als Goethe in den Staatsrat trat, hatte der Herzog ihn zum Kammerpräsidenten gemacht. Leider hatten beide sich in ihn getäuscht; er mußte 1782 entlassen werden. Goethes Freundschaft hatte er schon vorher eingebüßt; eine Notiz im Tagebuch vom 2. April 1780 läßt uns das erraten: „Er ist sehr herunter; mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einem Menschen stehe.“ Darum wird er auch von Frau Aja nicht mehr als Sohn begrüßt und gar vorsichtig behandelt.

„Von Kalb und von Sedendorf waren bei mir, und schienen vergnügt zu sein, da ich aber wußte daß erster dein so gar guter Freund nicht mehr ist, so war ich ihm zwar überaus höflich, nahm mich aber übrigens sehr in acht, um nicht nach Frau Aja ihrer sonstigen Gewohnheit gleich vor Freude aufzufahren wenn man deinen Namen nent — Ich machte im Gegentheile meine Sachen so fein, als wenn der größte Hof meine Säugamme gewesen wäre.“

Am 19. Juni traf denn auch Prinz Konstantin ein. „Wir waren ungemein aufgeräumt“, heißt es in jenem Brief weiter, „und behaglich zusammen, Frau Aja ajate, das kannst Du leicht denken, doch alles hübsch mit Maß und Ziel — Sie wird ja einmal geschiedt werden.“ Der bald darauf folgende Brief der Herzogin: „Was soll ich Ihnen schreiben, liebste Frau Aja, nachdem sie mit Kaiser, Erbherzogen, Fürst und allen Teufeln sich untergetrieben haben?“ spielt gewiß auf die köstliche Schilderung der Ankunft des Kaisers Joseph in Frankfurt (27. Mai) in dem schon genannten, von Goethe dem Herzog übergebenen und dadurch erhaltenen Brief:

„Der Kaiser Joseph hat unserer Stadt ein groß Gaudium gemacht, Er kam zwar im strengsten Incognito — aber das half alles nichts — die Frankfurter als echte Reichbürger stunden zu Tausenden auf der Beil am Römischen Kaiser (wo das Quartier bestellt war) Drei Rutschen kamen, alles hatte schon das Maul zum Vivat rufen aufgesperrt — aber vergebens — Endlich kam Er in einer Chaise mit vier Pferden — Himmel und Erde was vor ein Lärmen! Es lebe der Kaiser! Es lebe unser Kaiser — nun kommt aber das Beste — Nachdem Er gespeist (um 4 Uhr) ging Er zu Fuß in sein Werkhause im rothen Ochsen auf der Schäffergasse — vor Freude Ihren Kaiser zu Fuß gehen zu sehen hätten Ihn die Menschen bald erdrückt. Die Soldaten wolten zuschmeißen um Platz zu machen — lößt sie holter gehn — schlägt ja nit — sagte Er sah alle freundlich an,

zog den Hut vor jedem ab — Als Er zurück kam stellte Er Sich in ein Fenster (nicht auf den Balcon) und der Lärmen ging mit Vivat rufen von neuen an. Du fragst, wie der Kaiser aussieht — Er ist gut gewachsen, sehr mager, von der Sonne verbrannt — hat einen sehr gütigen Blick im Auge — Sein Anzug war, ein grauer Ueberrock die Haare in einem Popf — Stieffeln — Watistne Manschetten — Jetzt wartet alles auf Seine Zurückkunft denn es ist ein Spaß, und eine halbe Krönung. Frankfurt ist ein curioser Ort, alles was durchpassiert muß den nämlichen Weg wieder zurück — Vivat Frankfurt!!!“

„Aber bei uns,“ schreibt die Herzogin auf solche Schilderung, „passirt gar nicht, sogar kein ausländisch Tier geht durch Weimar, geschweige denn ein Kaiser. — Doch mein Herz sagt mir daß Frau Aja, bey allem Gaudium Frau Aja geblieben, daß sie doch seitwärts Blicke voll Liebe und Freundschaft auf die Entfernten geworfen hat, und ewig die Liebe gute Mutter ist und bleiben wird Amen!

„Das Fräulein Thusnelde überschießt Ihnen hier ein Portefeuille welches sie mit eigener hohen Hand verfertigt hat, und damit ich nicht ganz leer ausgehe so schicke ich Ihnen Liebe Mutter ein paar Strumpfbänder die ich auch selbst fabricirt habe; ich hoffe Liebe Mutter daß Sie wenigstens daraus ersehen wie fleißig wir an Sie denken.“

Die Antwort der Frau Kat, vier Tage später geschrieben, bringt neben dem Dank für die Strumpfbänder — „nur müssen Ihre Durchlaucht eine große Idee von meiner Corpulenz gehabt haben, denn eins giebt gerade zwei“ — fügt sie hinzu, jene oft angeführte Schilderung von ihr selbst, „mit dem herrlichen Portefeuille in der Gesellschaft.“

„Ich bitte . . . meiner lieben besten Fräulein Tausend Dank in meinem Rahmen zu sagen und Sie zu versichern, wie Ihr gütiges und liebes Andenden mir Freude und Sonne in großem Maße gemacht hat. Ferner wie das herrliche Portefeuille mich überall all überall hinbegleiten soll — in große und kleine Gesellschaften und wie Frau Aja so |: als geschehe es ohngefähr:| einen Brief oder ein Liedchen sucht — wie das nun alles die Augen aufsperrt — Ei Frau Rätthin, ums Himmelswillen! was haben sie da? und wie ich mich dann in Positur zurechte rücke, mich räuspre, mir ein Ansehn gebe, und nun die Geschichte beginne — und wie da, zu meinem großen Gaudium, Lob, Preis, Ehre und Ruhm, auf meine liebe Fräulein herabträufeln wird — Ich weiß zuverlässig daß unsere beste Fürstin die Gnade haben wird, dis alles wohl zu besorgen.“

Nicolai.

In demselben lustigen Ton berichtet sie am 28. September über den Besuch des Buchhändlers Nicolai:

Diese Messe brachte außer den verschiedenen Gauklern, Comödianten zc. auch schöne Geister in unser Frankfurt. Der vornehmste drunter war ohne allen Zweifel Herr Sebaldus Nothanker. — Er machte mir eine Visite nebst Herrn Merck. — Wer diese zwei nicht beisammen gesehen hat, hat nichts gesehen — das behaupte ich. Sie scheinen überaus gute Freunde zu sein — O Gemine! O Gemine!!!“

Mit Sebaldus Nothanker meint Frau Rat den Verfasser dieses Romans, den bekannten Buchhändler und Anführer der Aufklärer Fr. Nicolai. Daß



Schattenriss von Goethes Eltern.
Aus Nikolovius: Ueber Goethe.

dieser Mann sie besuchte, mußte sie verwundern. Jung, Wieland und ihr eigener Sohn waren ihm entgegen getreten oder von ihm angegriffen worden; und überall war Frau Rat ins Vertrauen gezogen worden, daher findet der spöttische Ton ihrer Worte seine Erklärung. Nicolai, einer der philisterhaftesten und schaltesten Köpfe der Aufklärer, düffelhaft geworden durch die Freundschaft Lessings und Mendelssohns, und besonders durch den äußerlich großartigen Erfolg seines rationalistischen, dichterisch ganz wertlosen Romans, Sebaldus Nothanker, hatte den Kampf gegen die neue Schule der Stürmer und Dränger aufgenommen. Im Jahre 1775 schrieb er eine Parodie gegen Goethes Werther, die bekannte Schrift: Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes, ein sehr schales Nachwerk mit

untragischem Ausgang — Werthers Pistol ist nämlich mit Hühnerblut geladen, — das eigentlich Nicolai lächerlich machte, und nicht den Verfasser des Werthers, aber dennoch, weil es überall gelesen wurde, Goethe verdroß.

„Ich bin,“ schreibt dieser Anfang 1775 an Gustchen, „das Ausgraben und Seciren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner p. Hundezeug, der eine Schild darauf, der andre lobts, der dritte sagt, es geht doch an, und so heßt mich einer wie der andre.“

Goethes Freund Wagner rächte in derber Weise den Dichter ohne dessen Wissen in seinem „Prometheus“, für dessen Verfasser auch von Nicolai Goethe selbst gehalten wurde. Merck, der sowohl mit Nicolai wie mit Goethe befreundet war, suchte zu vermitteln und verstand es in einer sehr feinen Rezension in der allgemeinen deutschen Bibliothek sowohl dem Genie des Dichters als den pedantischen Befürchtungen über die Verherrlichungen des Selbstmords gerecht zu werden. Die auf litterarischen Klatsch sich gründenden Anklagen Nicolais gegen Goethe wies Merck entschieden und warm zurück. „Wenn Sie nur einige Abende mit ihm so nahe wie Wieland zusammengeperrt würden, Sie würden einander so liebgewinnen wie zwei Eheleute“ ... „Wenn Sie ihn sähen, den Burschen im Schlafrock und Nachtwamms der Bonhommie, er würde Ihnen gefallen,“ schrieb Merck damals an Nicolai. Freilich gelang es Merck nicht, wie leicht begreiflich, seine beiden Freunde sich näher zu bringen. Dazu kam noch der Streit Nicolais mit Wieland, in den Frau Kat ebenso eingeweiht wurde, wie in den ihres Sohnes. Nach mehrfachen Angriffen gegen Nicolai hatte Wieland einen Hauptstreich gegen die von jenem verlegte Uebersetzung von „Johann Bunkels Leben“ in seinem Merkur geführt, worin er dieses Buch als ein schales, glattes und sittenloses Nachwerk mit Recht brandmarkte.

Goethe und natürlich auch Frau Kat wie alle Weimarer standen auf Wielands Seite. Sie war empört über Nicolais Angriff und Verteidigung und knüpfte das Urtheil an die Dankesworte für das von ihr mit Begeisterung gelesene Wielandsche Märchen Peruvonte an:

„Da mir nun bei dem Lesen so wohl ward, daß ich's Euch gar nicht beschreiben kann, ergrimmete mein Geist, daß ein Mann wie Ihr sich notgedrungen sieht, einem solchem Schuft von Buchhändler nur eine Zeile zu antworten. Dunkel wird immer und in Ewigkeit ein abscheuliches Buch sowie Eure Recension ein Meisterstück bleiben und hie mit Gott befohlen. Lassen wir den fatalen Menschen fahren und suchen auf andre Gedanken zu kommen.“

Merck dagegen ließ seinen Freund Nicolai nicht fallen. Das Mephistophelische an ihm, das Goethe und seine Mutter so oft an ihm hervorheben, veranlaßte ihn sogar, bei seiner Anwesenheit in Ettersburg an einer Tafel von zwanzig Personen „Wieland eine Stunde lang in die Pfanne zu hauen, so daß jedermann ihn der Grausamkeit beschuldigte.“

„Allein die Dummheiten,“ fährt Merck selbst in seinem Berichte an Nicolai fort, „die er sagte, waren auch unerträglich, und ich mußte einmal laut reden, denn Goethe und der Herzog waren auch dabei.“ So werden uns die oben angeführten Worte der Frau Rat klar: „Sie scheinen überaus gute Freunde zu sein — O Gemine! O Gemine!!!“ und die Worte Karl Augusts an Frau Rat (15. November 1781): „Schreiben Sie mir doch, wie sich Merck aufführt, er hat sich ordentlicher Weise entschuldigt, daß er sich mit Nicolai so gemein gemacht hat; was hat er vor Scandala mit diesem getrieben!“

Aus dieser Zeit stammt auch das Wort der Mutter: „Wenn es kein Weimar gäbe und kein Hätschelhaus, so würde ich katholisch und mach't's wie Maler Müller.“ Sie spielt damit auf den bekannten Dichter Maler-Müller an, der damals in Rom zur katholischen Kirche übergetreten war. Sie hatte ihn durch seinen Besuch im Jahre 1777 persönlich kennen gelernt; da seine Dichtungen ihr durch Freund Wagner bekannt geworden waren, hatte sie ihn natürlich sehr gütig aufgenommen. So konnte er dem „lieben Mamachen“ durch Wieland tausend Grüße bestellen lassen.

Wald darauf besuchte sie der badiſche Hofrat Friedr. Dominicus Ring, dessen gezieretes Wesen auch in dem kurzen Berichte seines Reisejournals durchbricht:

„Madame Goethe unterhielt mich von Klopſtock, Wieland, Schloffer und dem Herrn Sohn sehr angenehm, wies mir den letzteren auch in theatralischer Kleidung sehr treffend gemalt, würde mir auch ein vortrefflich gekleidet haben, wäre sie nicht so heiser — besser enrhumiert gewesen. Sie versprach mich womöglich bey der Mlle. Fahlmer noch einmal zu sehen, und hielt Wort.“

Endlich ist auch der Besuch eines älteren Freundes aus Goethes Sturm- und Drangzeit zu berichten. Christian Kayser war 1781 aus Zürich nach Frankfurt gekommen, hatte Frau Rat besucht und ihr von Lavater „zu ihrer innigen Freude“ die besten Nachrichten gebracht.

Daß Frau Rat bei allen diesen Besuchen sich gab, wie sie war, und sich als des Dichters Mutter zeigte, dafür ist jüngst eine hübsche Aeußerung Goethes bekannt geworden: „Indem man sie ehrte,“ so lautet seine Bemerkung, „gab sie sich immer am besten, sie konnte sich nicht besser als Mutter eines Poeten legitimieren.“

Trübe Stunden.

Es ist kein Zufall, daß in diesen Jahren von Goethes Vater so wenig zu hören ist; es entspricht das durchaus der Stellung, die er einnahm. In dieser Zeit hat der schwer leidende, zuletzt fast kindisch gewordene Greis sich nur durch die Sorge und Pflege, die Frau Rat ihm in vollsten Maße angedeihen ließ, bemerkbar gemacht. Es war ein Zustand, der selbst einer humorvollen, lebensfrohen und gottergebenen Frau wie Frau Aja die gute Laune, wenn auch nur für kurze Zeit, verderben konnte. Mit siebenzehn Jahren einem zwanzig Jahr älteren Manne angetraut, stand sie noch in ihren besten Jahren und jugendlich frischen Anschauungen, als sie gezwungen war, den übellautigen, grämlichen Greis jahrelang zu pflegen und das Bild eines körperlich und noch mehr geistig zerfallenden Mannes täglich vor Augen zu haben. Im Sommer 1776 freilich sehen wir in seinem Briefe noch die alte Kraft, aber schon den ganzen darauffolgenden Winter war er krank und wurde so nervös, „daß ihn das harte Zuschlagen einer Stubenthür erschreckte.“ Die Nachricht von Corneliens Tode soll der Hauptgrund zur Erschütterung seines Geistes gewesen sein. Diese Nachricht ist durchaus nicht so unglaubwürdig, obgleich sie wenig zu dem fast feindseligen Verhalten Corneliens dem Vater gegenüber zu stimmen scheint. Die beste Erklärung geben Wolfgangs Worte in Dichtung und Wahrheit:

„Der Vater gehörte zu jenen Naturen, die obgleich tief fühlend und liebevoll, jede Aeußerung eines solchen Gefühls für Schwäche halten und sie hinter erkünstelter Strenge verbergen.“ Wenn auch diese Strenge ihr Herz ihm entfremdet hatte, er liebte die Tochter deshalb nicht weniger innig. So sind auch die Worte der Mutter beim Tode Corneliens an Savater zu verstehen. „Dem kranken Manne mußte ich der Todesbote sein von seiner Tochter, die er über alles liebte!“

Aus dem Winter desselben Jahres besitzen wir einen Bericht der Frau Rat an Seidel: „Der Herr Rat ist immer noch nicht recht wohl, wir brauchen Medizin, laufen spazieren u. s. w. Die Jahre kommen freilich heran, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht.“ Der Herzog fand bei seinem Besuche mit Goethe im September 1779 einen gebrochenen Mann und Frau Aja dachte damals: „Der Vater stirbe auf der Stelle“ bei der Ueberraschung. Auch der Sohn schrieb schonend und liebevoll in seinem Bericht an Frau von Stein! „Meinen Vater habe ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtnis nimmt ab.“ Im Jahre 1780 scheint voller Stumpfsinn einge-

treten zu sein. Frau Rat ist nun ganz einsam, sie hat niemand mehr, dem sie ihre Freuden mitteilen kann; ein schwerer Anfall im Oktober 1780, gerade bei der Anwesenheit der Herzogin Anna Amalia, ist überhaupt nicht mehr überwunden worden.

Und nicht nur die Pflege, auch des Gatten Arbeit lastete nun auf der Hausfrau. „Als ihn der Schlag rührte,“ so lesen wir in der Aristeia, „suchte sie sich in sein Geschäft hereinzuarbeiten; sie besorgte nach seiner Weisung das meiste. Zum zweiten Mal rührte ihn der Schlag, er konnte nicht mehr selbst essen und nur sehr schwer sprechen.“ Das ist die Zeit, von der sie an Lavater berichtet:

„Der arme Herr Rat ist schon seit Jahr und Tag sehr im Abnehmen. Vornehmlich sind seine Geisteskräfte ganz dahin; Gedächtnis, Besinnlichkeit, eben alles ist weg. Das Leben, das er jetzt führt, ist ein wahres Pflanzenleben. Die Vorsehung findet eben für gut, mich durch allerlei Wege zum Ziele zu führen, denn daß ich dabei was rechtes leide, brauche ich einer so gefühlvollen Seele wie Ihr seid, nicht lange vorzuzählen. Zumal da ich keinen Ersatz an meine Kinder habe; — alles ist ja von der armen Frau Aja weit, weit weg.“

Und noch mehr zeigt die dem Sohn gegebene Schilderung von dem traurigen Zustand an:

„Der Vater ist ein armer Mann körperliche Kräfte noch so ziemlich — aber am Geiste schwach — im übrigen so ziemlich zufrieden, nur wenn ihn die Langeweile plagt — dann ist's gar fatal — An der Reparatur des untern Stocks hat er noch große Freude — meine Wohnstube, die jetzt ganz fertig ist, weist er allen Leuten — dabei sagt er, die Frau Aja hats gemacht, gelt das ist hübsch — nun wird die Küche gemacht, das amüßert auch gar sehr, und ich danke Gott für den glücklichen Einfall, den ich da hatte — wenigstens geht der Sommer dabei herum (denn vor Angst werd ich nicht fertig), für den Winter mag die Zukunft sorgen.“ Anderen gegenüber kommt kaum eine Klage über ihre Lippen.

Aber wenn Anna Amalia von ihr sagt: „Soll die arme Frau denn immer leiden?“ und der Herzog bei der Todesnachricht ausruft: „Nun kann Goethes Mutter endlich Luft schöpfen,“ wenn ferner Frau Rat zur Antwort auf das Trosts Schreiben der Herzogin bei dem am 25. Mai 1782 erfolgten Ableben ihres Gatten schreibt: „Ihm ist wohl, denn so ein Leben, wie die letzten zwei Jahre, davor bewahre Gott einen jeden in Gnaden!“ so erkennen wir leicht, welch ein Leben die getreue Pflegerin in diesen Jahren hat führen müssen.

Häusliches Leben.

Abgesehen von den schon geschilderten Besuchen, zu denen noch mehrere von Merck und von Frau La Roche hinzukamen, war das Leben der Frau Kat in diesen Jahren wie natürlich ruhig und still, auch hat sie wohl außer zwei Ausflügen zu Merck nach Darmstadt das ihr so liebe Frankfurt kaum verlassen. Von kleineren Abwechslungen werden die Montagsgesellschaften, bei denen das Kartenspiel nicht fehlte, erwähnt und die Freitag- und Mittwochskonzerte im Winter.

Diese Konzerte wurden im großen Saal des Roten Hauses, des jetzigen Posthauses auf der Zeil, abgehalten, und Frau Kat weiß nicht genug von der Pracht und Herrlichkeit zu berichten. „Mein einziger Trost sind die zwölf Spiegel im Roten Hausaal, und so ungefähr in der Mitte des Novembers hebt sich diese große Epoche des Vergnügens an.“ — „Haben Ihre Durchlaucht die Gnade, manchmal des Freitags abends um 6 Uhr an mich zu denken . . . etwas dem neuen Jerusalem Aehnliches muß doch alle mal dabei herauskommen.“ Auch betrieb den Winter über Frau Uja ihr Steckenpferd, das Klavierspiel und Singen, von dem wiederholt die Briefe an die Herzogin sprechen, und das sie als unfehlbares Mittel gegen Trübung der guten Laune anwandte. — „Ich mach's wie Frau Uja,“ meinte einst Anna Amalia, „schüttle mich ein paar mal, setze mich ans Klavier oder zeichne, da werden die Ideen wieder couleur de Rose.“ Auch an einem zweiten Steckenpferd, dem Schachspiel, hatte Frau Kat „ein groß Gaudium“. Bis zu ihrer Verheiratung war Tante Fahlmer ihre Partnerin, später gab es, wenn Großmanns in Frankfurt waren, schon morgens um zehn Uhr ein Schachspiel zu vieren. „Wir lachen was rechts,“ — so lautet ihr Urteil über das Schachspiel, „über den Maß Bumbs von König, den jeder Laffe Schach machen kann, verstehen nun auch die Rede des Olearius im Goetz von Berlichingen vollkommen, wenn er sagt, daß Spiel spielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wäre ic.“ Daß neben dem eifrig betriebenen Spinnen das dritte Steckenpferd, das Lesen, im Winter auch nicht zu kurz kam, wissen wir schon aus Wielands und anderer Briefen. Im Sommer wurden täglich Spaziergänge unternommen. „Auch Frau Uja hat im Sinn, sich diesen Sommer hübsch nutzbar zu machen, freilich muß ich Abends allemal wieder in mein Häuslein zurück kehren — kann also die Sonne wenn sie geschnüdt wie ein Bräutigam hervor tritt nicht sehen, habe sie |:soltten das Ihre Durchlaucht wohl glauben:| nie aufgehn sehen — dafür will ich oft bei ihrem Untergang mich einfinden, um doch

etwas zu genießen. Künftige Woche habe vor Freund Merd zu besuchen, die Fahrt ist jetzt wegen dem frischen Grün in denen Wäldern ganz herrlich — da nehme ich ein paar brave Mädeln mit und einen wackern Dursch, der uns gegen die Räuber verteidigt, und dann singen wir den ganzen Weg, allerlei, was wir aus Operetten und andern Liedern wissen, z. E. Es lebe der Herzog mein Töffel und ich, der Herzog vor alle, mein Töffel vor mich u. s. w.“

Wochten auch sonst die Verhältnisse so trüb wie möglich sein, gute Nachrichten vom Sohn schufen Freude und Sonnenschein. Leider sind wir aus dieser Zeit wenig über Frau Rats Beziehungen zu ihrem Sohne unterrichtet, wenigstens nicht unmittelbar; hat doch der Sohn im Jahre 1797 — fast alle Briefe, die von 1772 bis 1792 an ihn gerichtet worden waren, verbrannt, und manche Stellen in den Briefen an Frau von Stein zeugen von diesem Verlust.

Aber auch die erhaltenen Ueberreste und die mittelbaren Nachrichten sind Zeugen ihrer Liebe und der sich steigenden Begeisterung für den wachsenden Ruhm des großen Sohnes. Ihre treue Verehrung des Herzogs und der Herzogin gründete sich zumeist auf Dank für die von ihnen dem Sohn erwiesenen Gnaden- und Freundschaftsbeweise. Welch' zärtliche Sorge für den geliebten Hätschelhans zeugen fast alle Briefe an die Herzogin!

Am liebsten flöge sie nach Weimar, um des Sohnes Triumphe mit zu feiern, besonders bei der Aufführung der Iphigenie. Da das nicht geht, welche Freude, als er am 9. August 1779 nach fast vierjähriger Abwesenheit seinen Besuch verkündigte. „Gott hat nicht gewollt,“ schreibt er an diesem Tage, „daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle, er hat ihm den Appetit verdorben ich will gern von der Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen und ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen; ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann vom Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme dießmal gesund, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens zugebracht hat wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet.“ Den Empfang des Sohnes und des Herzogs kennen wir aus dem schönen Briefe an Anna Amalia. Daß auch Goethes Erwartungen entsprochen wurde, beweisen die Worte an die Freundin in Weimar: „Wir sind am schönsten Abend hier angelangt und mit viel freundlichen Gesichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannte haben sich sehr gefreut.

Den Abend unserer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen, daß wir uns zum allerbesten deuteten. meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe.“

Aus der Schweiz sandte er ihr seine für Frau von Stein geschriebene Reisebeschreibung.

Wie stolz ist sie darauf, daß er ihr alle seine Werke zuschickt. Der große Freund Merck muß erst zu ihr nach Frankfurt kommen, wenn er sie schnell kennen lernen will. Die „Vögel“ machten ihr besondere Freude und auch der Jahrmart von Blunderweilern, zu dem die Herzogin die Musik geschrieben hatte. Einen wahren Jubel aber erregte die Zusendung der Krauseschen Aquarellzeichnung zu dem Gedicht „das Neueste von Blunderweilern“, in dem Goethe für die Herzogin Anna Amalia zu Weihnachten 1781 die deutsche Ditteratur der leztvergangenen Jahre in einem Scherzbilde dargestellt hatte.

Gleich nach dem Empfang bedankt sich Frau Uja mit den Worten:

„Durchlauchtigste Fürstin!

Den Augenblick kommt der berühmte Flecken von Blunderweiler gut und wohlbehalten an. Ich halte es für meine Pflicht, solches Ihrer Durchlaucht |:da zum Glück eben Posttag ist:| auf das geschwindeste einzuberichten. Mehr bin ich aber auch bei Gott nicht imstande! Gucken, Lesen, Lesen, Gucken, in die Hände klatschen, Sachen u. s. w. Das wird nun freilich wenigstens so ein paar Tage fortbauern — Wegen des Merkurs und meinem Liebling (Wieland) mit dem Lilienstengel in den Wolken, davor hätt' ich meinen Sohn küssen mögen — Alles soll aufs heiligste beobachtet werden — Mercken will ich schon im Respekt erhalten, darauf können Ihre Durchlaucht Sich verlassen.“

Am 10. März wird der Eindruck auf Merck noch genauer berichtet:

„Mit unterthänigstem Dank, kommt hier das große Meisterwerk zurück. Die Freude und den Jubel, welches es mir und andern guten Seelen gemacht hat, ist ganz ohnmöglich zu beschreiben; nur von dem Gaudium des 5. Märzses muß ich doch etwas sagen. Merck war punkt 12 mittags in unserm Haus, zur Gesellschaft hatte ich Freund Bölling und Niese auch eingeladen. Wir speisten mit großer Behaglichkeit, und der 26ger versetzte alle in sehr gute Laune. Nach Tisch holte ich eine Staffelei, stellte sodann das Opus drauf, führte Mercken davor, ohne ein einziges Wort zu reden, hatte auch den andern verboten keinen Ton von sich zu geben. Merck stand eine Weile mit verschränkten Armen, ganz betäubt ob all der Wunder — auf einmal fuhr er in die Höhe — Um Gottes

Willen! da bin ich auch — seht ihr den Kerl, der die alten Kleider ausklopft — bei meiner Seele, das bin ich! Da ist Nicolai, der sagt an den Stelzen — die in der Laube, sind die Göttinger — das ist der Werther — den Mann im Talar hielt er vor Labater — die Gruppe, wo in die Steine gebissen und lauter grimmiges Zeug getrieben wird, behagte ihm gar sehr. — Nach langem Beschauen von oben und unten, von rechts und links — fragte er endlich, ob denn gar keine Beschreibung dabei wäre, daß das alles noch anschaulicher würde. Jetzt rückte ich mit den Versen heraus und deklamierte mit solcher Kraft und Wärme, daß es eine Lust war es anzuhören.“

Den Stolz auf die Werke ihres Sohnes bezeugt besonders aus dieser Zeit das Urtheil über Friedrichs des Großen Schrift: *De la littérature allemande*, in der bekanntlich Goethes Götz schlecht weggenommen war.

„. . . . Von dem schönen Gelese des königlichen Verfassers habe mir gar viel erzählen lassen — Aber sonderbar ist's doch, daß sogar unsere Philister sagen — Ihre Königlichkeiten hätten Sich damit doch etwas prostituiert. Ich las neulich eine Anekdote von der großen Königin der Britten Elisabeth, die die Aufschrift hatte — Die größte Königin ist doch nur ein Weib — Hier möchte ich sagen, der größte König ist doch nur — ein Mensch! Meinem Sohn ist es nicht im Traum eingefallen, seinen Götz vor die Bühne zu schreiben — Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buch — ließ sich Götzens Lebens-Beschreibung von Nürnberg kommen, glaubte daß es anschaulich wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein, und ließ es ausgehn in alle Welt.“

Die Entgegnung Goethes auf diese Schrift des großen Königs, in Gesprächsform geschrieben, ist uns leider verloren gegangen. Es ist bezeichnend, daß unter den wenigen, die sie zu lesen bekommen haben, eine der ersten die Mutter war.

Wie schwer ihr die Trennung von dem einzigen, vielgeliebten Sohn war, zumal die Aussicht auf ihre Reise zu ihm immer geringer wurde, leuchtet aus allen Briefen hervor. Darum hörte sie trotz aller Verehrung für Weimar doch hin und wieder auch auf die Stimmen, die seine Rückkehr nach Frankfurt verlangten; besonders wenn sie von Krankheit und seiner Klage über das Weimarische Klima, das auch sie in den Bann gethan hatte, vernahm.

In solcher Stimmung entstand der Brief vom 17. Juni 1781, indem sie ihren Wunsch und ihre Befürchtungen durchfühlen läßt:

„Ich wollte mich eben zu Tische setzen (es war gleich 10 Uhr) als Merck schon wieder da war — Dieses späte Kommen befremdete mich schon etwas — noch unruhiger wurde ich als er fragte, ob ich keine gute Nachrichten von Weimar hätte — weiter erzählte er, daß von Kalb und von Sedendorf wieder hier wären, er mit ihnen gesprochen, und auch noch diesen Abend mit Ihnen speiste — Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wissen Herr Merck, daß die Leute dort so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wissen so sagen Sie's — Der Doktor ist doch nicht krank — Nein sagte er, davon weiß ich nichts — aber allemal und auf alle Fälle sollten Sie suchen, ihn wieder her zu kriegen, das dortige infame Klima ist ihm gewiß nicht zuträglich — Die Hauptsache hat er zu stande gebracht — der Herzog ist nun wie er sein soll, das andere Dreckwesen — kann ein anderer thun, dazu ist Goethe zu gut u. s. w. Nun stelle dir vor wie mir zu Muth war. So bald ich allein war, stiegen mir die Grillen mächtig zu Kopf. Bald wollte ich an den Herzog, bald an die Herzogin Mutter, bald an dich schreiben — und hätte ich Dienstags nicht meine Haut voll zu thun gehabt, so wäre gewiß was passiert.“

Hierauf folgte der schöne Brief Goethes vom 11. August 1781, der alle ihre Befürchtungen zerstreute:

„Auf Ihren vorigen lieben Brief zu antworten, hat es mir bisher an Zeit und Ruhe gefehlt. In demselben ihre alten und bekannten Gesinnungen wieder einmal ausgedrückt zu sehen und von Ihrer Hand zu lesen, hat mir eine große Freude gemacht. Ich bitte Sie, um meinethwillen unbesorgt zu sein und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht um dasjenige, was mir aufliegt wenigstens größtentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwerden, auch sehr viel erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinüber gehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich dünkt mich nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch, sie sehen das nur was ich aufopfre, und nicht was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten,

die ich bei Ihnen, eh ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. . . . Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürste Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Unangenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich, in Stunden des Verdrusses, als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden. Möge ich doch immer von Ihnen hören, daß Ihre Munterkeit Sie, bei dem gegenwärtigen Zustande des Vaters, nie verläßt. Fahren Sie fort, Sich so viel Veränderung zu verschaffen als Ihnen das gefellige Leben um Sie herum anbietet.“

Tod des Herrn Rat.

Eine Reihe „fürtrefflicher Briefe“ der Frau Rat, wie der Sohn sie nennt, sind aus dieser Zeit verloren gegangen. Auch die Briefe, die zwischen beiden beim Tode des Vaters gewechselt worden sind, kennen wir nicht.

„Von meiner Mutter habe ich einen Brief bekommen, der fürtrefflich ist. Solang ich Euch beide — die Worte sind an Frau von Stein gerichtet — habe, kann mir's an nichts fehlen.“ Diese schönen Worte stammen aus dieser Zeit. Mutter und Sohn sind nun allein von der Goethischen Familie übrig. Am 25. Mai 1782 war der Vater von seinem Leiden erlöst worden.

Frau Rat als Theaterfreundin.

Zufälligkeiten haben es verursacht, daß wir gerade aus dem ersten Jahrzehnt der Wittwenschaft der Frau Rat über den Verkehr zwischen Mutter und Sohn sehr wenig unterrichtet sind: einmal die schon mehrfach beklagte Vernichtung aller der an ihn gerichteten Briefe bis 1792 durch Goethe selbst im Sommer 1797 — nur einer von Frau Rat nach Rom gerichtet, ist durch wunderbares Schicksal erhalten — und ferner der Verlust aller Briefe des Sohnes selbst an die Mutter mit Ausnahme von dreien. Dazu kam der mehrjährige Aufenthalt Wolfgangs in Italien, der allein schuld daran war, daß Frau Rat

in diesem Jahrzehnt auf den sehnlichst erwarteten Besuch des Sohnes vergeblich warten mußte. Uns gestattet diese durch die Lücke in den erhaltenen Quellen scheinbar vorhandene Pause in dem innigen Verkehr von Mutter und Sohn uns mit dem Frankfurter Leben der Frau Rat eingehender zu beschäftigen, vorerst mit jener Neigung, die sie unbeeinflusst durch den Sohn bethätigt, und die einen der wesentlichsten Züge in dem Charakterbild der Mutter ausmacht, ihre Vorliebe für das Theater. Daß zuletzt auch diese Lust am Fabulieren mit dem Dichter Goethe in allerengsten Beziehungen stand, hat er ja selbst in dem bekannten Verse ausgesprochen:

Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust am Fabulieren.

Schon als Kind hat sie das Theater besucht und nachhaltigen Eindruck gewonnen, das beweist eine hübsche Stelle aus einem Brief an den Schauspielers Großmann vom 19. Februar 1779. Empört über das urteilslose Publikum, das die Aufführung eines Hamlet gar nicht zu würdigen verstehe, schlägt sie vor, vor solchen Zuschauern, lieber den Hermann von Frau Gottsched — sie meint das Drama von Elias Schlegel — spielen zu lassen.

„Wenn ich Schauspiel-Direktor wäre (so will ich Schippen-Dame sein) wenn sie nicht den Hermann von Frau Gottsched zu genießen kriegen sollten; es ist ein feines Stück, regelmäßig, moralisch, mit einem Wort nicht schwer zu verdauen. — Der Schauplatz stellt einen Wald vor, an den Bäumen hängen Bildnisse von alten Helden, Hermann und sein Vater treten auf — Vater. Nun Hermann höre zu, und merke mit Bedacht, warum dein Vater dich in diesen Hain gebracht — Sohn!!! wo dich Mut und Glück zu edlen Thaten tragen; so laß dir deine Pflicht (er wendet sich gegen die Bäume) von diesen Wilbern sagen u. s. w. Was Hermann drauf zur Antwort gab, habe ich vergessen, denn ich war zehn Jahre alt als es hier gegeben wurde. Halt — ho, ho — es war mein Steckenpferd gemeint, das gar zu gern im Galopp geht, der Spaß passiert ihm eben nicht oft — Wenn ich in eine honnette Kompagnie gehe, wirds vernagelt.“

Aus dem fast wortgetreuen Bitat erfieht man, welch ein lebendiges Interesse Frau Rat dem Drama und Theater entgegenbrachte. Die Aufführungen der deutschen Schaubühne auf dem neuerbauten Komödienhaus im Junghof in Frankfurt der unter Marchands Leitung trefflich spielenden Kurpfälzischen Gesellschaft in den siebziger Jahren wird sie häufig besucht haben. In dieser Zeit sah sie wohl auch das bekannte Lustspiel von Holberg, „Der

politische Kannegießer“, das ihr zu folgendem hübschen Briefe an Klinger, den sie über den langweiligen und öden Aufenthalt in Gießen trösten wollte, Veranlassung gab: „Ich meine immer, daß wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren Darinnen habe ich nun wenigstens eine große Stärke. Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehen, aber in Prosa wüßte es seyn, von Versen bin ich keine Liebhaberin, das hat freylich seine Ursachen, der politische Kannengießer hatte den nämlichen Haß gegen die Lateinische Sprache.“ So ist Theaterbesuch schon aus frühester Zeit bezeugt, aber „als Steckenpferd“ rechnet Frau Rat ihre Neigung fürs Theater erst vom Jahre 1777 an.

Großmann.

In der Ostermesse 1777 spielte zum ersten Male in Frankfurt die berühmte Seylersche Truppe. Bei ihr befand sich der treffliche Schauspieler, der bald in intimen Verkehr mit der Goetheschen Familie trat und besonders die treue Freundschaft der Frau Rat gewann, Wilhelm Großmann. Ein paar Jahre jünger als Wolfgang Goethe, hatte er zuerst Jura studiert und eine Stelle als Legationssekretär in Danzig angenommen. Von früh auf für das Schauspiel interessiert, hatte er auf einer Reise durch Deutschland 1774 in Gotha die Seylersche Gesellschaft getroffen und bei Gelegenheit der Auf- führung von Lessings Minna aus Gefälligkeit den Riccaut und bald darauf den Marinelli gespielt. Der große Erfolg dieses ersten Auftretens veranlaßte ihn bei der Gesellschaft zu bleiben. Dieser Entschluß wurde befestigt durch seine Verheirathung mit der schönen verwitweten Schauspielerin Caroline Sophie Auguste Flittner, geb. Hartmann, die ihm eine Tochter in die Ehe brachte, die später so berühmt gewordene Friederike Unzelmann = Bethmann. Bald schwang er sich zu einem überall bewunderten Künstler empor, dessen Hauptrollen „Chevaliers, Deutsch = Franzosen und Juden“ waren. Zu Ende des Jahres 1778 übernahm er die Direktion des kurfürstlichen Kölnischen Theaters in Bonn und veranstaltete Anfang der achtziger Jahre Gastdarstellungen in Münster, Göttingen und Frankfurt am Main. Großmann unterschied sich durch seine Bildung vorteilhaft von vielen seiner Kollegen. Die Briefe von Schiller an ihn zeigen, daß auch dieser ihn nicht nur als Schauspieler, sondern auch als Mensch schätzte. Großmann war auch ein sehr fruchtbarer Dichter. In jugendlichem Leichtsinne soll er sogar einmal dem großen Lessing auf dessen Behauptung, daß man zur Abfassung eines guten Lustspiels drei-

viertel Jahr brauche, gesagt haben, daß er nur drei Tage dazu nötig hätte. Seine zahlreichen Dramen sind dafür auch der Vergessenheit anheimgefallen. Damals waren sie sehr beliebt: „Henriette“ und „Nicht mehr als sechs Schüsseln“, gehörten sogar zu den „Leibstücken“ der Frau Rat.

Um die prächtigen Briefe der Frau Rat an Großmann zu verstehen, muß man die Theaterverhältnisse Frankfurts etwas genauer kennen. Nicht wie heute, wurde das ganze Jahr hindurch in einem festen, nur für diesen Zweck errichteten Gebäude gespielt, sondern nur während der Messen zu Ostern und Michaelis und der Zeit von Neujahr bis Fastnacht. Während der übrigen Zeit spielten die Wandertruppen in anderen Städten. So tritt denn zwischen Frau Rat und Großmann in dieser Zwischenzeit der schriftliche Verkehr an Stelle des mündlichen oder auch dann, wenn eine andere Truppe die Seylersche aus Frankfurt verdrängt hatte. Seyler spielte zum ersten Male in Frankfurt vom 14. Mai bis 14. Juni 1777. Der intimere Verkehr der Frau Rat mit mehreren Mitgliedern gerade dieser Gesellschaft scheint darin seinen Ursprung zu haben, daß ihr Freund, der mehrfach genannte Schriftsteller und (seit Herbst 1776) Advokat in Frankfurt Heinrich Leopold Wagner in nahen Beziehungen zu Seyler stand — er schrieb auch „kritische Abhandlungen in Briefform“ über die Leistungen der Truppe — und ebenso der andere Frankfurter Freund Klinger in den Jahren 1776—1778 Theaterdichter der Seylerschen Gesellschaft war. Das Theater wurde am 14. Mai mit einem von Wagner gedichteten Prolog, auf den die Aufführung von Emilia Galotti folgte, eröffnet; auch spielte Seyler im Herbst in Frankfurt und zwar vom 26. August bis 10. November. Der uns teilweise erhaltene Spielplan weist unter anderem Romeo und Julia, Minna von Barnhelm, Richard III. und mehrere Lustspiele von Großmann auf. Auch in den beiden nächsten Jahren finden wir während der Messen Seyler in Frankfurt. Da Großmann schon Ende 1778 die Seylersche Truppe verließ, so geben gerade über diese Zeit die Briefe Auskunft. Der Spielplan zeigt die Aufführungen des Goetz und des Clavigo, des Macbeth, Othello und Hamlet. Am Schlusse des Jahres 1779 löste Seyler seine Truppe auf; sofort benutzten Großmann und Hellmut, die die Leiter der Furfölnischen Truppe geworden waren, die Gelegenheit, um in Frankfurt Vorstellungen zu geben. Zu Ostern 1780 u. 81, ebenso im Herbst 1780 konnte Frau Rat ihren Freund und seine Leistungen bewundern. In der Michaelismesse des folgenden Jahres 1781 aber wurde ihm sein Gegner Böhm, der Leiter der Kurmainzischen Truppe vorgezogen. Dieser hatte schon im Herbst 1780 neben Großmann in Frankfurt gespielt, er wußte den Geschmack der

Frankfurter besser zu treffen. Böhlm spielte auch im Herbst 1781, ebenso Ostern und Herbst darauf, wo er Schillers Räuber zur Aufführung brachte; von anderen Truppen sind zu erwähnen eine Hartmannsche um die Wende des Jahres 1778 und die Fischersche im Beginn von 1781. Aber für die Eröffnung des Städtischen Komödienhauses am 8. September 1782 wurde Großmann berufen. Erst mit diesem Tage erhielt die Kunst ein bleibendes Heim in Frankfurt. Hofrat Tabor, ein Frankfurter Kaufmann, pachtete das Haus auf zehn Jahre; er engagierte zuerst die Großmannsche Gesellschaft, später Böhlm und Koberwein.

So oft Großmann in Frankfurt war, war sein und seiner Familie Verkehr im Hause der Eltern Goethes sehr vertraut. Die vielen herzlichen Grüße auch vom Herrn Rat an die Frau und die zahlreichen Kinder, die Erinnerungen an das gewohnte „Schachspiel um zehn Uhr früh zu vieren“ und vor allem die vielen herrlichen Briefe der Frau Rat an ihn und auch an seine Gattin lassen uns auf innige Freundschaft schließen. So werden denn auch Frau Rat und ihr Sohn zu Paten eingeladen und Frau Rat beeilt sich, in einem launigen Schreiben um sechs Uhr früh im Dezember geschrieben, schleunigst ihren und ihres Sohnes Namen für den zu erwartenden Sprößling mitzuteilen, „damit sie das Kind in der Angst nicht Ursula, Agnes oder wohl gar Tristmegistus taufte.“

Wenn Großmann in anderen Städten spielte und andere Truppen in Frankfurt sind, werden getreue, meist sehr ergötzliche vergleichende Berichte geschickt. So fand am 29. Januar 1779 von der Hartmannschen Truppe die Aufführung des Hamlet statt, wo, wie in der Ankündigung besonders hervorgehoben wird, auch die sonst immer weggelassene Totengräberscene gespielt wurde. Hören wir den Bericht unserer Theaterfreundin über das Publikum:

„Die günstige Aufnahme des Hamlets hatte mir beinahe unser Publikum ehrwürdig gemacht, aber beim Licht besehen, war es nichts, gar nichts als Neugierde — etliche, wenige ausgenommen räsonnieren sie wie die Pferde. Vor einigen Tagen traf ich in einer Gesellschaft eine Dame von der sogenannten Welt an, die von Hamlet das Urteil fällte, es wäre nichts als eine Farce — O!!! Gebatter! Gebatter! Hamlet eine Farce!!!! Ich dachte, ich kriegte auf der Stelle eine Ohnmacht — Ein anderer behauptete (noch obendrauf mit dem Ausbruch) daß ihn der Teufel holen sollte, wo er nicht eben so ein Ding voll Unsinn schreiben könnte, und das war ein dicker vierschröberischer Weinhändler. Da ist nun als

ein Getreische von unserm Jahrhundert, von erleuchteten Zeiten u. s. w. und doch ist (eine kleine Zahl ausgenommen, die freilich das Salz der Erden sind), bei denen Herrn und Damen alles so schal, so elend, so verschoben, so verschumpft, daß sie kein Stück Rindfleisch kauen und verdauen können — Milchbrei — gefrorene Sachen — Zuckerplätzchen — — hogout das ist ihr Babsal, freilich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kann helfen.“

„Es wurde,“ schreibt sie von der Aufführung einer anderen Truppe (November 1780), „ein moralisch Ding Armut und Tugend aufgeführt, und ohngeachtet es hundekalt im Saal war, so kriegte ich doch vor Angst so rote Backen, als wenn fingersdick der Carmin drauf läge. Die armen Leute heulten und greinten so erschrecklich, als wenn sie die Daumenschrauben an Händen und Füßen hätten. — Besonders war das auf die Knie fallen vor einem Wohlthäter u. s. w. ausnehmend ängstlich, und that allemal einen solchen Ploß, daß ich alle Kniehscheiben für verloren gab — der Vorhang fiel endlich zu meiner großen Erquickung — drauf wurde die Weinlese gegeben, und das geriet nicht übel, der Prinzipal, der Fischer heißt, ist ein guter komischer Schauspieler und die andern waren auch alle besser in ihrem Fach. — Man konnte doch vor seine 30 Kr. sich satt lachen, und das war doch allemal das Geld unter Brüdern wert. Die Weiber machen's, doch im Schreiben wie im Reden ist's einmal im Gang, klipp, klopp geht's wie eine Mühle — Gott sei dem gnädig, der mit vielen korrespondierte!“

Ihren Einfluß bei den Rathsherrn, besonders bei ihrem Bruder macht sie für Großmann, wenn sie irgend kann, geltend. Auf andere Gesellschaften, die Großmann zu verdrängen suchen, ist sie natürlich nicht gut zu sprechen. Besonders die Mainzer Rivalin (die Böhmsche Truppe) erregt ihren Unmut:

„Böhms Truppe soll von Herzen schlecht sein, das wissen viele von der Obrigkeit selbst, aber sie sprechen, man hätte dem Kurfürst von Mainz doch einmal einen Gefallen erweisen müssen. Nun glaube ich ganz gewiß, daß ihn die Frankfurter bald satt kriegen — und werden dann gezwungen sein zu bekennen, daß Ihre Truppe weit besser sind — daß ich dazu aus allen Kräften helfen werde, darauf verlassen Sie Sich. Die Namen Schmidt, Steiger, Wiala, Großmann, Hellmuth — will ich dem verkehrten Geschlecht so in die Ohren kreischen, — darob sie sich männiglich verwundern sollen. Auch kommt der glückliche Umstand noch dazu, daß vor dem Jahr Christi 1782 N. B. erst in der Herbst-

messe (und wenns da erst wahr ist) das neue Schauspielhaus gar nicht zu genießen sein wird noch kann — Drum nur getroßt Herr Gebatter, denn ich sehe im Geiste bei Aufziehung des Vorhangs im neuen Hause, Herrn Schmidt hervortreten, und an uns samt und sonders eine gar herrliche Rede halten, Amen.“

Auch das Frankfurter Publikum sei schuld, da es nicht unterscheiden könne zwischen Großmanns künstlerischen Leistungen und dem Böhmschen Ballet und Hanswurstaade. „Der liebe Gott mag wissen, was sie wollen. Schon vor vierzig Jahren (sagte mein alter Agent Schneider) hatte Madame Neuberin beinahe ebendas gesagt und geklagt.“

„So gut Wein und Früchte |: besonders in diesem Jahr:| bei uns gedeihen, desto stupider werden die Menschen um mich herum — Ich habe diese Messe die deutlichsten Proben davon — Unsere vorigen Schauspieler konnten mit Hamlet, Emilie Galotti, Minna von Barnhelm u. s. w. auf keinen grünen Zweig kommen, und nur noch gestern trug dem jetzigen Namens Böhlm, ein herzlich dummes Ballet über 1000 Gulden ein — Besonders applaudierten meine Landsleute die Teufel, die mit dem brennenden Berg so gut umzugehen wußten, daß kein Unglück damit geschah — Auch waren die Furien gar schön frisiert — und Satan und der Abamelech sahen auch gar nicht bitter aus — Mit einem Wort, es war eine Hölle die sich gewaschen hatte.“

Die Klage der für die klassischen Dramen begeisterten Theaterfreundin war auch damals nicht mehr neu. Die Neuberin und Seyler hatten zu eigenem Schaden gesehen, daß man nicht gegen den Strom schwimmen kann. Das Theater wurde als Vergnügungsinstitut angesehen; der große Beifall, den die italienische Oper mit Ballet fand, zeigte den Direktoren, wo Gewinn zu holen war. Daher pflegte Böhlm vor allem die Oper „und gestattete dem höheren Drama nur in soweit Raum, als es sich mit der nötigen Einnahme in Einklang bringen ließ.“ Aber der scharfe Tadel der Frau Rat gegen Böhlm und seine Truppe ist nicht unparteiisch. Böhlm war ein tüchtiger Direktor, Schauspieler und Komponist, den man die ersten und zwar vortrefflichen Aufführungen von Shakespeares Dramen wie Macbeth 1782, Schillers Räuber und Mozarts Opern in Frankfurt verdankt. Auch Großmann trug der Geschmacksrichtung Rechnung, führte vor allem Singspiele und Ritterstücke auf. So ist das Urteil der Frau Rat mehr persönlich aufzufassen. Wie ja die meisten Frauen entschieden und stark sind in Liebe und Haß, so brachte bei ihr die Neigung für Großmann und die ihr lieb gewordenen Schauspieler Abneigung

und Haß gegen den bösen Rivalen hervor, der nicht selten den Liebling verdrängte.

Als nun gar Großmann das schon bezahlte Abonnement der Böhmschen Truppe überließ, wurde sie auf den alten Freund ernstlich böse:

„Was haben wir Frankfurter denn gesündigt, daß wir bei Meister Böhms und Konforten ins Schauspiel gehen müssen um unser Abonnement von dem vortragiert zu kriegen??? Geben Sie dann dadurch nicht zu erkennen, daß Ihre und Böhms Leute einerlei Schrot und Korn sind — Denn Schlechteres werden sie uns doch nicht zumuten zu sehen. Und nur den Ritzel von des Hanswurft Freunden mitanzusehen könnte einem wieder gichtbrüchig machen. Spielen könnte er so lang er wollte, nur Ihr Abonnement sollten Sie absolut nicht an ihn abgegeben. Ihre Freunde, zumal die, die bei dem letzten Unglück sich so viele Mühe um sie gegeben haben — sind fuchswild — und wenn sich der Vorhang hebt und es erscheint so ein Christel, Distel Petrübi N. B. vor mein großmännisches Abonnement, so ärgere ich mich abscheulich — und das haben Sie doch wahrhaftig auf Ihrem Gewissen.“

Wie sehr Frau Rat mit Leib und Seele dabei war, wie tief sie die Schönheit der Dichtungen und Darstellungen empfand und wie richtig sie zu urteilen verstand, das zeigt neben vielen anderen Stellen der tief gefühlte Dank, den sie einmal schriftlich dem Freunde nach seiner Abreise übermittelt.

„Nochmals vielen Dank vor alle die Freuden und vergnügten Tage, die Sie mir vier hübsche Wochen lang tagtäglich verursacht und gemacht haben. Bei meiner Lage, bei der Stille, die um mich herum herrscht, ist's nötig, ist Wohlthat, wenn mir etwas vor die Seele gestellt wird, das sie aufzieht, in die Höhe spannt, daß sie ihre anziehende Kraft nicht verliert. Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekrigelt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Nester hat weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Biergärten zum Sonnenschirm ist verschnitten und verstümmelt worden; so fühle ich alles was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andere meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen, es ist ja nicht wahr sie spielen's ja nur so — Nun eben dieses ungeschälte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele (Gott sei ewig Dank) vor Rost und Fäulnis.“

Neben einigen Stücken Großmanns, Sprickmanns und den Brandes'schen Schwiegermüttern und Ariadne sind ihre Lieblingsdramen: Emilie Gallotti, Hamlet, Clavigo — „und beinahe hätte ich meine Minna von Barnhelm vergessen — wenn ich noch an das Stück denke und wie alle Rollen so gut besetzt waren, so ist's mir immer noch ein Jubel.“ Und diese Neigung war mit einem wahrhaft künstlerischen Verständnis verbunden. Frau Rat war eine viel zu innerliche und tief angelegte Natur, als daß sie, wie viele andere Frauen, nur der Reiz einer Aufführung und die Begier zu sehn und gesehen zu werden, in das Theater gelockt hätte; die „Luft am Fabulieren“, die Liebe zur dramatischen Dichtung, jenes köstliche Erbe des Sohnes, war die wahre Triebfeder. Darum las sie auch gern kritische Arbeiten und Rezensionen über die neuen Dramen; die dramatischen, im Oktober 1788 erschienenen Blätter des Herrn von Arnigge, die fortlaufende Beurteilungen der Großmannschen Truppe in Hannover brachten, bereiteten ihr „ein wahres Freudenfest“, und mit dem trefflichen, bei allen Schauspielern gefürchteten Kritiker Professor Wilhelm Aloysius Schreiber stand sie in nahem Verkehr. Es ist wohl der beste Beweis für das hohe Ansehen, das sie selbst und ihr künstlerisches Urteil genoß, daß dieser ausgezeichnete Kritiker den ersten Band seiner dramaturgischen, im Jahre 1788 erschienenen Blätter niemand anderen als Frau Rat widmete.

Vom 1780 an war Großmann, wie oben berichtet ist, als Direktor der Kölnischen Hofschauspieler wiederholt zur Messe in Frankfurt. Am 3. September 1782 eröffnete er das neue Schauspielhaus mit dem heute ganz vergessenen Schauspiel „Hanno von Norden“ von Joh. Chr. A. Bod. Nach den trüben Tagen, die Frau Rat gerade in diesem Jahre durchgemacht hatte, welche Freude, als gar Heinrich IV. von Shakespeare am 11. Oktober 1782 gegeben und bald der schon früher (1778 oder 79) mit großem Erfolge aufgeführte Clavigo auf den Spielplan gesetzt wurde. Doch lassen wir sie selbst ihre Freude berichten. „Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gezeit, da wird trompetet — Ha! den Teufel möchte ich sehn, der die Courage hätte einem mit schwarzem Blut zu inkommobieren — Ein einziger Sir John Fallstaff treibt ihn zu paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden alles lachte sich die Galle vom Herzen. Diese Woche sehn wir auch Clavigo — da geht ganz Frankfurt hinein, alle Logen sind schon bestellt — das ist vor so eine Reichsstadt, allemahl ein großer Spaß.“ Freilich wurde vorläufig aus der Aufführung nichts. Der Clavigo wurde nicht in Frankfurt, sondern erst nach der Ueberfiedlung der Gesellschaft in Bonn am 4. Dezember 1782 gegeben. Aber dafür war für andern „großen Spaß“ gesorgt. Wenn

Frau Rat schreibt, „da wird gezeit, da wird trompetet,“ so geht das auf die italienische Operngesellschaft, die unter der Direktion von Ferrari im Januar und Februar 1783 im neuen Komödienhaus spielte. Die schöne erste Tänzerin Meloncini war das Hauptlockmittel für die Frankfurter.

Trotz aller Sehnsucht nach dem gebenedeieten Weimar ruft sie doch einmal aus: „eins ist besser in Frankfurt, nämlich das Schauspiel. Es sind Leute, die schon auf den besten Theatern Deutschlands mit Ruhm geehrt worden sind und die ihrem Ruhm stehn.“ Gerade damals — November 1784 — hatte Großmann allerdings ein vorzügliches Zusammenspiel. Da war von den Damen, um nur die von Frau Rat erwähnten zu nennen, die schöne Frau Fiala, die viele Jahre hindurch die Frankfurter durch die Darstellung der Gelbinnen in klassischen Dramen anzückte und mit Frau Goethe bis ins späte Lebensalter befreundet blieb, Fräulein Klittner als Stieftochter Großmanns bei Goethes Eltern von klein auf gern gesehen, und auch als Gattin Unzelmannes und später Bethmanns immer in naher Verbindung mit dem Dichter Goethe und seiner Mutter, dann die Heroine Stegmann, deren Gatte von Frau Rat als „Liebling des Frankfurter und Mainzer Publikums“ bezeichnet, ein tüchtiger Baritonist, auch Theil hatte an der Ehre, „am runden Tisch der Frau Rat zu sitzen,“ In einem später geschriebenen Brief lebt er der Hoffnung, noch einmal „an der runden Tafel das Vergnügen zu haben, ein froher Mensch zu sein.“ Beck und Bösenberg spielten komische Bediente und Bösewichte; der von Frau Rat mehrfach als „braver Schauspieler“ gerühmte Steiger jugendliche Liebhaberrollen; und vor allem ist zu nennen der Direktor selbst, der als Marinelli und in „launigen Kavalier- und Judenrollen“ glänzte. Auch für Abwechslung durch Gastspiele sorgte Großmann: So lesen wir von Zfflands Auftreten im November 1784 „In Goldonis Lustspiel: Der verstellte Kranke war der Jubel und das Gelächter so groß, daß die Schauspieler mit angesteckt wurden und alle Mühe von der Welt hatten, im Gleise zu bleiben und sich nicht zu prostituieren“. Im Frühjahr vorher hatte Frau Rat von Schiller, „dem Verfasser der Räuber“, ein ganz neues Stück gesehen: Kabale und Liebe. „Alles verlangt,“ berichtet sie vorher an Friß von Stein, „darauf und es wird sehr voll werden“. Auch Schillers Fiesko hatte sie schon am 8. Oktober 1783 kennen gelernt. Es bleibt ihres trefflichen Freundes Verdienst Kabale und Liebe zuerst in Deutschland aufgeführt zu haben. Leider wurde der Leiter der königlichen Truppe schon im Jahre darauf von großem Unglück betroffen. Am 17. April 1785 entstand in seinem Schreibzimmer im Theater in der Nacht Feuer — in dem Nebenzimmer schlief die Familie — das Volk weigerte sich zum

Teil zu löschen. „Laßt die Barfüßerkirche bauen, wir brauchen kein Theater,“ rief die aufgehezte Menge. Zwar wurde das Feuer erstickt, aber der unglückliche Direktor büßte dabei an 4000 Gulden durch Diebstahl ein. Frau Rat berichtet darüber in einem Briefe an Fritz von Stein: „Den 16. April wäre bald der ganzen Stadt Lust und Freude in Trauer und Wehklagen verwandelt worden. Nach Mitternacht brach in dem neuen, prächtigen Schauspielhause Feuer aus, und wäre die Hülfe eine Viertelstunde später gekommen, so war alles verloren. Der Direktor hat Alles eingebüßt — nichts als sein und seiner 6 Kinder Leben davon gebracht. — In solchen Fällen da ehre mir aber Gott die Frankfurter, — sogleich wurden drei Collekten eröffnet, eine vom Adel, eine von den Kaufleuten, eine von den Freimaurern, die hübsches Geld zusammenbrachten — auch kriegten seine Kinder so viel Geräthe, Kleider u. s. w. daß es eine Lust war. Da das Unglück das Theater verschont hatte, so wurde gleich 3 Tage nachher wieder gespielt, und zwar „der teutsche Hausvater,“ worin der Direktor Großmann den Maler ganz vortreflich spielt. Ehe es anfang, hob sich der Vorhang in die Höh, und er erschien in seinem halbverbrannten Frack, verbundenen Kopf und Händen, woran er sehr beschädigt war, hielt eine Rede — die ich Ihnen hier schide — seine 6 Kinder stunden in armseligem Anzug um ihn herum, und weinten alle so, daß man hätte von Holz und Stein sein müssen, wenn man nicht mitgeweint hätte, auch blieb kein Auge trocken, und um ihm Muth zu machen und ihn zu überzeugen, daß das Publikum ihm seine Unvorsichtigkeit verziehen habe, wurde ihm Bravo gerufen und Beifall zugetratscht.

Der Goetz auf der Frankfurter Bühne.

Im nächsten Jahre sollte auch der Goetz, die zweite Aufführung erleben, — die erste, im Jahre 1778, war mißglückt — jenes Drama des Sohnes in dem er der Mutter selbst das schönste Denkmal gesetzt hatte. Denn die Gattin des Goetz trägt nicht nur den Namen der Frau Rat, sondern ist sie selbst. Mit welchem Stolz wird sie an diesem Tage im Theater gefessen haben. Der rauschende Beifall des Publikums galt ja nicht bloß den Schauspielern, er galt dem Sohne und so auch der Mutter. Diesen freudigen Stolz hören wir in ihrem Berichte an Fritz von Stein: „Der 8. Mai war sowohl für mich als für Goethes Freunde ein fröhlicher Tag — Goetz von Werlichingen wurde aufgeführt, hier schide ich Ihnen den Zettel, — Sie werden sich vielleicht der Leute noch erinnern, die Sie bei ihrem Hiersein auf

dem Theater gesehen haben. Der Auftritt des Bruder Martin, — Götz vor den Rathsherrn von Heilbronn, — die Kugelgießerei, — die Bataille mit der Reichsarmee, — die Sterbescene von Weisklingen und von Götz thaten große Wirkung. Die Frage: „wo seid Ihr her, hochgelahrter Herr?“ und die Antwort: „von Frankfurt am Main“ erregten einen solchen Jubel, ein Applaudiren, das gar lustig anzuhören war, und wie der Fürst (denn Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht auß Theater*) in der dummen Behaglichkeit dafaß, und sagte: „Poß, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehn,“ — da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum! ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel.“

In der Nachschrift heißt es: „Dienstags den 30ten Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt Götz von Berlichingen wieder aufgeführt. Poß, Fritschen, das wird ein Spaß sein!“

Eine bald nach der Aufführung des Goetz erschienene Kritik nimmt auch auf Goethes Mutter Beziehung: „1786 Montag den 8. May zum ersten Mal Goetz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Das Stück wurde nach den Mannheimer Veränderungen und Abkürzungen gegeben. Es gefiel wegen seines eigenen, allgemein erkannten Wertes, weil es zu Frankfurt dem Geburtsort des großen Goethe und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter gegeben wurde; von der einer unserer beliebten Dichter und Philosophen nach einer mit ihr gehaltenen Unterredung sagte: Nun begreife ich wie Goethe der Mann geworden ist.“

Freilich waren es nicht die Schauspieler des Freundes, die ihr diese Freude bereiteten. Großmann war 1785 nach Kassel gegangen, später nach Hannover; er ist wohl von 1787 an nicht wieder nach Frankfurt gekommen. Frau Kat blieb bis zu seinem Tode 1796 die treue erprobte Freundin. Wie oft sie ihre Freundschaft durch That und Bürgschaft bewiesen, davon zeugen die meisten der erhaltenen Briefe. Ihren treuen Rat verlangt er bei der beabsichtigten zweiten Verheirathung. Frau Uja warnt ihn in ihrer offenen Weise, „deutsch, gerade und bieder,“ ohne freilich Anklang zu finden. Nach mehrjähriger Pause des Briefwechsels wurde ein unerwartet eingetroffener Brief mit den originellen Worten beantwortet:

„Die unerwartete Ankunft Ihres lieben Briefes hat mir viel Vergnügen verursacht — mir ward's, als träte ein alter guter Freund in meine

*) Das Verbot, Bischöfe auf die Bühne zu bringen, datirt wohl seit dem März 1770. Damals war Großmann, weil er im Julius von Tarent Geistliche im Ornat hatte auftreten lassen und „wegen anderer schändlicher Freiheiten“ bestraft worden.

Helnemann, Goethes Mutter.

Stube — und spräche: Da bin ich wieder. Die Vergleichung gefällt mir — meine Einbildungskraft wird mir beistehen — Sie sitzen in der bekannten Wohnstube — das Band meiner Zunge wird los — und ich hebe an meinen Spruch. Wenn Thalien und Melpomenen an mir etwas gelegen war, so mögen sie ihre Häupter mit Flor verhüllen und ihre Reichenname in Trauergewand einwickeln. Die Ursachen dieser großen Revolution lassen sich her sagen wie — ein pater noster. Wer nur das mindeste Gefühl hat, kann der es ansehen, daß ein Mensch von der plumpesten Sorte — Dessen eigentlicher Beruf Porteschäfertragen wäre, dessen heulendes Organ ihn zum Nachtwächter qualifizierte — Daß ein solcher den guten biebern Wolf im Otto spielt! Ein gewisser Herr Großmann stellte diesen treuen Diener so brav dar, daß bei Singung der Romanze kein Auge trocken blieb — bei dem vierschröterischen Wolf lachte alles überlaut — Muß es nicht alle Illusion stören, wenn Madam Beck, die wenig Bühne mehr hat, in den beiden Billet das Kösschen macht — ich will ihren sonstigen Talenten dadurch gar nicht zu nahe treten — aber ein Kösschen ist sie doch wahrlich nicht — In diesem Ton könnte ich Ihnen noch viel vorerzählen.“

Es folgt noch ein ausführlicher Bericht über die Köchische Truppe. Lator hatte nämlich für die letzten Jahre (1789—92) seine Rechte an die kurfürstlich Mainzische Theaterintendantur abgetreten. Der Intendant von Dalberg engagierte zur Leitung der Truppe den Schauspieler Koch, der ebenfalls viel mit Frau Rat verkehrte.

„Da ich überzeugt bin, daß mein Lieber Herr Gebatter schweigen kann — und also von allen diesen Nachrichten keinen Gebrauch als von sich selbst macht; so kann ich auch von Koch offenherzig reden. Er scheint mir ein guter Mann zu sein, scheint keinen üblen Charakter zu haben, aber träge, unordentlich, manchmal wissen die Schauspieler nicht was übermorgen gespielt wird — in der Garderobe soll eine Konfusion herrschen, die ohne gleichen ist — einige Rollen spielt er brav — Den Siegfried in der väterlichen Rache — gutherzige Alle — aber zu jungen Rollen ist sein Körperbau zu stark, seine Stimme zu hohl und rauh und äußerst unangenehm z. B. als Hamlet, als Posa in Don Carlos ist er mir unausstehlich, auch als Tellheim ist er ungenießbar. Stegmann ist jetzt der Liebling des hiesigen und Mainzer Publikums — er ist Operndirektor — hat jetzt gute Singstimmen — Madam Helmuth — Madam Schick, Madam Walther — er läßt die Opern recht einstudieren — und wenn

Roch toll würde, so giebt er keine neue, bis die Leute sie aus dem Fundament hertrickern können — da nun Roch es mit dem Schauspiel just umgekehrt macht — und den Leuten mit den Rollen keine Zeit gelassen wird, so folgt ganz natürlich, daß alles in die Oper läuft — und beim Schauspiel leere Bänke in Menge sind.“

Das Urtheil unserer Theaterfreundin ist sehr stark subjektiv gefärbt und unter dem Einfluß des Mergers geschrieben, daß ihr geliebter Großmann nicht mehr in Frankfurt war. Gerade der Regisseur Roch und der Theaterdichter Dr. Schmieder suchten eifrigst Oper und Schauspiel auf gleich guten Fuß zu bringen, zumal sie über ganz vorzügliche Kräfte verfügten. Daß die Oper besonders gepflegt wurde, läßt sich aus diesen Jahren erweisen; vorzüglich gelungen war die Aufführung der Oper „Die Entführung aus dem Serail,“ von Mozart, am 22. Oktober 1789, die auch unsre Mozartenthusiastin begeistert haben wird. Figaros Hochzeit mit der Musik von Mozart, das schon als Lustspiel die höchste Bewunderung der Frau Rat gewonnen hatte, ging am 11. Oktober 1788 zuerst über die Frankfurter Bühne.

Ihre Bemühungen, den verehrten Freund bei der Gründung des Nationaltheaters (1791) nach Frankfurt zu bringen, waren vergeblich.

Unzelmann.

Unter den Schauspielern der Großmannschen Truppe, von denen viele in den Briefen als befreundet erwähnt werden, nahm der geniale, später in Berlin zu großem Ruhme gelangten Komiker Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann bei Frau Rat eine Vertrauens- und Freundschaftsstellung ein, die uns nach den erhaltenen Briefen an ihn wie das Verhältnis eines Sohnes zur Mutter erscheint. So auffallend ist ihr Mitgefühl bei Freuden und Leiden des Mannes, so groß die Furcht bei ihm drohendem Unglück, so groß die Freude über sein Glück. Der Grund für diese Ehrenstellung Unzelmanns im Herzen von Goethes Mutter lag in seiner genialen Begabung, die die für schauspielerische Talente leicht entflammte Frau zu Bewunderung und hülfereicher Freundschaft hinriß. Unzelmann war 1753 in Braunschweig geboren, hatte sich 1784 der in Frankfurt spielenden Großmannschen Truppe angeschlossen und hier bald die Aufmerksamkeit der Frau Rat erregt. Ihre Beziehungen wurden auch dadurch inniger, daß Unzelmann die schon mehrfach erwähnte Stieftochter Großmanns, die hochbegabte, damals siebzehnjährige Schauspielerin Friederike Flittner, 1785 heiratete. Während der Jahre 1784—88 spielte er häufig in den

Messen in der Laborschen Gesellschaft in Frankfurt, so daß Frau Rat in gewissem Sinne von einem vierjährigen Aufenthalte in Frankfurt sprechen kann. Vieles aus ihren späteren Briefen an ihn deutet auf freundschaftlichsten und vertrautesten Verkehr. Frau Rat nennt diese Jahre die glücklichste Zeit ihres Lebens. Seine Gattin war schon vor ihrer Verheiratung der besondere Liebling der Frau Aja; nicht minder ihrer Kinder. „Wie ergözte ich mich“ — teilt sie einmal aus der Erinnerung mit — „wenn die Frau Gevatterin bei mir am kleinen klumper kleinen Tisch saß und die Trine den Weisauslauf oder die Geleepastete wohl und schmackhaft zubereitet hatte.“ Vielfachen Verkehr und Freundschaft mit der ganzen Familie beweisen die Briefe auf jeder Seite. Gar manche „Bouteille Tyrannenblut“ hat er in der berühmten Wohnstube, wo er einen besonderen Stuhl mit doppeltem Kissen hatte, getrunken, „sie hat ihm manchen Gram von der Stirn gewischt — es war so ein Asilum, wenn die Winde tobten und der Donner in den Lüften rollte — es war gar ein sicherer Hafen, wenn das Schifflein von dem Wellenmeer angetrieben wurde.“

„Als ich die alten Herrn von 1706, 1719 im Keller wieder in Ordnung brachte — da fielen mir mancherley Gedanken — Sie werden leicht erraten können, was ich alles dachte,“ schreibt sie an den fernen Freund. Als er nach dem Brande 1785 auf einige Zeit nach Kassel ging, sandte ihm Frau Rat eine Dose, „wo ein Mann mitten im Schiffsbruch einen Felsen erlommte.“

Der freudigen und vor Freude überlauten Begrüßung bei seiner Rückkehr: — „Ist er da!“ — gedenkt sie noch in späteren Jahren. Dem sich gewaltig entwickelnden Schauspieler ließ Frau Rat alle Protektion und Begünstigung angedeihen, selbst um seine pekuniäre Lage und seine Ausgaben kümmerte sie sich eingehend. Sie kann von sich sagen, den Grundstein zu seiner Größe, worauf nun andere, größere und geschicktere Baumeister fortbauen mögen, gelegt zu haben; wie eine zweite Mutter erzieht sie ihn, hebt ihn heraus aus seiner niederen Sphäre und treibt ihn zu immer größerer Verbollkommnung in seiner Kunst an. Denn nur so sind ihre Worte zu verstehen:

„Meine Meinung war so gut so bieder — hätte ich ihn gelassen, wie und wer er war, er wäre noch bei uns, das bin ich so fest überzeugt, als von meinem eigenen Dasein.“

Im Frühjahr 1788 scheint Unzelmann den Entschluß gefaßt zu haben, seine Stellung in der Mainzer Truppe aufzugeben und nach Berlin zu gehen. Am 5. April 1788 konnte Frau Rat ihren Liebling noch einmal in einer Glanzleistung bewundern. Er spielte den Franz Moor in Schillers Räubern, die Frau Rat gewiß schon seit ihrer ersten Aufführung in Frankfurt (19. November

1782) kannte. Wir besitzen eine Kritik dieser Vorstellung von dem schon mehrfach genannten Verehrer der Mutter Goethes Wilhelm Aloysius Schreiber. „Franz von Moor,“ heißt es dort, „gab Herr Unzelmann. Er spielte anfangs zu ruhig, zu überlegt, und machte eben dadurch diesen schwarzen Charakter noch schwärzer. Feuer und Empfindung hätten Gefinnungen und Handlungen mehr motiviert. . . . Wahr und erschütternd war sein Spiel im vierten Aufzuge, wo Gewissensangst den Verbrecher ergreift und er in Verzweiflung betend niederstürzt. Das Frankfurter Publikum gab hier einen Beweis seines — um das gelindert zu sagen — Mangels an Delikatesse und Gefühl — es lachte wiehernnd auf bei einer Situation, wo kaltes Entsetzen mich packte! Herr Unzelmann fühlte sich und trat einen Augenblick von der Bühne ab und der Vorhang mußte fallen. Es gereicht ihm indessen zur Ehre, daß er in dem darauf folgenden fünften Akt sein Spiel mit aller Anstrengung vollendete, und besonders die letzte Scene mit schauernder Wahrheit ausführte. Und das Publikum — lachte beinahe wieder. Wenn doch derlei Geschöpfe, die taub sind für die Vergnügungen des Geistes und der reinen Sinne, wenigstens andern diese Quelle nicht trüben wollten!“ Außer der Rivalität Kochs, der, nachdem Tabor seine Rechte an die Mainzische Theaterdirektion abgetreten hatte, das Theater leitete, müssen Intriguen anderer Schauspieler und Geldverlegenheiten bei seinem Abgange mit im Spiele gewesen sein. „Das Otternergezücht,“ schreibt im März 1788 Frau Rat, „soll aus meinem Haus verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zungen kommen — keine Hand will ich ihnen zur Ehre oder zur Ermunterung rühren . . . räsonniren will ich, Bürgers Frau Schnips soll ein Kind gegen mir sein.“

Sie ist besonders darum besorgt, daß er als ein ehrlicher Mann fortgehe und macht ihm daher Vorschläge zur Deckung seiner Schulden; sie will sogar Brandbriefe an alle ihre Schuldner abgehen lassen, um ihm zu helfen; nur soll er jetzt nicht nach Frankfurt kommen, um nicht von seinen Schuldeuten „prostituiert“ zu werden, sie verspricht ihm, mit seinen Intendanten seine Angelegenheit zu regeln, wenn er die Summe genau angeben wolle. Dennoch kam Unzelmann nach Frankfurt, trat mehrmals auf, verließ aber ganz plötzlich die Truppe und ging nach Berlin. Diese unerwartete Abreise, die wohl auch wider Recht geschah, verursachte seiner Freundin großen Kummer, zumal er nicht nur seinen eigenen Intendanten, Grafen Spaur, erzürnt und sich die Möglichkeit einer Rückkehr nach Mainz abgeschnitten, sondern auch den Intendanten von Mannheim, Dalberg, beleidigt hatte.

Ihre Betrübniß über seine Abreise sucht sie zuerst in ihrer bekannten

launigen Art und Erinnerung an das Brandes'sche Singspiel Ariadne Ausdruck zu geben: „Den Tag Ihrer Abreise schickte ich die dicke Iris (ihre Magd) — mit einem warmen prächtigen Kuchen, etwas Tyrannenblut — einem sehr wohl stilisirten Abschiedsschreiben in Ihr Logis — aber eine mitleidige Dreade rief aus der breitternen Wand (denn es gab da keine Felsen). Er ist auf ewig Dir entflohen! Was machte aber Ariadne? das sollen Sie gleich hören. — So wild und ungeberdig stellte sie sich nun eben nicht — die Eumeniden — die Furien wurden nicht incommodirt — und die ganze Hölle erfuhr von der ganzen Geschichte kein Wort — hätte die arme Nazoser Ariadne in unserm aufgeklärten Zeitalter gelebt — wo alle Leiden und Freuden alles Gefühl von Schmerz und Lust in Systeme gezwängt sind — wo die Leidenschaften wenn sie in honetter Companie erscheinen wollen steife Schnürbrüste anhaben müssen — Wo Lachen und Weinen nur bis auf einen gewissen Grad steigen darf — sie hätte zuverlässig ihre Sachen anders eingerichtet.“

Aber der Ton will ihr diesmal nicht gelingen. Betrübniß, Kummer, Aerger darüber, daß der Freund seine Lage selbst verschuldet habe, bricht überall durch. „Auch sei Ihnen unverschämlich, daß ich öfters bitterböse auf Ihnen bin, daß Ihr Ehrgeiz, Ihre falsche Chimäre, Sie von hie weggetrieben haben, da man jetzt ganz das Gegentheil von allem sieht, daß Koch ein guter Mann ist,“ und in dem bald darauf folgenden Briefe:

„So ist es denn beschlossen, daß Sie durch Ihren falschen, ganz am unrechten Orte angebrachten Stolz und Ehrgeiz sich um die Liebe Ihrer bewährten Freunde bringen, sich ins Unglück stürzen wollen. Hat Ihnen Ihr hitziges, aufbrausendes, sprudelndes Wesen noch nicht Kummer genug gemacht — wollen Sie nie dem Rat wahrer erprobter Freunde folgen — Freunden, denen Sie viel, viel Dank schuldig sind. —

Sie verlangt unter Androhung der Kündigung Ihrer Freundschaft, daß er Dalberg um Vergebung bitte, „welcher vernünftige Mann wird sich denn schämen, zu sagen, ich habe gefehlt?“ und den Grafen Spaur wieder versöhne. Unzelmann hörte leider zuerst auf die Mahnung der Freundin nicht. Darum fürchtet und zittert sie, seinen Namen „auf eine schimpfliche Weise in der Zeitung zu finden und das Gerücht in allen Gesellschaften und Ihre Freundin mitten darunter — was soll die nun machen?“

„Geschrieben am 2. Pfingsttage und 1788 krank an Leib und Seele,“ so hat die sonst so lebenslustige Frau Rat diesen Brief überschrieben. Sorge um den Schützling und die Furcht, ihn nie wieder zu sehen, hatte sie so sehr

ergriffen. Nur die Nachrichten aus Berlin — „Sie wissen, daß ich keine politica bin — aber jetzt lese ich die Zeitung — aber nichts als den Artikel Berlin“ — von den großen Erfolgen Unzelmanns und seiner Gattin geben ihr etwas Trost. Als Unzelmann berichtet, daß der König sich bei ihm für seine Leistung habe bedanken lassen, meint Frau Rat — „Eine solche Ehre hätten Sie und die Frau Gevatterin hier nicht erlebt, und wenn Ihr wie die Engel gespielt hättet, das Königliche Haus ließe sich bedanken! Das hätte hier der Bürgermeister nicht gethan! Die Ehre, die Ihnen der Monarch erzeigt hat, freut mich so, daß ich deckenhoch springen möchte!“

Voller Freude nimmt sie die Zeitung zu dem Mittagseffen zu Stodks mit, „da wird sich alles freuen, Mann und Weib, auch die Kindlein . . . mit einem Wort die ganze Pastete.“ Freilich ist's eine bitter-süße Freude „Andre die nicht gesäet haben, ernten und die den Samen austreute, leidet Hunger — den Baum, den ich pflanzte, von dem essen andre die nun reifen Früchte,“ so klagt sie und so ernst meint sie's damit, daß sie ihn bittet: „diese Nerve unberührt zu lassen, wo sie, um mit Don Carlos zu reden, immer Richter spüren werde.“ „Wenn Ursina recht hat, daß die Unglücklichen sich gern aneinander ketten, so ist der Gegensatz ebenso wahr, daß der Glückliche die Gefühle des Unglücklichen selbst mit dem besten Herz und Willen doch nicht mitempfinden kann.“ Seit Unzelmanns Abreise macht ihr das Theater keine Freude mehr. Mein Schauspiel-schuß ist seinem Ende nahe — weder an meinen sonst so lieben Fenster im Schauspielhaus weder unter den Spielenden noch unter den Stummen sehe ich was ich sonst sah und wenn mir einfällt, daß es immer und ewig so bleibt . . ., so packt's mich bei der Brust, daß ich denke, der Odem bleibt mir aus.“

„Ach mein armes Steckenpferd!“ heißt es in einem andern Brief. „Es war ein so gutes, wohlthätiges, niemand beleidigendes Tierchen . . . und nun wieder aus Mangel der Nahrung so klapperdürr, wie der Papst im Wasler Totentanz.“

Es ist ihr gleichviel, „ob sie den Hanswurst im Schlafrock oder den Don Carlos spielen“. „Vor Zeiten hatte mir so eine Dramaturgie (sie meint einen Bericht über die aufgeführten Dramen) großen Spaß gemacht — aber dazu gehört gute Laune, vergnügtes Herz — Hoffnung die Leib und Seele erfreut — Wehen des Geistes der den toten Buchstaben Leben giebt. Dieses ist aber einem Toten (und moralisch ist das jetzt mein Fall) ohnmöglich.“ Manchmal läuft sie sogar mitten im Stück davon, wie in der „glücklichen Jagd“, „denn wer konnte Große Ihre Rolle spielen sehen

um nicht vor Aerger das Gallenfieber zu bekommen.“ Empört „Iorgnirt“ Frau Rath „die paar Juden im dritten Rang“ und lief dann „mit ein paar Hem, Hem, auf und davon.“ Die letzte Aeußerung wird durch die damals noch geltende Bestimmung verständlich, daß Juden nicht im Parterre zugelassen werden sollten. Als am 5. Sept. 1782 der kurlönlische Hofjude Baruch — der Vater Börnes — im Parterre der Vorstellung beigewohnt hatte, entschuldigte sich Großmann beim Rat damit, daß er es aus Rücksicht auf den Kölnischen Hof gethan habe.

Den Direktor Tabor — das Organ genannt — haßt sie „wie die Sünde“, ebenso hat sie auf den Nachfolger Unzelmann einen „besonderen Biss“ weil er Unzelmanns Rollen spielt, und als ihr gemeldet wird, daß Frau Unzelmann über eine auch in Frankfurt bekannte Schauspielerin gesiegt hat, will sie das längst geahnt haben. „Was ist dann“ — so wird diese Dame von ihr charakterisirt — „außer ihrem Ha, Ha, Ha und ihrem Hi, Hi, Hi an ihr — sie sieht aus wie eine Jüdin, spricht deutsch wie der Casperle in Wien — aber das plus ultra, das die Berliner versäumt haben, und deswegen sehr zu beklagen sind, ist der Töffel in der Operette Töffel und Dorchchen . . . sie gleicht dem kranken Löwen in der Fabel — der war vom Kopf bis auf den Schwanz — so mager wie der Pabst im Basler Totentanz.“

Die immer wachsenden großen Erfolge des Künstlerpaares versöhnen die Freundin allmählich mit Unzelmanns Schritt. Sie erkennt, daß Berlin einen ganz anderen Wirkungskreis für diese genialen Schauspieler bildet. Die großen Einnahmen, die Gulb des Königs und der Königin lassen ihr jetzt sogar jenen einst so beklagten Schritt als „Meisterstreich“ erscheinen. Ueber alle seine Erfolge berichtet er getreu der mitfühlenden Freundin. Daß der ihm geschenkte Mantel nun auch zu so hohen Ehren gelangt „Schulter und Lende eines Kaisers“ zu schmücken, freut sie besonders. Auf die Nachricht einer Auf- führung der Goethischen Geschwister giebt sie die hübsche Antwort: „Es ist ein kleines Stück, aber eben deswegen gehört von Seiten der Schauspieler mehr Kunst dazu, jeden Charakter ins rechte Licht zu setzen und mit Wärme und Wahrheit darzustellen als in einem großen Prachtstück mit Trommeln und Pfeifen.“

Leider war der unbeständige wankelmütige Freund schon andrer Ansicht geworden. Trotz aller Erfolge will er ganz plötzlich fort von Berlin, jetzt muß Frau Rath ihn beschwören zu halten, was er habe. Mitten im Winter will er nach Frankfurt zu ihr kommen, und nur mit Mühe kann sie ihm

diese Absicht ausreden. Sie schildert ihm die Verhältnisse der Mainzer Gesellschaft, die bald darauf der noch immer gegen Unzelmann aufgebrachte Dalberg übernahm. — „Meines Wissens sind alle die odiosen Menschen, die Ihnen von hier weggetrieben haben, noch da und bleiben auch da. — Was in aller Welt kommt Ihnen denn auf einmal an? aus dem Paradies wieder in's Fegefeuer — da mache mir einer einen Vers daraus.“ — Kaum wird von einem Nationaltheater geredet, als auch schon Unzelmann die kühnsten Hoffnungen damit verbindet. Frau Rat schenkt ihm reinen Wein ein. „Da ich aus Erfahrung weiß, daß das so Ihre Methode und Art und Weise ist, die Haut feil zu bieten ehe sie den Bären haben, so halte ich mich aus Freundschaft verpflichtet unsere hiesige Lage klar und deutlich vor Augen zu legen.“

Auch als im nächsten Jahr der Plan eines Nationaltheaters greifbarer wurde (1791), warnt sie ihn vor der Hoffnung auf die Direktorstelle. „Solange die Unternehmer nicht selbst an Sie schreiben, so ist alles andre Geschwätz wischki waschi.“ Was sie von den Frankfurter Verhältnissen in demselben Briefe sagt: „die Zeit hat viel viel verändert“, scheint auch auf sie zu gehen. Der begeisterten Bewunderung des Schauspielers, der warmen Theilnahme an seinem Geschick, dem uns fast übertrieben erscheinenden Schmerz über seinen Verlust, — ist nach zwei oder drei Jahren eine kühle Betrachtung der realen Verhältnisse eine Gleichgültigkeit gefolgt, die uns wunder nimmt. Trübe Erfahrungen — auch von wirklicher Unterstützung und Bürgschaft für Schauspieler ist in den Briefen wiederholt die Rede — sind es gewiß, die unsre Theaterfreundin ausrufen lassen:

„Ich bin ganz unwissend, was das hiesige neue Theaterwesen anbelangt. Ich bekümmere mich jetzt Gott sei Lob und Dank!!! um all das Zeug nicht mehr — denn Niemand weiß besser als Sie, wie ich vor meine Mühe, Sorge und Wohlthaten bin belohnt worden. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Da haben Sie meine jetzige Gesinnung und Gelehrten ist gut predigen.“

Vom 22. Januar 1798 stammt der letzte Brief. Nichts verlautet von einem weiteren schriftlichen Verkehr zwischen Frau Rat und Unzelmann.

Die scharfen Aeußerungen in den Briefen an den Sohn über ihn lassen auf einen Bruch der Freundschaft durch Unzelmanns Schuld schließen.

Daß dieses eingehende Interesse an dem Wohlergehen von Leuten, die weder ihr noch dem Sohne verwandtschaftlich nahe standen, gerade in die ersten Jahre der Wittwenschaft der Frau Rat fällt, wird uns bei ihrer überaus

thätigen und immer Beschäftigung suchenden Natur nicht wunder nehmen. Mit ihrem Gatten war ihr Sorge und Pflege, gar viel Mühe und Last genommen, aber auch zugleich der Gegenstand ihrer, sich gerne für andere opfernden Thätigkeit. Der Sohn war in der Ferne, Cornelia längst tot, nun war auch der Gatte, der Genosse einer mehr als dreißigjährigen Lebensgemeinschaft dahin. Allein waltete sie, allein in dem öden Hause, das noch vor wenig Jahren der Sammelpfad genialer Geister und der Zeuge fröhlich ausgelassener Geselligkeit gewesen war. Solche Gedanken und Erinnerungen klingen auch in den Briefen dieser Zeit wieder. „Einsam, ganz allein mir selbst überlassen — wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser — oder sind gar trübe, und beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen — könnte sagen, daß um nicht Durst zu sterben ich jetzt mineralisch Wasser tränke — welches sonst eigentlich nur vor Kranke gehört u. s. w. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anbringen — aber der Wiß, der Wiß! den habe ich immer vor Zugluft gehalten, er kühl wohl, aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnak — alle Freuden die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer meinem Haus suchen — da ist's so still und öde wie auf dem Kirchhof, sonst war's freilich ganz umgekehrt.“

Aber wir müßten Frau Nat nicht kennen, wenn sie nicht gleich ein Mittel hätte gegen die schlechte Laune. „Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne im Oktober nicht so warm macht wie im Julius, nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt.“

Ein halbes Jahr später ist die Rosenlaune wieder völlig hergestellt. „Ich befinde mich Gott sei Dank, gesund, vergnügt, und fröhlichen Herzens — suche mir mein bißchen Leben noch so angenehm zu machen als möglich — Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwar und Beschwerlichkeit verknüpft ist — denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern seine ihm gebührende Ehre.“

Wald darauf hat sie sich mit ihrer Lage so zurecht gefunden, daß sie „Unzufriedenheit für Undank erklären würde“.

Häusliches Leben.

Eine genaue Schilderung ihres häuslichen Lebens in diesen Jahren geben uns die Briefe an Anna Amalia und Fritz Stein. „Morgens besorge ich,“ heißt es in einem Briefe aus dem März 1788, „meine kleine Haushaltung und übrigen Geschäfte, auch werden da Briefe geschrieben — Eine solche lächerliche Correspondenz hat nicht leicht jemand außer mir. Alle Monat räume ich mein Schreibpult auf — aber ohne Lachen kann ich das niemals thun — Es sieht drinnen aus, wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, — Fromme und Böllner und Sünder, alles auf einem Haufen — Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann u. s. w. Nachmittags haben meine Freunde das Recht mich zu besuchen, aber um 4 Uhr muß alles wieder fort — dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche — komme um 9 Uhr nach Haus — Das ist nun so ohngefähr was ich treibe. Doch das beste hätte ich beinahe vergessen. Ich wohne in der langen Gassen, die man vor Döfer erbauen lassen u. s. w.,“ ein Citat aus dem „Neuesten von Plundersweilern“ mit dem auf ihre Freude an der Lektüre hingedeutet wird.

Wie schon in den Briefen an Anna Amalia, so finden wir auch in denen an Fritz von Stein ausgesprochen, daß die Ruhe und Stille um sie her jetzt ihre Seligkeit ist: „Uebrigens bin ich noch immer guten Humors, und das ist doch Hauptsache. In meiner kleinen Wirtschaft gehts noch immer so wie Sie es gesehen haben, nur weiß der Sonne beliebt, länger im Bett zu bleiben, so beliebt es mir auch, vor $1\frac{1}{2}$ 9 Uhr komme ich nicht aus den Federn — könnte auch gar nicht einsehen, warum ich mich strapaziren sollte, — die Ruhe, die Ruhe ist meine Seligkeit, und da mir sie Gott schenkt, so genieße ich sie mit Dankfagung.“

Nur das Schauspiel wird fleißig besucht, die Concerte behagen ihr nicht mehr. „Wir haben diesen Winter drei öffentliche Concerte, ich gehe aber in keins, wenigstens bin ich nicht abonniert, das größte, welches Freitags gehalten wird, ist mir zu steif, das montägige zu schlecht, in dem mittwöchigen habe ich Langeweile und das kann ich in meiner Stube gemächlicher haben.“

Dafür läßt sie aber ihre vier Steckenpferde zu Hause um so mehr „gallopiere“: Das Spitzenklopfern, Klavierspiel, Lesen und das Schachspiel.

Das Klavierspiel ist ihr größtes Steckenpferd, es ist ihr ganzes Glück und hilft ihr ebenso gut gegen böse Laune, „wie die Musik dem König Saul.“

Dieser Kunst ist sie ihr ganzes Leben lang treu geblieben. Noch im Jahre

1797 lernte sie „den Violinschlüssel“, — „mein aufgewachtes, kleines musikalisches Talent“ nennt sie es, — um ein Quartett auf ihre Lieblingsmelodie aus dem unterbrochenen Opferfest von Peter Winter mitspielen zu können. Als der Enkel August anfängt, Klavier zu spielen, regt sie ihn an, recht fleißig zu sein, mit den Worten: „es wird ihm viel Spaß machen, treibt's doch die Großmutter noch und für siebzig Jahre macht sie's gar nicht übel“. Besonders sang sie gern am Klavier die von Reichardt komponierten Lieder ihres Sohnes, denn sie berichtet: „die Romanzen, die zum Glück vor mich Reichardt in den Clavierschlüssel gesetzt hat, machen mir große Freude, besonders was hör ich draußen vor dem Thor — was auf der Brücke schallen? die wird den ganzen Tag gesungen.“

Als ihr der alte Freund Franz im Jahre 1800 „eine Rolle mit Musik“ schickt, läßt sie sich von Freunden „einen Vorgeschnack davon geben, bis sie es selbst exekutieren kann“. „Die edle Musik“, fährt sie fort, „geht bei mir eifriger wie jemals, der Marsch aus dem Titus — von Mozart — hat mir wegen der vermaledeieten Sprünge viel Not gemacht.“ So erscheint es denn ganz glaubhaft, was die später mit ihr befreundete Sängerin und Schauspielerin Eunike ihrem Gatten Schütz erzählt hat: „Bornehmlich sang sie gern das Lied aus dem Faust: „Es war einmal ein König“, indem sie am Schlusse jeder Strophe die Zuhörer aufforderte mitzusingen, und am Ende gewöhnlich die rechte Hand auf die Brust legend, sagte: den hab ich geboren.“

Ihr Verkehr war unter den Verwandten und Freunden gewiß damals ebenso lebhaft, wie in früheren Jahren, wenn wir auch wenig darüber wissen. Seit dem Tode des Gatten war sie jeden Sonntag zu Mittag bei Ratsherr Stöck, abends fanden sich dort Frau Hollweg-Bethmann und ihre Mutter, die mit Stöck verwandte Frau Moritz, die Kaufleute Thurneisen und Graf ein zur Quadrille und P'hombrespiel, „und da jubeln wir was rechts,“ heißt es in dem schon zitierten Brief. „Die anderen Tage bescheert der liebe Gott auch etwas und so marschirt man eben durch die Welt; genießt die kleinen Freuden und präntendiert keine großen.“

Auch mit ihrer Schwester, der Frau Melber, stand sie in innigem Verkehr. Als deren Gatte (1780) starb und die sehr zahlreiche Familie in bedrängte Umstände kam, that Frau Rat ihre milde Hand auf, unterstützte die Schwester nicht nur mit größeren Summen, sondern erließ ihr auch die Rückzahlung der Hälfte völlig und verschob die der anderen bis nach dem Tode der Schwester. Daß der Umgangskreis der Frau Rat in diesen Jahren nicht geringer denn früher war, beweist eine Notiz an Unzelmann, wo sie von ihrer alljährlichen

großen Gesellschaft spricht, bei der sie vierzig Menschen mit Speise und Trank zu bewirten hat. Von Frankfurter Crei gnissenaus dieser Zeit ist neben dem Aufsteigen eines Luftballons im Herbst 1785, einem Ereignis, das Frau Rat für sehr wichtig hielt und überall hin meldete, die große Wasserznot infolge des Eisganges im Februar 1784 zu nennen, den sie nicht nur sehr lebendig geschildert, sondern auch in einem Gedicht an Fräulein von Göckhausen besungen hat.

„Das Unglück abgerechnet, war der Eisgang ein prächtiges Schauspiel — Das Krachen an den Eisbrechern — die schrecklichen großen Schollen, die wie Berge sich aufstürzten mit großem Gethöhn sich übereinander wälzten — das Brausen des Mainstrom — Der Donner der Kanonen, der dazwischen brüllte, um der Stadt Mainz das Signal zu geben, daß der Main auf sei — Das Lärmen der Menschen, das Rasseln der Wagen, die die Kaufmanns-Gewölbe leer machten u. s. w., das alles zusammen konnte den Herzhaftesten in Furcht jagen.“

Merck's Leiden und Ende.

Was die glückliche Lage und heitere Laune der Frau Rat in diesem Jahrzehnt störte, war neben dem wunderlichen Benehmen ihres Liebling's Unzelmann und Kleinen, mit dem herannahenden Alter sich einstellenden körperlichen Leiden — im Juli 1786 war sie zum ersten Male in ihrem Leben ernstlich krank — vor allem das schreckliche Geschick und Ende eines der ältesten und treuesten Freunde, des Kriegsrats Merck, der auch in dieser Zeit in regem Verkehr mit ihr stand. Es war ein eigentümliches Geschick, daß dieser praktische, gewandte Mann, der von mehreren Fürsten zum finanziellen Weirat gewählt wurde, in seinen eigenen großen Unternehmungen vom Unglück verfolgt wurde und in seinem eigenen Amt — er war Kriegszahlmeister — sich zu wenig fest und sicher erwies. In der Mitte der achtziger Jahre hatte er eine große Rattunfabrik übernommen. Das Unternehmen verunglückte und schon im Sommer 1788 stand er vor dem Bankerott. Dazu kam, daß ein altes Leberleiden gerade damals mit großer Heftigkeit auftrat und durch große Schmerzen seine hypochondrische Stimmung fast zur Verzweiflung steigerte. In seiner Not wandte er sich durch Goethe an Karl August. „Meine Situation übertrifft,“ klagt er dem Freunde — „an Elend alle Beschreibung. Ohne Schlaf und Mut, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand

. . . Ach meine arme Frau und meine blühenden Kinder, die ich in dem Pisaniſchen Thurm wie zum Hungerſterben eingesperrt ſehe. Für mich iſt keine Freude mehr auf dieſer Welt und Jammer ohne Ende auszutrinken ein vollgerüttelt Maß. . . . Alles reut mich, alles ängſtigt mich — aber am meiſten das Wohlthun und die Güte meiner Freunde und das Lächeln meiner unſchuldigen Kinder.“ Karl Auguſt und andere Freunde halfen zwar, Mercks Ehre zu retten, aber ſein Vermögen ging verloren. Dazu kam das Gefühl und Bewußtſein, ſein Amt vernachläſſigt zu haben. Seine durch die Krankheit geſteigerte hypochondriſche Stimmung ließ ihn einen Defekt in der Kaſſe vermuten. Er hat deſhalb ſelbſt für einige Zeit ſeiner Stellung enthoben zu werden. Die Unterſuchung ergab jedoch die Grundloſigkeit ſeiner Vermutung. Schon im November konnte er ſein Amt wieder antreten und mit Ehren die Freundin in Frankfurt beſuchen. „Sie können nicht glauben,“ ſchreibt er im Mai 1789 an Karl Auguſt, „was ich vor ungefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Birkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethes Mutter, der La Roche, ihren Kindern, und Goethes alten Freunden wieder vereinigt ſah. Dieſes alles hab ich nächſt Gott Ihnen zu danken. Ich weinte vor Freuden, als ich den ſchönen Kopf von Goethe, von Neker geſchnitten, in den Händen ſeiner Mutter ſah.“ Aber die quälende Angſt, daß die Kaſſe doch nicht ſtimme, dieſe Sorge, die ſich inſolge ſeines körperlichen Leidens zu einer fixen Idee ausbildete, ließ ihn nicht mehr froh werden. Am 27. Juni 1791 machte er ſeinem qualvollen Leben durch Selbſtmord ein Ende.

Ein treuer und edler Freund war in ihm der Frau Rat geſtorben, ein Mann, den Goethe ſelbſt für würdig gehalten hatte, ihn bei ſeinen Eltern zu vertreten; aber nicht nur ihr, auch Goethe und dem Herzog, beſonders der Herzogin Anna Amalia war er geſtorben, ihre Briefe an ihn und über ihn ſind voll von Beweiſen der größten Verehrung für dieſen ſonderbaren, aber in ſeiner Art großen Mann, die uns mit Bewunderung für ihn erfüllen.

Ende des Briefwechſels mit Anna Amalia.

Gewiß würden die Briefe der beiden Frauen uns Zeugen ihres Schmerzes und der Trauer über den gemeinſamen großen Verluſt ſein; aber in jener Zeit hatte der bei dem Mangel perſönlicher Berührung allmählich, wie natürlich, langſamer gewordene Briefwechſel bereits ſein Ende gefunden.

Wald nach dem Tode des Gatten waren der Maler Krauſe und Rat Paulſen

bei Frau Rat, um ihr Empfehlungen und Grüße aus Weimar zu bringen. Sie meldet darüber: „Mit Herrn Krause und den sehr gesprächigen Herrn Paulsen habe ich mich schon sehr ergötzt. Ihre Durchlaucht können leicht denken, wovon wir reden. Ich katechisiere die guten Leute so arg, daß ihren Zungenflügeln, so lange sie hier bleiben, eine sehr starke Bewegung bevorsteht.“

Aber schon in dem mehrere Monate später geschriebenen Brief der Herzogin weht ein etwas kühlerer, den Briefen bisher fremder Ton:

„Nachdem große Geister, Propheten, Genien u. dergl. bei Ihnen beherbergt worden sind, bekömmt man weder Gut noch Böses mehr von der Frau Uja zu hören, alles ist todt von dort her! Auch wage ich es nur ganz von ferne an die Thüre der blauen Stube zu klopfen und frage wie's der Frau Rätin wohl gehn mag, ob noch zuweilen seitwärts ein Blick nach entfernten Freunden gethan wird. Sollte ich mit meinen Fragen zur Unzeit kommen und Sie dadurch in Ihren Betrachtungen stören, so vergeben Sie's meinem Verlangen nach einem so langen Stillschweigen etwas von der Frau Uja zu vernehmen. Ich könnte viel Schönes von hier sagen — aber was liegt Ihnen dabran, Ihnen, die wahrscheinlich mit viel erhabeneren Gedanken beschäftigt sind, gegen welche solch irdisches Zeug lauter Lappalien sind.“

Die Antwort der Frau Rat ist voll ehrfurchtsvollen Dankes darüber, „daß sie bei der Herzogin nicht in Vergessenheit geraten ist,“ giebt also den Vorwurf zurück.

Die Geburt des Erbprinzen von Weimar am 2. Februar des nächsten Jahres, von deren Aussicht Frau Rat gar nichts gewußt hat, versetzt sie in eine hohe Aufregung, die sie in ihrem Glückwunschschreiben der glücklichen Großmutter beschreibt:

„Ich zitterte am ganzen Leibe, ließ den Brief aus der Hand fallen — blieb eine Zeit starr und gleichsam ohne Empfindung stehen — auf einmal wurde mein ganzer Körper siedend heiß, mein Gesicht sah aus, als wenns doppelt mit Carmin belegt wäre — nun mußte ich Lust haben — Ein Prinz! ein Prinz! schrie ich meinen Wänden zu — O wer mich in dem Augenblick gesehen hätte! Abends hatte ich ein paar Freunde zum Nachtessen und wir sangen Chorus — fröhlicher, seliger, herrlicher Tag.“

Von ihrem Sohn und Wieland hofft sie ganz bestimmt, daß sie das Glück des Hauses feiern werden. Sie weiß das auch so originell wie immer auszudrücken. „Freilich kommt es mir vor, als ob mein Sohn sich in etwas mit den Musen broulliert hätte, doch alte Liebe rostet nicht — sie werden

auf seinen Ruf schon bald wieder bei der Hand sein. Mit Wieland — ja das ist ganz was anderes; das ist ein gar beständiger Liebhaber der neun Mädchen, sie mögen lachen oder sauer sehen. Er schickt sich in alle ihre Launen und ich weiß von sicherer Hand, daß so was die Damen überaus gut aufnehmen.“

Von den Antwortschreiben der Herzogin besitzen wir leider nur einen. Er ist zum Geburtstag 1784 geschrieben, enthält als Beilage einen von der Fürstin selbst angefertigten Geldbeutel und ihr Bild nebst künstlichen Blumen aus Vertuch's Fabrik in Weimar: „Das Bild soll Ihnen zuweilen an eine Person erinnern, die Ihnen aufrichtig liebt und schätzt. Wie gefallen Ihnen, liebe Mutter, die Luftreisen, die jetzt mode werden. Nicht wahr? das wäre eine Lust, wenn Frau Uja sich in der Luft transportieren und bei mir in Tiefort, aus Lüften hoch da komm ich her! singen könnte. Was das für ein Gaudium sein würde!“ Ueber das Bild war Frau Rat auf das Innigste gerührt. In ihrer köstlichen Selbstironie schreibt sie:

„Nie soll bei allen festlichen Gelegenheiten ein anderer Schmuck mich zieren — schon zweimal habe ich mir diese Wonne gemacht — Ihre Durchlaucht müßten doch lächeln, wenn Sie sähen, wie Frau Uja sich in die Brust wirft — Daher rauscht in einem weißen seidnen Kleid — das mir ewig teure Bild an einem breiten schwarzen Band auf der Brust — und ein Ausdruck in Gang und Mienen, daß alles meine ganze Selbstzufriedenheit aus den Augen lesen kann — und nun das Gucken, das Fragen ohne Ende, wer die schöne Dame sei — Nun das Dicktun Derjenigen, die die Gnade haben Ihre Durchlaucht zu kennen — wo immer eins stärker als das andre schreit — Bei Gott! das ist die Herzogin Amalia, wie aus dem Spiegel gestohlen! Ihre Durchlaucht! würden lächeln: noch einmal sei es gesagt, und empfinden, wie so ganz glücklich Sie mich gemacht haben.“

An den Ausdruck der Freude über das Bild knüpft sie „den Wunsch ihres Lebens“, noch einmal das ihr so teure Original zu sehen. Im Juni 1784 brachte ihr der Hofrat Bode aus Weimar ein „gnädiges herrliches Briefchen“. Auch im November folgt ein „gnadenreicher Brief“, aber das Antwortschreiben der Frau Rat hat etwas Gezwungenes. Der Gedanke des Unvermögens, des kühnen Unterfangens für eine einfache Frau, an eine Herzogin zu schreiben, tritt wiederholt hervor. Sie wagt nicht mehr, Grüße an die Weimarer Freunde zu bestellen; „denn“, heißt es hier, „damit Ihre Durchlaucht zu beschweren, das unterstehe ich mich nicht.“

Bald darauf folgte ein Besuch Karl Augusts bei Frau Rat, die die Freude hatte, ihn hierbei mit einem Frühstück bewirten zu dürfen. Der Fürst gewann auch hier, wie bei seinem Besuche im Januar 1787 mit Knebel und von Linder, wieder Beweise der vielen prächtigen Eigenschaften der Frau Rat, so daß er bald darauf in einer Vertrauenssache ihr schreiben konnte. „Die sichere Erfahrung, Frau Rätin, welche ich oftmals gemacht habe, daß Sie äußerst verschwiegen, vorsichtig und zuverlässig sind, giebt mir das Zutrauen, Sie zu bitten, folgenden Auftrag von mir zu übernehmen.“

Zwischen den beiden Frauen aber schloß mit dem oben citierten Brief eigentlich der Briefwechsel, ein ehrendes Denkmal ebenso für die hochgeborene Fürstin, wie für die einfach bürgerliche Mutter des großen Dichters. Denn der Glückwunsch zur Geburt einer Enkelin von Juli 1786 ist nur ein Schreiben aus Höflichkeit. Schon der Anfang des Briefes zeigt diesen Ton „Furchtsam und schüchtern wage ichs, Thro Hochfürstliche Durchlaucht mein Andenken wieder in etwas aufzufrischen. Noch würd' ich es mich nicht unterstanden haben . . .“ und ebenso der Schluß: „Länger untersteh ich mich nicht, Thro Hochfürstliche Durchlaucht mit meinen uninteressanten Schreiben zu inkommodieren. . .“

Auch die Herzogin wendet sich noch einmal an Frau Rat, aber nur im Auftrage des gemeinsamen Freundes Merck (März 1787), der nach den Auszügen der Goethischen Briefe aus Italien an seine Mutter sehnlichst verlangte und die Herzogin gebeten hatte, ein gutes Wort bei Frau Uja einzulegen. Die zustimmende Antwort der Frau Rat vom 9. März 1787 bildet den wirklichen Abschluß des schriftlichen Verkehrs.

Aus den Briefen an den Sohn wissen wir, daß die Herzogin bei den Kriegsunruhen in Frankfurt 1792 Frau Rat wiederum dringend einlud, nach Weimar zu kommen, aber wie immer vergeblich. In den späteren Jahren beschränkt sich der Verkehr auf Empfehlungen an die Durchlaucht durch den Sohn. Beim Tode der Herzogin (1807) schrieb sie an Wolfgang:

„Der Todesfall von unserer lieben Herzogin hat mich ungemein gerührt! die schönen Andenken, die ich noch von ihr habe, sind mir jetzt doppelt theuer und wert — seit vielen Jahren sind wir (wie das so im menschlichen Leben öfters geht) von einander abgekommen, aber nie ist die freundliche Erinnerung der Vorzeit aus meinem Gedächtnis erloschen — besonders die Freudentage im rothen Haus. Ich und alle die Sie kannten, segnen ihre Asche — und ihre Werke folgen ihr nach.“

Diese Worte beweisen, daß nichts Fremdes, Störendes zwischen beide Seinemann, Goethes Mutter.

Frauen getreten ist, und das Aufhören des schriftlichen Verkehrs nur natürliche Ursachen hatte. Der schöne Nachruf, den Goethe am 12. April „zum feierlichen Andenken der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwitweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach“ verfaßte und den er sofort der Mutter zusandte, war ihr aus der Seele geschrieben. Besonders der herrliche Schluß war ihr „Balsam in die geschlagene Wunde“.

Elise von der Rede.

Bei dem Besuche Karl Augusts im Dezember 1784 hatte Frau Rat stolz nach Weimar geschrieben: „Ich bin viel glücklicher, als die Frau von Rede, — die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer — ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf.“ Der Spott geht auf Frau Elise von der Rede aus Mitau, die in Begleitung zweier Damen und eines Arztes 1784—86 eine Reise durch Deutschland machte; von dieser haben wir einen Bericht in dem Tagebuch der einen ihrer Begleiterinnen, Sophie Becker, erhalten. Sie war in der Zeit, da jener Brief der Mutter geschrieben wurde, in Weimar. Ihr Eindruck auf Goethe war nicht besonders günstig; wenigstens ist der Bericht über sie an Karl August in ironisch ablehnendem Tone geschrieben. Dazu stimmt auch ihre Aeußerung über Goethe: „Frauen meines Alters dürfen nicht daran denken, ihn berebt und liebenswürdig zu machen.“ Nun sollte Frau Rat bald von ihr selbst heimgesucht werden. „Am 26. Juli 1785,“ so lesen wir in dem genannten Tagebuch, „gleich nach Tische machte Elise (von der Rede) mit mir einen Besuch bei der Residentin Brentano, der ältesten Tochter der La Roche. Es ist ein angenehmes, sehr geistreiches Weib, voll natürlicher Herzensgüte. Von ihr fuhren wir zu Goethes Mutter, einer Frau gegen die sechsziger Jahre, noch voll Feuer der Jugend. Sie ist ganz Geschwätzigkeit und Leben, wenn sie auf ihren Sohn kommt, und man kann ihr keine größere Freude machen, als wenn man ein Verlangen bezeugt, von allem, was ihn betrifft, unterrichtet zu sein. Es war uns beiden damit ganzer Ernst und ich hätte wohl gewünscht, daß die Zeit nur erlaubt hätte, mehr von seiner Kindheit zu erfahren; so mußten wir uns begnügen, den Ort seiner Geburt, das Zimmer, wo er als Knabe gespielt und als Mann gearbeitet hat, zu sehen; das Zimmer, wo ein Werther, Clavigo und Goetz ans Licht getreten sind.“

Die nächste Ostermesse 1786 brachte wiederum viel Besuch. „Die weniger

bedeutenden Erdenföhne“ macht Frau Rat nicht namentlich kenntlich. Hervorgehoben werden nur der „berühmte Dichter Bürger“, der begeisterte Verehrer des Dichters der Sturm- und Drangzeit, der aber wohl damals etwas verstimmt gegen Goethe war wegen der Ablehnung seines Wunsches, in Weimar angestellt zu werden; und der königliche Kapellmeister Reichardt aus Berlin, der, damals mit Goethe noch nicht persönlich bekannt, seit 1780 sich mit der Komposition Goethischer Gedichte und mit dem Studium seiner Werke beschäftigte.

Savaters letzter Besuch.

Auch alte liebe Freunde fanden sich wieder ein. Im Juni 1786 war Savater in Frankfurt. Auch diesmal verkehrte er viel und vertraut bei Goethes Mutter. Wandte sich doch sogar eine Fürstin von Württemberg an sie, um bei Savater eine auf seine Predigt in Offenbach sich beziehende Bitte anzubringen. Es war die Herzogin von Württemberg, Gemahlin des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und Mutter der Prinzessin Sophie, die seit 1776 mit dem Namen Maria Feodorowna Gemahlin des Großfürsten und späteren Kaisers Paul I. von Rußland war. Die Beziehungen der Frau Rat zu dieser Fürstin gingen wohl auf ihren Schwiegersohn Georg Schloffer zurück, der in den sechsziger Jahren Geheimschreiber und Erzieher der Kinder des kunstliebenden Herzogs gewesen war. Selbst in der Zeit der Entfremdung des Sohnes von Savater hielt Frau Rat an dem alten Freunde fest. Der kürzlich veröffentlichte Brief aus dem Jahre 1795 mag als Zeuge dessen hier folgen:

„Lieber Sohn Savater! Es ist eine kleine Ewigkeit, daß wir uns einander nicht genähert haben und schon längst wünschte ich eine schickliche Gelegenheit, mein Andenken bei Euch aufzufrischen — Euch Frau Aja wieder ins Gedächtniß zu bringen. Gegenwärtige erwünschte Gelegenheit ergreife ich demnach mit Freuden, Euch zu versichern, daß Ihr, teurer Freund, in meinem Andenken noch grüneth und blühet, daß ich noch immer mit freudiger Seele an die Zeit Eures Hierseins denke u. s. w. Auch bin ich überzeugt, daß Ihr mich noch lieb und wert habt. Amen.

Ueberbringer dieses ist Herr von Leonhardi [Leonhardt], ein Sohn aus einem unserer besten Häuser — ein hoffnungsvoller Jüngling —. Er und seine würdigen Eltern wünschten sehr, daß er von mir Eurer alten Freundin ein Empfehlungsschreiben mitbringen möchte — denn wem ist unbekannt, daß Ihr auch sehr oft von Unwürdigen belästigt worden seid und noch werdet. Seid diesem jungen Manne freundlich und belohnt dadurch den

Glauben, den ich jeberzeit an Eure Menschenliebe und Freundlichkeit gehabt habe und noch habe. . . .“

Sie war mit dem „lieben Sohn“ noch immer in schriftlichem Verkehr geblieben. Ja, sie galt bei seinen Glaubensgenossen als mächtige Freundin Lavaters und wurde bei physiognomischen Fragen um ihre Vermittlung gebeten. „So gehts einem“ — mit diesen Worten wird eine solche Vermittlung begleitet, „wenn die Menschen wissen, daß solche Richter der Welt unsere Freunde sind. — Auch stehe ich bei Euren Glaubensgenossen in großem Ansehn — freilich ohne all mein Verdienst und Würdigkeit — doch was thut das! Der Mond prangt ja auch mit geborgtem Licht, und mit alledem weiß ich keinen Dichter von Klopstock bis zum Neukirch, der ihn nicht besungen und beklimpert hat. Vor das überschickte Buch danke herzlich, es macht mir manche erquickende und gute Stunde — eben wie alles, was von Euch kommt. Denn das beteure ich, daß von allen, die ich kenne, sind doch auch viele gute Menschen darunter, keiner so in meinem Herzen angeschrieben steht wie Ihr.“

Frau von Knigge.

Selbstverständlich wurde ihre Befürwortung bei dem großen Sohne in Weimar viel häufiger gesucht. So wandte sich 1789 die Gattin des bekannten, mit Großmann näher befreundeten weimarischen Kammerherrn A. von Knigge mit der Bitte um Befürwortung eines Gesuchs an Frau Rat. Das Antwortschreiben ist erhalten.

„Ich habe die Sache aufs beste eingelenkt; ich bin fest überzeugt,“ so heißt es in diesem Briefe, „daß mein Sohn sich ein großes Vergnügen daraus machen wird, dero Herrn Gemahl, dessen Verdienste um die Gelehrsamkeit sowohl, als um die Menschheit lange von allen Rechtschaffenen anerkannt und verehrt sind, zu nützen.“ Gerade in demselben Jahre hatte ihr Knigge mit seinen dramaturgischen Blättern, die 1788 zuerst erschienen, „ein wahres Freudenfest“ bereitet.

Kestner und Lotte.

Wie mit Lavater, so wurde auch mit „Werthers Lotte“, Lotte Kestner und ihrem Gatten, der Verkehr weiter gepflegt. Im Sommer 1787 schickt ihr Lotte einen ihrer Söhne, Eduard, auf mehrere Wochen zum Besuch. Goethe schreibt aus Rom an Kestner, „daß sich wie er höre, der Kleine mit seiner Mutter gar gut vertragen habe.“ Im nächsten Jahre wollte das Ehepaar

Restner einen neuen Beweis ihrer Verehrung geben, indem sie Frau Kat die Patenschaft bei ihrer damals geborenen Tochter anboten. Es sollte das Kind den Namen seiner Patin erhalten. Vergeblich aber warteten Restners auf Antwort, sie fragten sogar bei dem zurückgekehrten Goethe an, der ihnen launig antwortete, „es wäre doch sonderbar, wenn durch diesen Zufall die Tochter der Mutter ominösen Namen fortführen sollte.“ Unterdes war aber schon die Antwort der Patin vom 23. Oktober mit vielen Entschuldigungen eingelaufen:

„Kein Kaufmann kann über einen starken Wechsel, der ihm präsentiert wird — und der den Grund seiner Kasse erschüttert, mehr erschrecken — als ich über Dero zweiten Brief. Erlauben Sie mir, daß ich meine Rechtfertigung Ihnen vorlegen darf — und ich erwarte von Ihrer Gerechtigkeitssiebe — meine völlige Lossprechung. Bei Empfang Ihres mir so erfreulichen Schreibens vom 17^{ten} September war ich krank — mein Kopf war mir dumm und mein Mund voller Blasen — meine Zunge wie durchlöchert — welches alles große Schmerzen verursachte und mich zum Schreiben ganz unfähig machte. Noch in dieser fatalen Periode kam Schloffer von Carlruhe mit Weib und Kinder, mich, die sie in 6 Jahren nicht gesehen hatten zu besuchen — logierten in meinem Haus — Sie, meine Theuersten! Können Sie die Unruhe, das Visitenleben leicht denken — Ich noch halb krank, mußte alles mitbetreiben — da war nicht eine Minute Zeit an etwas zu gedenken — Finden Sie meine Gründe hinreichend, so lassen Sie mich ein Wort des Friedens hören . . . Wie sehr es mich gefreut hat, Patin von Lottens und Ihrer Tochter zu sein, können Sie kaum glauben . . .“

Endlich trafen auch Schloffers nach sechsjähriger Abwesenheit im September 1788 mit ihren Kindern zu Besuch ein und wohnten im Hause der Großmutter. Auch sollte sogar die so lang vermifste laute Fröhlichkeit jugendlicher Geister noch einmal in das einsame Haus ziehen.

Tod Josephs des Zweiten; Kaiserkrönung.

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph II. Wie sehr auch die Frankfurter diesen edlen Menschenfreund geliebt hatten, haben wir schon aus einem Bericht der Frau Kat über seine Anwesenheit in Frankfurt — Juni 1781 — erfahren. Von der Trauer der Krönungsstadt bei seinem Tode berichtet Goethes Mutter in einem Brief an Frau von Stein:

„Der Tod des Kaisers hat unsre Stadt zu einem lebendigen Grabe

gemacht; das Läuten aller Glocken, welches 4 Wochen täglich zweimal, nämlich morgens 11 bis 12 und abends 5 bis 6 Uhr geschieht, — hat einen so lugubren Ton, daß man weinen muß, man mag wollen oder nicht. Der ganze Magistrat in tiefer Trauer — die Garnison schwarz, mit Flor alles umwidelt, — die kaiserliche Werbung, die Räte, Residenten u. s. w. alles, alles schwarz, — das hat ein überaus trauriges Ansehen. Künftigen Sonntag den 7^{ten} März ist bei allen drei Religionen Leichenpredigt — unsre Hauptkirche wird ganz schwarz behängt, — Jung und Alt erscheint in tiefer Trauer — Sänger und Sängerinnen sind zur Trauermesse vereschrieben.“

Wie natürlich, beschäftigten sich die Frankfurter bald mit der neuen Kaiserwahl und Krönung. — Frau Kat hoffte den Sohn und Frix von Stein bei sich zu sehen. — Schon im Juni schreibt sie an Frix, der sich nach den Kosten erkundigt hatte:

„Lieber Sohn! Eine Berechnung, wie viel der Aufenthalt während der Krönung hier kosten möchte, ist beinahe ohnmöglich zu bestimmen, so viel ist gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Carolin kosten wird, das Essen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem ist auch die Frage, ob ein Cavalier, der unter keiner Begleitung eines Churfürstlichen Gesandten ist, Platz bekommt, denn unsre besten Wirthshäuser werden im Ganzen vermietet, dem Dick im rothen Hause sind schon 30 000 Flor. geboten, aber er giebt's noch nicht davor. Wenn Leopold Kaiser werden sollte, so mag Gott wissen, wo die Leute alle Platz kriegen werden — denn da kommen Gesandten, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der Spanische, Neapolitanische, von Sicilien einer u. s. w. — Der Päpstliche Gesandte, weil er in der Stadt keinen Raum gefunden, hat ein Gartenhaus vor 3000 Carolin gemietet. Bei mir waren die Quartierherren noch nicht — Sie werden doch mit meinem Sohn kommen? Eine Stube sollen Sie haben . . .“

Um den gewaltigen Zubrang von Fremden zur Krönung zu bewältigen, wurde die Stadt in Bezirke eingeteilt, von denen jedem Kurfürsten einer für ihn und sein Gefolge zugeteilt wurde. Quartierherren besichtigten vorher die Wohnungen und verteilten nach eigenem Ermessen die Gäste. So sind die Worte aus demselben Brief zu verstehen: „Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, ich traue mir deswegen nicht vor die Thür zu gehen und sitze bei dem herrlichen Gotteswetter wieder in Bastille, — denn wenn sie mich abwesend fänden, so nähmen sie vielleicht das ganze Haus, denn im

Nehmen sind die Herren verhenkert fix, und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ichs keinem rathen, sie zu anderem Gebrauche zu bestimmen.“ —

Luise und Friederike von Mecklenburg.

Der große Hirschgraben wurde dem Kurfürsten von Hannover zugeteilt; die gefürchteten Quartierherren erschienen und trafen eine Bestimmung, die Frau Rat nicht minder als ihre Gäste zufrieden und glücklich machen sollte; die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, die damals vierzehnjährige Prinzess Luise, die spätere Königin und der gute Engel Preußens, ihre Schwester, die damals zwölfjährige Prinzess Friederike, die spätere Prinzess von Preußen, von Solm, Cumberland und zuletzt Königin von Hannover, nebst ihrem elfjährigen Bruder Georg wurden zu Gästen der Frau Rat bestimmt. Gewiß haben bei dieser Wahl nicht nur die Stattlichkeit des Hauses, sondern auch die nahen Beziehungen der Frau Rat mit dem den Prinzessinnen verwandten Weimarschen Hofe beigetragen. Die Prinzessinnen waren die Töchter des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz; sie hatten ihre Mutter und bald darauf die Stiefmutter früh verloren und wurden am Darmstädter Hofe von ihrer Großmutter erzogen. Weil sie in Hannover — während der Statthaltertschaft ihres Vaters — geboren worden waren, wurden sie im Quartier des Kurfürsten von Hannover untergebracht. Daß Gäste und Wirtin bald großen Gefallen aneinander fanden, brauchen wir nicht erst zu versichern. Die beiden Prinzessinnen waren die lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann. Was die Zeitgenossen begeistert berichteten, daß die Schönheit der Königin Luise nur noch von der Anmut ihres Geistes übertroffen wurde, zeigte sich schon damals nicht minder in der Lieblichkeit der äußeren Erscheinung, wie in der Natürlichkeit ihres Wesens und der geistigen Frische; und nun Frau Rat, die Frau mit dem ewig jungen Herzen, mit dem stets heiteren Kindesinn! wie bald schloß sich da ein festes Band zwischen Mutter und Kinder, ein Band, das erst der Tod gelöst hat. Noch in späteren Jahren hat die Herzogin von Cumberland mit Freuden davon erzählt, daß Frau Rat ihnen alles zu Liebe, Gefallen und Unterhaltung gethan hat, sie in ihr eigenes Zimmer kommen ließ und jugendlich mit ihnen spielte.

Gleich der Empfang zeigte, wie sehr sich Frau Rat auf Kindesinn und Kinderfreude verstand. Während die Hofdame, die Begleiterin der Prinzessinnen, sich mit Frau Rat unterhielt, hatten diese im Hofe den Ziehbrunnen entdeckt, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: „er ist in origineller Weise

ausgeführt und war von einem vorstürzenden, malerischen Dache geschützt. Ein ausgehauener Kopf mit einem Wasserrohr im Munde ragt aus einer Nische in der Wand hervor, und durch Bewegung eines langen Hebels zur Rechten des Kopfes wird das Wasser durch eine hohe Holzröhre in einen schalenförmigen Behälter heraufgepumpt.“ O, rief Luise aus, ich möchte wissen, ob wir nicht Wasser pumpen könnten, ich würde es gerne versuchen. Auf die gern gegebene Erlaubnis der Frau Rat stürmten trotz des Einspruchs der Hofmeisterin die Kinder auf den Hof und pumpten nach Herzenslust. Dem Versuch der Hofdame, die Prinzessinen von dem unpassenden Beginnen abzuhalten, machte Frau Rat, wie sie später oft erzählte, dadurch resolut ein Ende, daß sie Gewalt brauchte und sie in das Zimmer einschloß. „Denn,“ sagte die Mutter, „ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen nirgendwo gegönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mirs beim Abschied gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren.“

Von dem fröhlichen ungebundenen Leben der Kinder in diesen Tagen schreibt Frau Rat noch in freudiger Erinnerung im August 1806, als ihr der Sohn von seinem Zusammentreffen mit der Prinzessin Solms im Juli desselben Jahres in Karlsbad berichtet hatte:

„Noch eine Nachschrift! Das Zusammentreffen mit der Prinzessin von Mecklenburg hat mich außerordentlich gefreut — Sie — die Königin von Preußen — der Erbprinz werden die jugendlichen Freuden, die sie in meinem Hause genossen, nie vergessen — von einer steifen Hof-Étquette waren Sie da in voller Freiheit — Tanzten — sangen und sprangen den ganzen Tag — alle Mittag kamen Sie mit 3 Gabeln bewaffnet an meinen kleinen Tisch — gabelten alles was Ihnen vorkam — es schmeckte herrlich — nach Tisch spielte die jetzige Königin auf dem Piano-forte und der Prinz und ich walzten — hernach mußte ich ihnen von den vorigen Krönungen erzählen, auch Märchen u. s. w. Dieses alles hat sich in die jungen Gemüter eingedrückt, daß Sie alle 3 es nie bei aller sonstigen Herrlichkeit nimmermehr vergessen.“

Des „guten Pfannekuchen“ gedachte Königin Luise noch immer, so oft sie Frau Rat sah; und wie Prinz Georg nun gar an seinem Wunsch bei Frau Rat, Specksalat mit Eierkuchen zu essen, erkannt wird, das hat uns in ihrer meisterhaften Art Bettina aus dem letzten Lebensjahre der Frau Rat erzählt.

„Vor ein paar Tagen ging ich abends noch hin, die Jungfer ließ mich

ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich ans Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte, — ich lauschte und glaubte atmen zu hören, — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen und fragte, weil ich's gern aufs Eichhörnchen geschoben hätte: Häschen, bist du es? sehr unerwartet und für meinen Mut sehr niedererschlagend antwortete eine sonore Bassstimme aus dem Hintergrund: Häschen ist's nicht, es ist Hans, und dabei räuspert sich der ubiquus malus spiritus.. Woll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Atmen und einmaliges Niesen vernehmen; — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht vollleuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. Bist du da? fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Boueille, zu hängen; ja, rufen wir beide, und aus dem Dunkel tritt ein besterter Mann hervor und fragt: Frau Kat, werd' ich heut Abend mit Ihnen einen Specksalat mit Eierkuchen essen? Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg sei.“

Eine andere hübsche Geschichte, die in diese Zeit oder ein Jahr später fällt, ist von Rachel Barnhagen nach der Erzählung der Herzogin von Cumberland aufbewahrt worden.

„Eine viel komischere Geschichte fiel vor mit Frau von Guttenhofen, gebornen Gräfin Hagfeldt, einer berühmten Schönheit am Mainzer Hofe, wobei Frau Goethe auch wieder kräftig auftritt. Als unsere Königin fünfzehn Jahre alt war, so wurde wohl sie, aber noch nicht die Herzogin, manchmal von der Großmutter in Gesellschaft mitgenommen. „Und so geschah es einmal,“ erzählte die Herzogin, „daß meine Schwester einen Besuch beim damaligen Kurfürsten von Mainz mitmachte; kaum ist sie aber mit meiner Großmutter hineingetreten, so stürzt Frau von Guttenhofen auf sie zu und sagt: Wissen sie wohl, Prinzeß, daß man hier nicht mit langen Ärmeln herkommen kann? Die junge Fürstin faßte sich aber und sagt gleich: Ich thue alles nach den Befehlen meiner Großmutter, und so habe ich auch angezogen, was sie mir befohlen. — Ich sehe meine Schwester noch, — fuhr die Herzogin erzählend fort, — sie hatte ein blauweiden Kleid mit spitzen Ärmeln an, wie man sie damals nannte — mit schwarzen Perlen, wahrscheinlich Schmelz — gestickt. Aber es machte doch einen Eindruck auf meine Schwester, so jung sie war! Sie ist auch nicht wieder dort gewesen.“ Frau Goethe vernahm den Vorfall mit großem Unmut und sprach lebhaft für ihr Prinzeßchen.

Späterhin, so fuhr die Erzählung fort, war unsere Königin mit der Herzogin zusammen in Wilhelmsbad, wohin auch Frau Rat Goethe aus Frankfurt eingeladen wurde, die dann mit der Königin in den Brunnensaal hinabging und dort neben ihr saß, während aller Welt Menschen sich einfanden und ihre Huldigungen darbrachten. Frau Goethe hörte nicht auf, nach den ihr unbekanntem Personen zu fragen: „Wer ist die? Wer ist das?“ und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragt, die eben gesprochen hatte, antwortet die Königin: Frau von Guttenhofen! — „Die Frau von Guttenhofen?“ fährt Frau Goethe lebhaft auf, „die so grob war? Lassen Ihre Majestät ihr nun gleich befehlen, sie soll sich ihre Ärmel abschneiden!“ In der größten Wut sagte sie das.“

Das Versprechen, das die Mecklenburger Fürstinkinder Frau Rat beim Abschied gegeben haben, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei ihr waren, haben sie alle drei ihr Leben lang gehalten, ein schöner ehrenvoller Zug für beide Teile. Von ihrem Verkehr bei der Krönung des Kaisers Franz am 14. Juli 1792, wo sie ebenfalls in Frankfurt waren, ist uns nur zufällig nichts berichtet.

Der Vater der Prinzessinnen, Prinz Karl von Mecklenburg, hatte der Frau Rat zum Dank eine schöne Dose mit seiner Brillantchiffre geschenkt — ebenso auch zwei schöne Tassen, die Frau Rat ihr Lebenlang hochhielt. Als nun Luise und Friederike am 24. April 1793 mit dem Kronprinzen von Preußen und dessen Bruder sich verlobt hatten, da war Frau Rat nicht wenig stolz auf ihre Prinzessinnen. Wie drollig sie es angefangen hat, den König von Preußen auf ihre nahen Beziehungen zu den hohen Bräuten aufmerksam zu machen, hat die Prinzessin Friederike selbst später erzählt:

„Wie die beiden schönsten Fürstinnen Deutschlands, — holbe, blonde, liebe Engel, — als preussische Bräute mit unserm Prinzen und dem hochseligen König zu Frankfurt waren, so hatte dieser seine Loge dicht neben der, worin die Frau Rat Goethe zeit lebens ihren Platz nahm. Das lebhafteste Herz der vortrefflichen Frau triumphtierte, daß ihre Prinzesschen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten, und sie konnte es nicht unterlassen, ihrem Logennachbar, unserm Könige, zu zeigen, wie wohl sie den hohen Bräuten befreundet sei. Sie besaß nämlich eine schöne Dose mit der Brillantchiffre des Herzogs von Mecklenburg, zum Andenken für die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder. Und so gab die Herzogin die Worte wieder, mit denen Frau Goethe ihr die Sache nachher selbst erzählt hat: „Ich nehme die Dose, geh' ins Theater, stelle sie mit daraufdrückender Hand — fest auf

den Logenrand; der König sieht nichts. Ich nehme eine Priese, setze die Dose näher an den König und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin, er hat mehr dergleichen gesehen! Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher und sehe wieder den König an: Endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!“ Ja, Ihre Majestät, antwortete ich, die hab' ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg!“ Und so mußte der König ihre Freude wissen, und die Sache war gelungen, Herz hilft zu allem.“

Königin Luise und Frau Rat.

Gleich im nächsten Jahr erhielt Frau Rat durch den Herzog und den Sohn den Beweis, daß ihre Prinzessin ihrer wohl gedachte. Im Juli 1799 war Luise als Königin mit ihrem Gemahl in Frankfurt.

Lassen wir Frau Rat selbst erzählen, wie schön Luise und der Prinz ihr ihre Liebe vergolten haben.

„Mir ist eine Ehre wiederfahren,“ schreibt sie dem Sohn, „die ich nicht vermutete — die Königin ließ mich durch ihren Bruder einladen zu ihr zu kommen, der Prinz kam um Mittag zu mir und speiste an meinem kleinen Tisch — um 6 Uhr holte er mich in einem Wagen mit 2 Bedienten hintenauf in den Taxischen Palast — die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten — erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Haus — der guten Pfannekuchen u. s. w. Du lieber Gott! was so etwas vor Wirkung auf die Menschen macht! Das war gleich in allen Kaffee- und Weinhäusern, in großen und kleinen Gesellschaften — es wurde in den ersten Tagen nichts anders geredet, als: die Königin hat die Frau Rat durch den Erbprinzen von Mecklenburg zu sich holen lassen — und wie ich strapaziert wurde alles zu erzählen, was alles da wäre abgehandelt worden, mit einem Wort: ich hatte einen Nimbus ums Haupt, der mir gut zu Gesichte stand.“

Im Jahre 1803 war das königliche Paar mit den zwei Schwestern Luizens, Friederike, damals Prinzessin von Solms, und der Herzogin von Hildburghausen und dem Erbprinzen von Thurn und Taxis in Wilhelmshad. Sofort wurde Frau Rat herübergeholt und voller Begeisterung über die Liebe und Güte der höchsten Herrschaften meldet sie am 24. Juni dem Sohn:

„Die große Freude, die mir am Sonntag den 19ten Juni zu theil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten dir zu verschweigen, also

vernimm was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Wilhelmsbad — die Königin äußerte, daß sie die Rätin Goethe sehen und sprechen mußte — und daß demnach Anstalten getroffen werden möchten, mich hinzubringen — die Gräfin von Veiningen ließe mir den Befehl von Ihrer Majestät demnach zu wissen thun, und kamen um 2 Uhr mittags, mich in einem schönen Wagen, bespannt mit 4 raschen Pferden, abzuholen. 4¹/₂ Uhr waren wir im Wilhelmsbad — ich wurde in ein schönes Zimmer geführt, da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute sich herzlich mich zu sehen, präsentierte mich an Dero 3 Schwestern, die Herzogin von Sildburghausen — Erbprinzeß von Thurn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten sich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Hauses und dergleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimmt war, wer kam da dazu?? Unser Herzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich — o! wie viel liebes und gutes hat er von dir gesagt — ich danke ihm mit gerührtem Herzen vor die Gnade, die er dir in der letzten fatalen Krankheit erwiesen — Er sagte (auch sehr gerührt): daß hat er auch an mir gethan — schon 30 Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander. Ich war so aufgespannt, daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließ mich die Königin in ein anderes Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schrank und brachte ein kostbares goldenes Halsgeschmeide, und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen — bis zu Thränen gerührt — konnte ich nur schlecht danken. In diesem kostbaren Schmuck kam ich wieder ins Zimmer, wo unser vortrefflicher Herzog und die 3 Schwestern der Königin waren — die dann große Freude ob meiner prächtigen Verwandlung bezeugten. Alles zu erschöpfen was an diesem, vor mich so glorreichen Tag geschah, ist ohnmöglich — genug, ich kam abends um 10 Uhr vergnügt und selig im goldenen Brunnen an.“

Darum kann sie auch stolz dem Enkel, der nach Berlin reisen sollte — 1806 — schreiben: „Wenn er die Königin von Preußen zu sehen bekommt, so kann er ihr melden, daß die Großmutter noch gesund wäre.“ Die letzte Nachricht waren die herzlichen Grüße, die durch Goethe an sie bestellt wurden, als der Dichter in Karlsbad mit der Prinzessin von Solms zusammen war. Die prächtige oben gegebene Schilderung jener Frankfurter Zeit als Antwort hierauf zeigt, daß auch Frau Rat die Erinnerung daran bis an den Tod behielt.

Der Erbprinz Georg, der spätere Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, hat Frau Rat noch zweimal (1805 und 1808) besucht. Von seiner großen Verehrung und Dankbarkeit für Goethes Mutter zeigt ein zufällig erhaltenes Schreiben auf einen Brief der Frau Rat an ihn: „. . . . Ich sage Ihnen, liebe Frau Rat, daß ich in Ihrem Brief ganz meine alte liebe Rätin erkannt habe, die Frau, von der es mich nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebar — denn alles dies habe ich nicht allein dem Sinn, sondern auch beinahe dem Wort nach so empfunden — und nur auf diese Weise können Worte den Weg zu Ihrem Herzen finden — das weiß ich und darum schreibe ich an Sie Bleiben Sie mir nur immer recht gut, und recht lange noch hier auf Erden — damit wir noch oft die Gläser anklingen können, wenn ich durch Frankfurt komme, zum Angebenken der schönen alten Zeit, denn ich glaube nun mit ziemlicher Gewißheit bestimmen zu können, daß ich wohl immerdar der alte bleiben werde. — Die Königin, welche mich versichert, Sie mit herzlichster Freude in Frankfurt wiedergesehen zu haben, grüßt Sie schönsten; und ich — wenn Sie's erlauben — umarme Sie nach alter Uebereinkunft auf alte deutsche Weise. — Georg.“

Er war es auch, der die ihm wohlbekannte große Hausuhr des Goethehauses ankaufte und heimlich in Goethes Haus bringen ließ, um mit ihren Schlägen den Dichter an seinem achtzigsten Geburtstag (1828) zu überraschen. Mit derselben Treue und Huld hielt seine Schwester, die Königin von Hannover, an Frau Rat und ihrem Sohne. Wir besitzen vielfache Beweise ihrer gütigen und freundschaftlichen Gesinnung aus Goethes Briefwechsel mit Zelter und aus seinen Gedichten. Eine Erinnerung an den Frankfurter Aufenthalt und die Mutter sandte ihr Goethe im Jahre 1826. Der Berliner Maler Kösel hatte Goethe im Jahre 1825 zu seinem Geburtstage zwölf Abdrücke seiner Zeichnung des Hofes von Goethes Waterhaus mit dem Brunnen gesandt. Der Dichter sandte einen von diesen mit dem schon oben erwähnten Gedicht an seinen Jugendfreund Klingler, einen zweiten am 11. Juni 1826 an die Herzogin von Cumberland mit demselben Gedicht: „An diesem Brunnen hast auch du gespielt“, dessen Sinn allerdings noch weniger auf diese als auf Klingler paßt.

So waren auch in diesem Sinn Goethe und seine Mutter unzertrennlich. Meist wurde die Mutter um des großen Sohnes willen besucht und ihr hoher persönlicher Wert von den Besuchern erst im Umgang erkannt. Unsere Prinzessinnen aber hatten zuerst die Mutter kennen und verehren gelernt und um ihretwillen lasen sie zuerst Goethes Gedichte. Ihre späteren Be-

ziehungen zu dem großen Dichter waren erst eine Folge ihrer Verehrung seiner Mutter.

Und so wollen denn auch wir zurückkehren zu dem Kernpunkt unseres Buches, zu Frau Rat als Mutter ihres Sohnes. Daß ein Besuch des Sohnes während dieses Jahrzehnts von Frau Rat vergeblich erhofft wurde, ist uns schon bekannt. Umso mehr wünschte sie schriftlichen Verkehr; leider sind die Briefe des Sohnes mit wenigen Ausnahmen verloren, aber glücklicherweise begnügte sich Frau Rat nicht mit den Berichten des Sohnes, sie hielt sich immer noch einen Geheimkorrespondenten, der die mütterliche Wißbegierde ausführlicher befriedigen mußte. In früheren Jahren hatte sie „Goethes Bliß“, wie sie ihn nannte, seinen Schreiber Philipp Seidel auserkoren, der noch 1783 bei ihr zur Weinernte war; aber jetzt sollte ihr ein neuer, mehr eingeweihter, weil Goethe innerlich sehr nahestehender Berichterstatter erstehen in dem kleinen Fritz von Stein, dem Goethe viele Jahre hindurch ein zweiter Vater war.

Frau von Stein.

Es ist hier nicht der Ort, über Goethes Beziehungen zu Frau von Stein zu sprechen. Soviel ist unsern Lesern sicher bekannt, daß all die edlen Frauengestalten, die der Dichtergeist Goethes bis zu seiner Rückkehr aus Italien geschaffen hat, dieser edlen Freundin Goethes mehr oder weniger nachgeschildert sind. Frau von Stein vertrat jetzt in vielen die Mutter. Sie wurde nun die Vertraute seines Herzens und seiner Pläne. So war auch sein schönes Wort „Solang ich Dich und die Mutter habe, kann mirs an nichts fehlen“, recht aus dem Herzen gesprochen. Er sendet ihr die Briefe der Mutter, „um sie an dem Leben darin teilnehmen zu lassen“, Briefe, von deren Existenz wir nur hierdurch unterrichtet sind. Auf seine Bitte schreibt sie an die Mutter (1784), nur sein Dank für diesen Brief ist erhalten in den Worten „Tausend Dank für alles, was Du an mir thust“. In den Tagen des Unmuts, da die Freundin auf ihrem Gute zu lange blieb und ihn einsam in Weimar zurückließ, gesteht er ihr, daß er den Besuch bei der Mutter um ihretwillen unterlassen habe. An den Aufenthalt des Sohnes Fritz von Stein bei Frau Rat schließt sich auch ein kurzer Briefwechsel der beiden Frauen. Nur die Antwort der Frau Rat auf das Dankschreiben der Frau von Stein ist erhalten, es ist einer ihrer interessantesten Briefe, weil er eine schöne Selbstcharakteristik enthält.

„Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele

Ihre Liebe ist die Frucht

Von Roth, bey B auf seiner Wangerung nach my Brangungel von mir Anger,
gezungen ist - Ang B Thumber, aller, und Brangungel Sie auf ganzem
ist - Ist - Ihre die Wangerung so ist - und sind stellt alle und ganz
gibt es am gebunden sind die Woll und sind besagt allen Fund
Sohn und Engländer - Brangungel einmünd - Sucht immer die gute
Sich aus Engländer - überlegen die stellen dem der den Wangerung
und sind ab am Engländer Wangerung, die Engländer den ab Engländer,
und Eng" sind die Wangerung Engländer ist mich Hoff, glücklich und Wangerung.

Facsimile aus einem Briefe von Goethes Mutter an Frau von Stein.

Im Besitze des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig. (Vgl. Seite 207.)

mißvergnügt von mir weggegangen ist, weiß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist, — Ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erbensöhnen und Töchtern, — demoralisiere niemand, — suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.

In dem nächsten Jahr ist Frau Kat der „vortrefflichen Freundin“ in Besorgung von Summen und Spizen behilflich. Während der Abwesenheit des Sohnes in Italien übersendet sie der Mutter die Reiseberichte, worüber diese in einem noch erhaltenen Briefe sich bedankt.

Bald sollten die beiden Frauen sich auch persönlich kennen lernen. Auf einer Badereise im Mai 1789 kehrte Frau von Stein bei Goethes Mutter ein. Daß dieser Besuch der verehrten Freundin des Sohnes, der Mutter des lieben Fritz, Frau Kat große Freude bereitete, braucht nicht erst versichert zu werden. Aber der drohende Riß der Freundschaft zwischen Frau von Stein und Goethe trübte gewiß den Verkehr. Die einzig erhaltene Notiz über den Besuch: „Du hast meine Mutter gesehen und ihr viel Freude gemacht“, steht in dem letzten Briefe Goethes aus der Zeit der Freundschaft, jenem Schreiben, das niemals von Frau von Stein beantwortet worden ist.

Fritz von Stein.

Bei weitem inniger und wertvoller für Frau Kat sollte sich ihr Verkehr mit dem jüngsten Sohn der Frau von Stein gestalten. Und auch hier sind der Grund und die Wurzel die herzlichen Beziehungen zwischen Goethe und seinem lieben Fritz. Fritz von Stein war am 27. Oktober 1773 geboren. Goethe gewann den aufgeweckten Knaben lieb, wohl auch deshalb, weil er der Lieblingssohn der Mutter war. Aus Fritz von Steins eigenen Angaben wissen wir, daß der Knabe bald mit voller Seele an Goethe hing, der ihn unterrichtete und erzog und ihn 1783 ganz in sein Haus aufnahm. „Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er mich behandelte und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782—1786, wo er nach Italien reiste“, so spricht sich der Bögling später über seinen Gönner aus. Es ist ein hübscher Beweis für die nie ermattende Liebe Goethes zu seiner Mutter, daß er den Bögling an dieser Liebe teilnehmen ließ. Denn

anders sind die Worte, die er im Oktober 1783 an Frau von Stein schreibt, nicht zu verstehen: „Wenn es nach Trizen ginge, so müßte ich nach Frankfurt, er plagt mich und thut alles, mich zu bereben;“ und ebenso im Juni des nächsten Jahres: „Triß hat an meine Mutter geschrieben und rät mir gar sehr an, sie zu besuchen, er kann nicht begreifen, daß ich soviel zu thun habe.“ Und Frau Rat hat ihre besondere Freude an dem bei Beginn des Jahres 1784 eröffneten Briefwechsel, da sie in dem elfjährigen, bei Goethe wohnenden Knaben sogleich den besten Korrespondenten vermutet, der ihr das Leben und Treiben des vielgeliebten Sohnes näher bringen könne.

Der erste Brief bringt sofort ihre Vorschläge.

„Lieber Sohn! Vielen Dank vor Ihnen lieben Brief, er hat mir große Freude gemacht, — es geht Ihnen also recht gut bei meinem Sohne, — o, das kann ich mir gar wohl vorstellen. Goethe war von jeher ein Freund von braven jungen Leuten und es vergnügt mich ungemein, daß Sie sein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und also gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverlässiger werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die Abwesenheit von ihm mir ofte trübe Stunden macht. Sie, mein kleiner Freund, könnten nun da ein großes gutes Werk thun, — zumal da Sie mich lieb haben, so wird es Ihnen gewiß nicht sauer ankommen, hören Sie, lieber Freund, meinen Vorschlag, — da Sie beständig um meinen Sohn sind, also mehr von ihm wissen, als jeder andere, wie wäre es, wenn Sie so ein kleines Tagebuch hielten, und schickten es mir alle Monat, — viele Arbeit soll das Ihnen gerade nicht machen, nur ohngefähr auf diese Weise: „Gestern war Goethe im Schauspiel, Abends zu Gast, — Heut hatten wir Gesellschaft“, u. s. w. Auf diese Weise lebte ich gleichsam mitten unter Euch, — freute mich Eurer Freuden, — und die Abwesenheit verlor viel von ihrer Unbehaglichkeit — eine kleine Zeile Morgens oder Abends geschrieben, — macht Ihnen wenig Mühe, mir aber würde es unbeschreiblich wohl thun, — überlegen Sie die Sache einmal, ich glaube, es geht.“

Daß der kleine Freund, der sofort mit „Lieber Sohn“ angeredet wird, auf den Vorschlag einging, zeigt der zweite Brief vom Februar:

„Lieber Sohn! Das ist ja recht brav, daß Sie so Wort gehalten haben — das Tagebuch ist so ganz recht, und hat mich außerordentlich gefreut, — machen Sie mir das Vergnügen und schicken alle Monat so eine Beschreibung Ihres Lebens und Ihrer Beschäftigungen — die Ent-

fernung von meinem Sohne wird mir dadurch unendlich leichter, weil ich im Geiste Alles das mitgenieße, was in Weimar gethan und gemacht wird, — ich bitte, fahren Sie so fort, und Sie sollen mein lieber, lieber Sohn sein.“

„Die kleinste Begebenheit, die Sie mir berichten, hat mehr Reiz für mich, als alles, was sonst auf der Welt.“ Wir hören hieraus das Glück einer Mutter, die ganz in dem Sohne aufgeht. Kleine Geschenke werden nun öfters gesandt, um den Korrespondenten vergnügt und schreiblustig zu erhalten, auch hübsche Berichte aus Frankfurt läßt sie folgen, um sich hierdurch dankbar zu zeigen. Die auch durch Frits an sie gerichtete Bitte, nach Weimar zu kommen, weist sie zwar mit ihren alten Gründen: „das Reisen war nie meine Sache und jezo ist's beinahe ganz unmöglich“, zurück, dafür aber hofft sie bestimmt Wolfgang und Frits bald bei sich zu sehen. Des jungen Freundes Sendung seines Schattenrisses und die Schilderung seiner eigenen Person beantwortet sie in einer Weise, die die mütterliche Erzieherin verrät und schickt gleichfalls eine Schilderung von sich, die zu hübsch ist, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten:

„Hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, — das Unangenehmste immer zuerst, — und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Vaters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, — ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Troß, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“

Den wiederholten Einladungen der Frau Rat folgte Frits von Stein Anfang September 1785. Am 5. September spricht ihm Goethe seine Freude darüber aus, daß er wohl angekommen und wohl aufgenommen worden sei: „Gedente fleißig der Lehren des alten Polonius und es wird ferner gut gehen Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da

sie nicht so ernsthaft ist, wie ich, so wirst Du Dich besser bei ihr befinden.“ Wie sehr recht Goethe hatte, wenn er Frißen ein lustiges Leben bei der Mutter versprach, zeigt deren erster Brief nach der Rückkehr des Knaben:

„Mein lieber Cherubim! Ihre glücklich abgelaufene Reise und die ausführliche Beschreibung davon hat mich sehr gefreut, — auch ergöhte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Friß in gutem Andenken hat. Ich vergesse aber meinen lieben Pagen eben so wenig — Alles erinnert mich an ihn, — die Birn', die ihm früh morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank, — wie wir uns hernach so schön aufteckeln ließen, er von Sachs, ich von Zeiß, und wie's hernach, wenn die Puderböcker mit uns fertig waren, an ein Rußen und Schniegeln ging, und dann das vis a vis bei Tisch, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Messe jagte, und wie wir uns im Schauspiel wieder zusammen fanden, und das nach Haus führen, — und dann das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte, und die Greineld und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß.“

In einem Briefe vom Schlusse desselben Jahres heißt es dann: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, sagt Götz von Berlichingen, er hat wahrlich recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehen und trägt alles in seinem Wirkungskreis dazu bei.“

Während der Anwesenheit des jungen Stein war Figaros Hochzeit von Beaumarchais in deutscher Uebersetzung in Frankfurt aufgeführt worden, welche einen Eindruck das Drama auf Frau Kat, die Theaterenthusiastin machte, erkennen wir aus diesen Briefen. Sie singt die eingelegte Romanze des Pagen Cherubin aus dem vierten Akt (daher die Anrede in dem voranstehenden Briefe) und schreibt für Friß jenes Lied ab, „da sie nicht weiß, ob der deutsche Figaro in Weimar Mode ist.“ — „Lieber Friß, erinnert er sich noch wie wirs zusammengesungen und dabei so fröhlich und guter Dinge waren?“ Es war Cherubins Romanze im Volkston, nach der Weise des Marlboroughliedes gesetzt:

Mein Näslein, sollst mich tragen
Ach mein Herz, mein Herz thut mir schlagen)
Durch Berg und Thal zu jagen
Wohl über Stod und Stein.
Hin ritt ich ganz allein.

Wo dunkle Tannen ragen,
(Ach mein Herz, mein Herz thut mir schlagen)
Da hab ich an zu klagen
Und Thränen flossen drein u. s. w.

Am 3. Oktober war der kleine Reisende wieder in Weimar. „Fritz ist gar gut,“ berichtet Goethe der Freundin, „und klug, die Reise ist ihm von unsäglichem Werte. Er ist lustiger als jemals. Er hat in Frankfurt erst recht Freiheit kennen gelernt und meine Mutter hat ihm die Philosophie des lustigen Lebens erst noch recht ausführlich kennen gelehrt.“

Auch Frau Kat denkt noch später oft mit Freude an den Aufenthalt des Knaben in Frankfurt und ruft sich die Zeit mit Vergnügen zurück.

Als der Sohn nach Italien geflohen war, und auch die Freundin nicht wußte, wo er war, wandte sich Fritz, gewiß im Auftrage der Mutter, (im Oktober 1786) an Frau Kat. Diese hatte freilich durch einen Brief aus Rom vom 4. November Goethes Aufenthalt erfahren, aber sie weiß das Geheimnis so zu wahren, daß sie es noch Mitte Dezember dem jungen Freunde gegenüber aufrecht erhält: „Wissen Sie denn noch immer nicht wo mein Sohn ist? das ist ein irrender Ritter! nun er wird schon einmal erscheinen und von seinen Heldenthaten Rechenschaft ablegen — wer weiß wieviel Riesen und Drachen er bekämpft und wieviele gefangene Prinzessinnen er befreit hat.“

Der nahende Bruch der Freundschaft zwischen Frau von Stein und Goethe wirkt auch in diesen Briefen seine Schatten voraus. Schon im Beginn des Jahres 1788 muß die Mutter den Sohn gegen den Vorwurf, daß er kalt gegen seine Freunde geworden sei, verteidigen; den Einladungen zur Kaiserkrönung wird nicht Folge gegeben, mit dem Dezember 1790 hört sogar der Briefwechsel ganz auf. Die Gereiztheit und der allmählich zu Haß sich steigende Born der Frau von Stein gegen Goethe ist nicht ohne Einfluß auf ihren Sohn geblieben, „dessen Denken und Fühlen in so wunderbarer Weise mit dem der Mutter übereinstimmte“. Aber sicherlich war die damalige Zurückhaltung des jungen Stein gegen Goethe nicht der Hauptgrund für das Aufhören des schriftlichen Verkehrs mit Goethes Mutter. Viel wesentlicher war der äußere Umstand, daß Fritz von Stein 1791 Weimar verließ und damit aus der Nähe Goethes kam, der ja die eigentliche Ursache zu jenem Briefwechsel gewesen war. Daß Frau Kat Fritz von Stein, „ihrem lieben Sohn“, treu und gewogen blieb, erfahren wir durch einen Brief an Wolfgang vom 5. Mai 1794: „Mein lieber Fritz von Stein — (er war auf der Reise nach England begriffen) — ist noch hier und lebt

wie der Vogel im Hanffamen stets lustig hejsa Hopsasa — er ist immer noch der liebe Junge, der er vor neun Jahren war.“ —

Ähnlich wie der Mutter müssen auch uns die Briefe aus und nach Weimar Erfaß bieten für die verlorenen; auch sie geben uns den Beweis, daß nicht weniger als zu anderen Zeiten auch in dem Jahrzehnt, da der Sohn die Mutter vergeblich auf seinen Besuch warten ließ, Wolfgang immer im Mittelpunkte ihres Lebens, Denkens und Fühlens stand. Um seinen Gesundheitszustand ist sie immer sehr besorgt, sie ruht nicht, bis er die, wie sie meint, gesundheitschädliche Gartenwohnung aufgegeben und sich eine Stadtwohnung gemietet hatte. Sie wendet sich deshalb sogar an die Herzogin Anna Amalia „und bittet sie zu helfen, diesen Herzensdruck ihr wegzunehmen“. Sie erreicht es denn auch, daß Wolfgang Ostern darauf (1782) in das Haus am Frauenplan, zuerst als Mieter, einzog.

Anna Amalie meldet schon im November vorher, „daß wir (sie meint Frau Kat und sich selbst) den Sieg über ihn gewonnen haben,“ — sie hat ihm dafür auch einige Möbel versprochen, „weil er so hübsch fein und gut ist.“ Ein Jahr später beschreibt die Herzogin der Frau Kat „das Palais des Herrn Geheimden Rat von Goethe“, daß es von außen und innen prächtig geschmückt und eins der schönsten der Stadt Weimar werden wird.“

Es ist dasselbe Haus am Frauenplan, das der Herzog seinem Freunde 1792 schenkte und das Goethe bis zu seinem Tode bewohnt hat. So war Frau Kat dieser Sorge überhoben, aber die vielfachen kleineren Leiden und Erkältungen des Sohnes, die Folgen des „infamen Klimas“ in Weimar, das Mutter und Sohn von Herzen haßten — und übertriebene Nachrichten von des Sohnes üblem Gesundheitszustand machten ihr doch auch ferner noch das Herz schwer. Wir erkennen das aus dem Briefe des Sohnes vom 7. Dezember 1783:

„Frau Vättij hat übrigens gegen alle Lebensart gehandelt, gegen alles mütterliche Gefühl, daß sie Ihnen mit einer solchen Klatscherei nur einen Augenblick verderben konnte als die Nachricht von mir ist. Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauch gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist, und das Gute und Rechte in der Welt will.

Hätte man Ihnen in dem bösen Winter von 69 in einem Spiegel vorausgezeigt, daß man wieder auf solche Weise an den Bergen Samaria Weinberge pflanzen und dazu pfeifen würde, mit welchem Jubel würden Sie es angenommen haben.

Lassen Sie uns hübsch diese Jahre daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben und jedes Jahr das zugelegt wird mit Dank erkennen. — — —

Sie an Ihrer Seite vergnügen Sie Sich an meinem Daseyn jetzt und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost seyn, daß ich nicht ganz sterbe.“

Der Sehnsucht nach Berichten über des Sohnes Zustand half der kleine Fritz bereitwillig ab. Aber die viel größere Sehnsucht, den einziggeliebten „wieder einmal in die Arme zu schließen“, wurde nicht gestillt.

Daß sie trotz aller Einladungen sich nicht mehr zur Reise nach Weimar entschließen konnte, haben wir schon erfahren. Der Sohn freilich hoffte auf „ein anmutiges Alter, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen“, aber an einer völligen Ueberfiedelung hinderte sie der Besitz des Hauses und die gewiß berechnigte Abneigung, in ihren Jahren in neue, unbekannte Verhältnisse sich zu wagen. Zu Eckermann hat Goethe später geäußert, daß Anna Amalie die Mutter so lieb gehabt hätte, daß sie sie für immer nach Weimar ziehen wollte; er selbst wäre aber dagegen gewesen. Gewiß schon aus dem einfachen Grund, weil Frau Mat nie darauf eingegangen wäre. Das Leben in Frankfurt gehörte zu ihren Existenzbedingungen.

Aber auch der Sohn konnte Weimar verläufig nicht verlassen; selbst als sein Fürst ihn im Dezember 1784 nach Frankfurt einlädt, schlägt er, in üblen Erinnerungen an die Besuche der rheinischen Höfe (1779) die Einladung aus. Dafür übersendet er der Mutter regelmäßig seine dichterischen Schöpfungen. Freilich wundert sie sich einmal über des Dichters Schweigsamkeit in diesen Jahren und meint, daß er sich etwas mit den Mäusen brouilliert hätte, aber sie hofft, daß die Geburt des Erbprinzen den dichterischen Genius begeistern werde. Sie erhält denn auch alles, was am Weimarer Hof bei dieser Gelegenheit gedichtet worden war.

Daß von Goethe damals geplante Drama „Elpenor“, auf das die Mutter mit Spannung harrete, wurde leider nicht fertig und ist Fragment geblieben, aber von Wilhelm Meißner wurden die einzelnen Bücher nach ihrer Vollendung baldigst an die Mutter geschickt. Im Februar 1784 wird sie von der Herzogin über ihr Urtheil gefragt. Diese selbst schreibt dazu: „es wird wohl ein Meisterstück von unsern Herrn Wolff werden. Da ist Leben drinn. Er ist ein Prometheus, der sich seine eigne kleine Welt schafft.“ Selbst von Rom

aus unterläßt Goethe nicht, stets durch Göttschen die neuen Bände der Ausgabe der Mutter zu übersenden. Auch wurde ihr das Tiefurter Journal, das die Schöngelister Weimars unter Leitung von Anna Amalia herausgaben, zugesandt.

Wolfgangs italienische Reise.

Als Goethe nach Italien ging, hatte er niemanden außer seinen Schreiber ins Vertrauen gezogen; selbst dem Herzog schreibt er zuerst ohne Angabe des Ortes. Die erste Nachricht wurde nach Weimar am ersten und dritten November geschrieben; die zweite ging am 4. November von Rom an die Mutter:

„Vor allem andern muß ich Ihnen sagen, liebe Mutter, daß ich glücklich und gesund hier angelangt bin. . . . Wie wohl mir ist, daß sich so viele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die Gegenstände in der Natur sehe, die ich von Jugend auf im Kopfe sah und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. . . . — Auf alle Fälle gehe ich über die Schweiz zurück und besuche Sie. Da wollen wir uns was rechts zu Gute thun, doch das bleibt alles unter uns.“

Die zuletzt ausgesprochene Mahnung nahm sie, wie wir oben gesehen haben, sehr ernst. Dem vielgeliebten Wolfgang aber schrieb sie sofort am 17. November 1786 einen prächtigen Brief, der später in unrechte Hände gekommen, erst im Jahre 1868 durch das Buch „die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II.“ bekannt geworden ist:

„Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als dein Brief aus Rom — Jubilieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühesten Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. — Einen Menschen wie du bist, mit deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, — und nicht allein dich, sondern alle, die das Glück haben, in deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Mettenbergern im Gedächtnis bleiben. „Wenn dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris und London zurück kommen. — Aber sehen hätte ich dich mögen beim ersten Anblick der Peterskirche!!! Doch du versprichst ja, mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt du mir alles haarklein erzählen.“

Vor ungefähr 4 Wochen schrieb Fritz von Stein, er wäre deinetwegen in großer Verlegenheit — kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüßte wo du wärest — jedermann glaubte dich in Böhmen u. s. w.

Dein mir so sehr lieber und interessanter Brief vom 4ten November kam Mittwoch den 15. ditto Abends um 6 Uhr bei mir, an. — Denen Bethmännern habe ihren Brief auf eine so drollige Weise in die Hände gespielt, daß sie gewiß auf mich nicht raten. Von meinem innern und äußern Befinden folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klarer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine Sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Tage. — Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körper ist; so thätig ist das, was in mir denkt — da kann ich so einen ganzen geschlagenen Tag ganz alleine zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden sein braucht man doch wohl in dieser Welt nicht. Das neueste von deinen alten Bekannten ist, daß Papa la Roche nicht mehr in Speier ist, sondern sich ein Haus in Offenbach gekauft hat, und sein Leben allda zu beschließen gedenkt. Deine übrigen Freunde sind alle noch die sie waren, keiner hat so Riesenschritte wie Du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakaien, sagte einmal der verstorbene Max Moors). Wenn du herkommst, so müssen diese Menschenkinder alle eingeladen und herrlich traktiert werden. — Wildpretbraten, Geflügel wie Sand am Meer — es soll eben pompös hergehen. Lieber Sohn! Da fällt mir nun ein unterthäniger Zweifel ein, ob dieser Brief auch wohl in deine Hände kommen möchte, ich weiß nicht wo du in Rom wohnst — du bist halb inkognito (wie du schreibst), wollen das Beste hoffen. Du wirst doch, ehe du kommst, noch vorher etwas von dir hören lassen, sonst glaube ich, jede Postschaise brächte mir meinen einziggeliebten — und betrogene Hoffnung ist meine Sache gar nicht.“

Die Weimarer Freunde, besonders die Geliebte, zürnte dem Dichter wegen seiner Flucht nach Italien, das Mutterherz allein verstand den Sohn. Mehnlich lautet das Schreiben an Fritz von Stein:

„Ich für meine Person gönne ihm gern, Freude und Seligkeit, in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieser glücklichen Konstellation wird er Italien wohl nie wiedersehen“ —
und als immer wieder Vorwürfe über ihn von Weimar aus an sie gelangen:
„Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten

Tafel bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und niemand wird es ihm verargen können.“

Der Sohn mußte das auch, daß seine Mutter die Bedeutung seines Aufenthaltes in Italien zu würdigen verstünde. Darum bestimmt er die Freundin, der er Tagebuch und Berichte übersandte, alles seiner Mutter zu schicken. Auch eine Reihe von Briefen hat er ihr selbst aus Italien geschrieben, die aber leider verloren gegangen sind. Noch in Rom hatte er die Absicht, im Frühjahr 87 zurückzukehren; daher die ungeduldige Anfrage der Mutter in Weimar die im Sommer notwendige Reparaturen im Haus vornehmen wollte. „Stellen Sie sich vor, wie ärgerlich es mir sein würde, da ich meinen Sohn so lange nicht gesehen habe, wenn ich ihn in einem solchen Wirrwarr bei mir haben und ihn nur halb genießen könnte.“ Aber niemand freut sich mehr über die Verlängerung seines Urlaubs als sie; und er stellt es stets, wenn er von seiner Rückkehr schreibt, als feste Absicht hin, einige Zeit bei der Mutter in Frankfurt zu verweilen. Noch bei seinem endgiltigen Beschluß — Ostern 1788 — Rom zu verlassen, blieb er so fest bei seiner Absicht, daß er die Bücher und alle Studien nach der Natur an die Mutter vorausschickte.

Leider wurde auch diesmal sein Voratz vereitelt. Am 22. April 1788 verließ er Rom und reiste auf einer Route, die ihn gar nicht nach Frankfurt führte, über Mailand, Stuttgart und Nürnberg nach Weimar, wo er am 18. Juni abends eintraf. So ward der guten Mutter die jahrelange Freude verdorben. Es ist ein schönes Zeichen ihres Charakters, daß sie nicht Klagen oder Vorwürfe laut werden ließ; die einzige Aeußerung, die sie hierüber gethan hatte, sind die Worte an Fritz von Stein:

„Es war mir eine große Freude, zu vernehmen, daß mein Sohn glücklich in Weimar angelangt ist. Gott erhalte ihn auch dort gesund, daß andre wird sich alles geben.“

Auch die Erwartung, den Sohn und seinen Bögling bei einer der Kaiserkrönungen (1790 nad 1792) zu sehen, ward durch äußere Umstände vereitelt. Im Frühjahr 1790 war Goethe einer Einladung der Herzogin Anna Amalia nach Italien gefolgt und kaum wieder in Deutschland, erhielt er in Augsburg die Aufforderung des Herzogs, ihm in das preußische Lager nach Breslau zu folgen, von wo er erst im Oktober 1790 zurückkehrte. So sollte denn erst das Jahr 1792 Mutter und Sohn wieder auf einige Wochen vereinigen. Am 10. August dieses Jahres folgt Goethe der Einladung Carl Augusts, der

mit seinem preussischen Regiment an dem Kriege gegen Frankreich teilnahm, zur Armee an den Rhein. Sein erster Halt пункт war Frankfurt.

Wiedersehen in Frankfurt.

Am 12. August konnte Frau Rat den innig und viel geliebten Sohn in ihre Arme schließen. Acht Tage blieb er bei ihr. Ueber dies Wiedersehen fehlen uns genauere Nachrichten; nur daß er seinen Oheim, den Bruder der Mutter, Dr. Textor, dort im Besitz des großväterlichen Hauses getroffen habe, „der als wackerer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg,“ erzählt er beiläufig; aber es bedarf ja keiner Schilderung. Wem brauchten wir es erst zu versichern, daß diese Tage nach so langem Entbehren für Mutter Aja Fest- und Glanztage waren. Der Abschied wurde gemildert durch das feste Versprechen, auf der Rückkehr wieder vorzusprechen. Am 20. August begab sich Goethe über Mainz nach Longwy zum Heere. Wie sehr seinen Landsleuten der weimarische Minister und große Dichter imponiert hatte, sollte sich bald zeigen. Am 19. September 1792 starb der obengenannte Oheim Goethes, der Schöffe und Senator Johann Jost Textor im Alter von dreiundfünfzig Jahren, dessen nahe Verwandtschaft Goethe von einer Stellung im Frankfurter Rat ausgeschlossen hatte. Wie stolz war Frau Rat, daß man nun sofort die Möglichkeit ergriff, ihren berühmten Sohn nach Frankfurt zurückzuberufen und ihr den Auftrag erteilte, anzufragen, ob er die Stelle eines Ratsherrn annehmen würde. In seiner Campagne in Frankreich hat Goethe ausführlich über diesen Antrag, der ihn im Oktober in Trier traf, gesprochen. Freundliche Erinnerungen aus frühester Jugend tauchen vor ihm auf, der Wunsch, mit der geliebten Mutter gemeinsam „ein anmutiges Alter auszuleben“, tritt in das Bereich der Möglichkeit. Aber alles das muß zurückstehen hinter der Pflicht und der Dankbarkeit gegen das herzogliche Haus. Unterdes hatte ihn Karl August durch einen Brief der Mutter, der ihn aber nicht mehr erreichte, nach Frankfurt zurückgerufen, freilich unter Verhältnissen, die es der Mutter selbst zweifelhaft erscheinen lassen, ob sie seine Ankunft wünschen sollte. Und Goethe selbst hatte das Kriegsleben gründlich satt. Von dem fürchterlichen Zustand des preussischen Heeres auf jenem berüchtigten Rückzug hatte er aus Luxemburg der Mutter geschrieben, „keine Feder, keine Zunge könne das Elend der kombinierten Armee beschreiben“. Nun flüchtete er nach dem vom Krieg noch nicht bedrängten Bempelfort zum Freunde Jakob; am 12. Dezember war er wieder in Weimar. Von hier aus schickte er seine endgiltige, ablehnende Antwort auf den ehrenvollen Antrag an die Mutter.

Kriegsleiden und Bedrängnis.

Der Hauptgrund, weshalb Goethe den versprochenen Besuch auf der Rückreise auf später verschob, war der dringende Wunsch, dem Kriegselend, das er soeben in seiner fürchterlichen Größe kennen gelernt hatte, nicht wieder zu begegnen. Mit dem Jahre 1792 begann für Frankfurt und so auch für Frau Rat eine Leidenszeit, die mit einigen Unterbrechungen fast bis zu ihrem Tode währen sollte. Im Februar 1792 hatten Preußen und Oesterreich ein Bündniß — die sogenannte erste Koalition — geschlossen. Ein Heer unter der Führung des Herzogs von Braunschweig rückte gegen Frankreich vor mit der Absicht, der Revolution Einhalt zu thun und den bedrohten König Ludwig XVI. zu befreien. Wir besitzen eine klassische Darstellung dieses für Preußen so ruhmlosen Feldzuges in Goethes „Campagne in Frankreich“. Die Angst der beiderseitigen Führer, der Franzosen vor den Truppen Friedrichs des Großen, des Herzogs von Braunschweig vor dem Dämon der Revolution, macht fast einen komischen Eindruck. Die unselbige Langsamkeit dieses Heerführers und seine Unentschlossenheit, der offene oder versteckte Widerspruch der beiden leitenden Gewalten, des Königs und des Herzogs, die völlige Verkennung der wahren Gesinnung der französischen Bevölkerung, alles das brachte das Unglaublichste zuwege, den Rückzug eines großen, gutgerüsteten Berufsheeres vor einem ungeübten, erst kurz vorher zusammengelesenen, sich selbst und den Führern mißtrauenden Volksheere. Goethe hatte recht, als er bei der durch Verschuldung der deutschen Heerführer unentschiedenen Kanonade vor Valmy (20. September 1792) sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus.“ — Der Schrecken vor den unbefiegten Truppen war gewichen. An Stelle der Furcht und Angst trat bei den Franzosen Begeisterung und Mut. Für Preußen begann die neue Epoche, die mit der Schlacht bei Jena ihren Abschluß fand. Während die Preußen in einem an Elend und Jammer kaum jemals überbotenen Rückzuge, unter schrecklichen, von Unwetter und Seuchen herbeigeführten Verlusten sich wieder dem Rheine näherten, faßte der französische General Custine den festen Plan, mit 18 000 Mann in die Gegenden des Mittelrheines einzufallen und unter der überall verkündeten Devise: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“, das Geld des Reiches nach Frankreich zu schleppen und die Armen „zu befreien“. Daß ihm das erstere gelang und daß ein Land mit acht Millionen Deutschen sich willig und ohne Widerstand von 18 000 Soldaten ausrauben ließ, erscheint uns heute unglaublich; vielmehr noch, daß er überhaupt

einen solchen Plan zu fassen wagte. Hier aber hatte man dem Sirenenrufe der Revolution am eifrigsten gelauscht.

„Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei.“

Hier fühlte man am tiefsten, nicht wegen der äußeren Nähe, aus inneren Gründen die Wahrheit der Anklagen gegen die bisherige Regierungsform. Am Rhein hatte die Kirche verstanden, ihre weltliche Macht aus dem Mittelalter herüberzuretten. Es war die berühmte Pfaffenstraße, die Kurfürstentümer Trier, Köln und Mainz, an die sich Würzburg und Bamberg unmittelbar angeschlossen. In ihnen vereinte kein inneres Band das Volk mit seinen Fürsten, der jeweilige, meist nur kurze Zeit regierende Bischof mit seinem unglaublich großen Bestand von Geistlichen und fremden Beamten sah in dem Lande nur eine Einnahmequelle, die ihnen das üppigste und trügste Leben gestattete. Daher war alles in elendem Zustande; Festungen, Heer und Finanzen, Schulen und Rechtswesen, alles verwahrloßt. Das Volk trug stumpf die ungeheuren Lasten und elenden Zustände, weil es nichts Besseres kannte. Wie ein Bündstoff in ein Pulverfaß, fiel die Idee von den Menschenrechten in die geknechtete und unterdrückte Bevölkerung. Nicht den 18 000 Franzosen, ihrer eigenen Schlechtigkeit erlagen diese Staaten. Die Fürsten verließen das Land mit ihren Schätzen, um sie zu bergen, die Reichstruppen liefen davon. Am 30. September fiel Speier in die Hände Custines, am 21. Oktober die Festung, die der feste Schuß des Reiches gegen Frankreich sein sollte, das altehrwürdige Mainz; in wilder, schmachlicher Flucht retteten sich Fürsten und Adel von fast ganz Westdeutschland, ohne auch nur den Versuch der Verteidigung zu machen. So konnte denn Custine immer weiter auftreten. Am 22. Oktober 1792 eroberte er Frankfurt. Sofort legte er der Stadt eine Kontribution von zwei Millionen 181 000 Franken auf (ursprünglich verlangte er drei Millionen Gulden), und nahm für die eine, die nicht sofort bezahlt werden konnte, sieben reiche Kaufleute als Geiseln mit. Die Franzosen erließen eine Proklamation, in der sie als Befreier des Volkes von der Herrschaft der Reichen sich aufspielten. Die Frankfurter Handwerker jedoch erklärten, daß sie mit ihrer Regierung zufrieden seien, und daß eine Schädigung der Reichen zugleich eine Schädigung der Arbeiter sei. Diese Kundgebung erregte großes Aufsehen, zumal die Nachbarstadt Mainz sich ganz anders verhielt und sogar ihre Vereinigung mit Frankreich bei dem Konvent beantragt hatte. Auch wurde die Kontribution durch freiwillige Einzahlung der Bürger aller Stände aufgebracht. Darauf gründet sich der Stolz der Frau Rat auf die Frankfurter, der wiederholt in

den Briefen zum Ausdruck kommt; ebenso in den Briefen des Sohnes. Es ist bezeichnend für jene Zeit, daß man das Benehmen der Frankfurter überall als große und herrliche That pries. Die Frankfurter Handwerker und einige hessische Bataillone sind auch die einzigen, von denen in dieser Zeit der feigen Flucht und des Verrats etwas Rühmliches zu melden ist. Die letzteren stürmten am 2. Dezember das Friedberger Thor, und die Frankfurter Handwerker entwaffneten die Franzosen und öffneten den Hessen das Thor. Nur wer mit den Verhältnissen der Zeit vertraut ist, kann verstehen, daß Deutsche — die Mainzer Freiheitschwärmer — dies Heldenstück der Frankfurter als Verrat bezeichneten und mit der Bartholomäusnacht verglichen. Custines Zorn über den Verlust Frankfurts war groß; um die Verantwortung los zu werden, schwärzte er die Frankfurter in Paris an, und schickte ein großes Messer an die Regierung mit den Worten, das wäre eins von den zehntausend, mit dem die Bürger die französischen Soldaten meuchlings ermordet hätten.

So sollten denn die Frankfurter ihr patriotisches Benehmen noch schwer büßen. Es begann die Belagerung von Mainz, die erst am 22. Juli 1793 mit der Kapitulation der Stadt endete. Karl August befand sich ebenfalls bei der Belagerungsarmee und berief seinen Minister und Freund zu sich, der nun sobald wieder auf der Hin- und Rückreise die liebe Mutter besuchen konnte. Die gerade vom Jahre 1792 an erhaltenen Briefe von Frau Kat an ihren Sohn, die im Vorjahre für die Mitglieder der Goethegesellschaft herausgegeben, nun unsere vorzüglichste Quelle sein werden, klären uns zur Genüge über die Leiden der Stadt und der Schreiberin auf. Sie beginnen freilich erst mit der Zeit, da Custine aus Frankfurt vertrieben worden war, aber damit war vorläufig wenig gebessert. Die stete Angst, daß Custine bald wiederkehren und dann schreckliche Rache an dem deutsch-patriotischen Frankfurt nehmen würde, lähmte jede Freude, „die höchsten und hohen Herrschaften versicherten uns zwar, daß die Franken nicht wieder kommen würden; so lange aber Mainz in deutschen Händen ist, dürfen wir nicht Viktoria rufen und die Wolfshaut noch nicht feilbieten.“ Auch war der Wechsel der Einquartierung nicht gerade erfreulich: „Ich habe einen Offizier und zwei Gemeine zur Einquartierung“, schreibt sie dem Sohne. „Es sind Hessen, gute Leute, aber (unter uns gesagt) sehr arm; ich muß sie füttern; die Franzosen hatten die Hüll und Füll . . .“ Zulezt hat sie sich in das Unvermeidliche gefunden mit den resignierten Worten:

„Wenn diese Menschenkinder nur nicht den ganzen Tag Toback rauchten, meine Zimmer sehen aus wie eine Wachtstube!!“ Das Schicksal von Mainz läßt auch das ihrige noch erträglich erscheinen. „Verzeihen Sie,“ schreibt sie

an Christiane im Juni 1793, „daß ich Ihnen von Kriegs und Kriegsgeschrei was vor tragire — wir sehen und hören aber Tag-täglich nichts als Bomben — Kugeln — Pulverwagen — Blessirte — Kranke — Gefangne und der gleichen. Tag und besonders Nachts gehts Kanonieren beinahe an einem fort.“

Während der Sohn vor Mainz beim Herzog ist, berichtet sie an Christiane über die Erfolge der Belagerer. „Goetz, der Diener Goethes, hat mir versprochen, sobald Mainz in deutsche Hände wäre, auf Tod und Leben zu reiten, um mir die erste Nachricht zu bringen!“

Trotz der am 22. Juli erfolgten Einnahme von Mainz und anderer Erfolge mußten dennoch am Schluß des Jahres die Oesterreicher auf das rechte Rheinufer, die Preußen auf Mainz zurückgehen. Darum sind denn auch die Frankfurter gleich wieder dabei, ihren Patriotismus zu bethätigen, wovon der Sohn natürlich eingehende Kunde erhält:

„Sei stolz, daß Du Frankfurter Bürger bist. Wöchentlich sind schon 3000 fl. beisammen, die jede Woche bis zum ersten März vor unsere Brüder, die braven Deutschen, bestimmt sind. Das heiße ich doch deutsches Blut in den Adern haben. Unsere Kaufmanns-Söhne aus den ersten Häusern — tragen alle Uniformen und sind mit dem geringsten Schuster und Schneider einverstanden, ihrer Vaterstadt im Fall der Not beizustehn — unsere braven Sachsenhäuser sind aufs Quartieramt gegangen — und haben gebeten, wann Truppen zum Einquartieren kämen, so möchte man sie ihnen geben. Leute, die ein Stübchen — und größtentheils unbemittelt sind — unsere Metzger haben fast keine Hemden mehr — sie haben sie alle in die Hospitäler getragen — und das alles aus gutem Herzen und freiem Willen — es ist niemand eingefallen ihnen so was zuzumuten — nun verwundere man sich noch, daß Frankfurt reich wird — grünt und blüht — Gott muß ja das belohnen! Setzt genug von meinen braven Landsleuten — wogegen sich alle andren Reichsstädte verkriechen müssen.“

Vielen Frankfurtern wurde jetzt der Aufenthalt in ihrer Stadt bedenklich. Der „Leibmedikus“ der Frau Rat ließ durch sie bei Goethe anfragen, ob er seine Frau und Kinder in Weimar unterbringen könnte.

„Ein panischer Schrecken hat sich freilich über ganz Frankfurt verbreitet — und es wäre kein Wunder, wenn man mit dem Strubel fortgerissen würde — Furcht steckt an wie der Schnupfen — ich hüte mich daher so viel ich kann, den Memmen auszuweichen — um mir den Kopf nicht auch verbrehen zu lassen — doch ist das sehr schwer zu

vermeiden — denn es ist ein Gemeinplatz: wo (wie bei Feuer-Unglück) jede Gans und jeder Strohkopf sein Scherstein wijschi waschi anbringen kann — und wie ein Kind, dem die Amme ein Gespenstermärchen erzählt hat, sich vor dem weißen Tuch an der Wand entfetzt — gerade so gehts bei uns — Sie glauben, wenns nur recht fürchterlich klingt (wahrscheinlich oder nicht, das wird nicht mit kaltem Blut untersucht — das ist alles eins, je toller je glaubwürdiger) alles. Zum Beweis nur (unter tausend) ein Geschichtchen. Den 3. Jenner kommt Abends um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer Obem zu mir gerennt — Rätin! Liebe Rätin! Ich muß dich doch von der großen Gefahr benachrichtigen, die Feinde bombardieren Mannheim mit glühenden Kugeln — der Kommandant hat gesagt, länger als 3 Tage könnte er sich nicht halten und dergleichen mehr. Ich bliebe ganz gelassen — und sagte eben so kalt — wie machen sie's denn — daß sie Mannheim beschießen können — sie haben ja keine Batterien, schießen sie denn vom flachen Ufer hinüber — da werden ja die Kugeln bis sie über den breiten Rhein kommen wieder kalt — und was der Kommandant zu thun gedenkt, wird er schwerlich austrommeln lassen — woher weiß denn das euer Korrespondent — schreibe du ihm, er wäre ein Hasensfuß — So ein Gerüchte verbreitet sich nun, und da die Bethmanns als gewaltige Leute bekannt sind, so glaubt alles sie haben's aus der ersten Quelle — da danke ich nun Gott, daß ich so viel Verstand habe, das trierum trarum nicht zu glauben — und das lustigste ist, daß sie alle gute Nachrichten nicht glauben“

Und die tapfere Frau ließ sich von nichts anfechten. „Ich wollte nur, daß alle feigen Memmen fortgingen, so steckten sie die andern nicht an,“ ruft sie ärgerlich aus; sie lebt ganz wie früher und ist auch mit der neuen Einquartierung zufrieden — einem preussischen Obrist Namens Jungherr mit vier seiner Leute — „die glauben nun wenigstens, im Paradies zu sehn, aber was die auch fressen!! Die waren so ausgehungert, daß es ein Jammer war! Gestern ließ ich einen Schweinebraten zu Tische tragen — das war Dir ein königlich Bläfir.“

Daß Goethe um seine Mutter und ihr Schicksal ängstlich besorgt war, ist selbstverständlich. Zimmer wieder bittet er sie, nach Weimar zu kommen. Anna Amalia hatte sie schon Ende 1792 feierlichst eingeladen. Aber sie wies alle Bitten zurück. „Sie fühlte,“ wie der Sohn in den Annalen sagt, „keine Sorge für ihre Persönlichkeit, sie bestärkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Waterstadt, mit der sie ganz

eigentlich zusammengewachsen war, weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte. Sie hat ihr Bleiben an Ort und Stelle entschieden ausgesprochen.“ Die Hoffnung auf Gott, der sie nicht verlassen, und die Sorge um das Haus bestärkte sie im Ausdauern bei so bedrängten Verhältnissen, was sonst gar nicht ihre Art war. Gegen alle Beschwerden hatte sie immer ein Mittel bereit: die Freude, daß es nicht schlimmer geworden ist. Freilich verbrennt der kranke Obrist ihr alles Holz und der Wirrwarr ist so groß, daß er nicht ärger sein kann; sie eben meint: „lassen wir das Ding gehen, wie es kann, ängstigen uns nicht vor der Zeit, bringen unsere Tage so vergnügt zu als wir können — denn wir können dem Rad des Schicksals doch (ohne zerfchmettert zu werden) nicht in die Speichen greifen.“ Noch im März ist die böse Einquartierung — der kranke Obrist — da. „Müssen eben froh sein, daß es nicht ärger ist. — Doch mir gefallen so wenig wie dem Eulenspiegel die großen Glückfälle — wenn man ein Bein bricht, ist's ein großes Glück, daß es der Hals nicht war,“ lautet nun der Trost.

Im Juni waren die Preußen wieder auf Mainz zurückgewichen, „alles packt, alles rüstet sich zur Flucht, es verbreiten sich schlimme Gerüchte, genug, so arg war es noch nie.“ Da will denn Frau Rat auch etwas thun, um nicht ganz unthätig zu sein, und so werden die besten Sachen in drei großen Kisten nach Vangensalza geschickt; gerade in dieser Unruhe kommt eine neue Erscheinung — weibliche Einquartierung. „Der R. P. Kapitain und Quartiermeister von Goelz! nun kommt aber das beste — Er bringt seine Gemahlin mit!! Ach Herr Zemine! Wahrhaftig, die Frau Uja wird recht gedrillt.“ Aber auch jetzt verliert sie den Mut nicht, wie folgende Stelle beweist:

„Gott! Erhalte mir meinen guten Muth und mein fröhliches Herz — diesen Troblen ohngeachtet — hat mir um 5 Uhr mein Eierkäse recht gut geschmeckt — und diesen Abend werden mir ellenlange Krebse die Last des Tages versüßen. a propo! Wann bekomme ich denn einmal wieder Modejournale — seit dem Monat März habe ich nicht gesehn — auch Mercure wenns beliebt.“

Im Herbst füllte sich die Stadt mit Ausgewanderten von Aachen und Koblenz, denn das linke Rheinufer war dem Feinde preisgegeben:

„Das war wieder ein ruhmvoller Feldzug vor die Deutschen!!! Zum Ruhm muß man ihnen nachsagen, daß sie sich hier recht wohl befinden. Meine jetzige Einquartierung ist gut, und belästigt mich sehr wenig — Oberauditeur Lüdicke nebst seiner Frau — und einem Bedienten das geht an — Zwar kochen sie in meiner Küche — brauchen meine

Mägde als wären ihre eigne — aber alles das macht keine große Unruhe — denn etwas muß man doch tragen. Uebrigens befinde ich mich sehr wohl nach Leib und Seele — weiß von keiner Furcht — laß kommen was ich nicht ändern kann — genieße das gegenwärtige — und da ich die Speichen des großen Rades nicht aufhalten kann; so wäre es ja Narrheit drüber zu greinen, daß man so schwach sich fühlte.“

Endlich ein Lichtblick, wenn auch nur auf kurze Zeit: am 10. April kommt die Nachricht nach Frankfurt, daß der Friede geschlossen sei. Es war jener schmähliche Frieden zu Basel, — 5. April 1795 — in dem Preußen seine linksrheinischen Besitzungen der Republik überließ und sich zu thatenloser Neutralität verpflichtete. Aber die Hoffnung der Frankfurter war sehr trügerisch; gerade in den folgenden Jahren wird Frankfurt wiederholt der Mittelpunkt des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, nur daß die Preußen nicht mehr mitkämpfen und in Frankfurt die schmähliche Rolle der Franzosenfreunde spielen. Im Herbst kam es zu mehreren Schlachten, bei Handschuchheim und Mannheim; erst das Ende des Jahres brachte Waffenstillstand bis zum Juni 1796. So berichtet denn auch Frau Kat schon im August 1795 wieder von neuer Einquartierung — sie hatte soeben ihr Haus verlassen und war in die Nähe der Hauptwache als Mieterin gezogen, wo sie mit dem Hauswirt und den anderen Mietern sich in die Last der Einquartierung teilte.

Die neue Wohnung auf dem Hauptplatze mit der Aussicht nach der Zeil — führte ihr jetzt alle kriegerischen Aufzüge und Rüstungen vor Augen. Sie vergißt natürlich nicht das neue Schauspiel dem Sohne zu berichten: „Und dann das jetzige Soldatentwesen. So eben werden die Anspäcker auf dem Paradeplatz gestellt — um 11 Uhr die Wachtparade mit trefflicher kriegerischer Musik, alles an mir vorbei — und Sonntags, wenn die Katharinenkirche aus ist — und die Wachtparade dazu kommt so siehts auf dem großen Platz aus wie am Krönungstag — sogar an Regentagen ist es lustig, die vielen Hundert Paraplü formieren ein so buntes Dach — das lustig anzuschauen ist.“ —

Als sie den Sohn wieder einmal vergeblich erwartete und ihm einen Brief wegen seines Ausbleibens schreibt, kommt gerade die preußische Wachtparade. „Guttest du doch mit mir zum Fenster heraus“, ! ! ! ! ! / / / / / schreibt sie sofort, wobei die Ausrufungszeichen zeigen sollen, wie die preußische Wachtparade von der Zeil in die Hauptwache einschwenkt.

Im Herbst wurde es klar, daß der Krieg gerade in die Gegend von

Frankfurt sich ziehen würde. „Hier ist alles aufs neue in großer Unruhe. Die Kaiserlichen retirieren sich, die Franzosen werden bald wieder bei uns sein.“ Aber Frau Rat hilft sich wieder mit ihrem unverwundbaren Humor. „Ich bin fröhlich und gutes Muts — habe mir über den ganzen Krieg noch kein grau Haar wachsen lassen — schaue aus meinem Fenster wie die Oesterreicher ihre Kranken auf Wagen fortbringen — sehe dem Getümmel zu — speise bei offenem Fenster zu Mittag — besorge meine kleine Wirtschaft lasse mir Abends im Schauspiel was daher tragieren — und singe Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht u. s. w. Arbeiten thue ich vor der Hand nicht viel — und wer jetzt einen Brief von mir erhält — kann dich thun — die Witterung ist zu schön — meine Aussicht zu vortrefflich — wärest du nicht Wolfgang — du hättest warten können.“

Bald werden die Kaiserlichen zurückgedrängt, bald die Franzosen. Schon hatten sich die Frankfurter an den Krieg so gewöhnt, daß trotz des nahen Kampfes alles ruhig seinen Weg fortging. — Das von Sourdan eingeschlossene Mainz hatte besonders viel zu leiden. Voller Angst waren viele Mainzer vorher mit ihrer Habe nach Frankfurt geflüchtet. Gerade als der Zug ankam, schrieb Frau Rat an den Sohn:

„Nur einen Augenblick wünschte ich dich jetzt her — vor Getümmel konnte ich beinahe nicht fortschreiben — der ganze Hofmarkt steht voll Bauernwagen, die Stroh und Heu zu Markte gebracht haben — die Wachtparade der Preußen soll aufziehen, es ist auf dem großen Platz kein Raum — die Bauern kriegen Prügel u. s. w. Von dem Bodenheimer Thor herein kommen — Wagen mit Betten — die Mainzer flüchten — genug es ist ein Schari mari, das kurios anzuhören ist.“

Der nach der Einnahme Mannheims durch die Kaiserlichen gegen Ende des Jahres zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossene Waffenstillstand ließ auch Frankfurt etwas aufatmen; nur eine kleine Besatzung von Kaiserlichen blieb in der Stadt. Frau Rat und ihre Mitmieter erhielten einen Mann nebst Frau und Knäblein von zehn Wochen, „zu ihrem Anteil“.

Leider dauerte die Ruhe nur ein halbes Jahr. Im Juni 1796 kündigten die Oesterreicher den Waffenstillstand, und die Erfüllung des Wunsches: „Gott verleihe uns bald den edlen Frieden“, wurde wieder in weite Ferne gerückt, ja gerade in diesem Jahre sollten die Leiden der Stadt sich maßlos steigern. Der französische Feldherr Sourdan zog über den Rhein und rückte bis in die Gegend von Wezlar vor, wo er am 15. Juni 1796 geschlagen wurde. Darauf gehen die Worte der Frau Rat:

„Hier war wieder einmal alles in großen Schwulitäten — eingepackt — fortgegangen — Pferde bestellt — täglich vor ein Pferd 11 Gulden bezahlt, damit es parat wäre — manches Haus brauchte 6, auch noch mehrere — war also alle Tage so viel Pferde so viel Carolinen — die Kutscher haben wieder ihren Schnitt gemacht — auch die Schreiner — Bäcker u. d. g. Bei diesem Spektakel blieb ich wie die ganze Zeit ruhig — packte nicht — regte mich nicht — Essen — Trinken und Schlaf bekamen mir wohl — Erfahrung brachte Hoffnung — der 3 mal geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kann auch jetzt helfen, und Er thats durch die braven Sachsen, die haben uns vorbiesmal befreit.“

Darauf ließ der Erzherzog durch ein Corps unter Wartensleben die Stadt besetzen; unterdes war aber der Unterfeldherr Jourdan, General Kléber, bis Frankfurt vorgebrungen, belagerte die Stadt und eröffnete am 12. Juli ein heftiges Bombardement. Das Unglück und Elend, das nun über Frankfurt kam, hatten, wie Frau Rat sehr richtig sagt, die Kaiserlichen verschuldet, die trotz ihrer geringen Anzahl sich in Frankfurt festhielten. Die Beschießung der Stadt und der Brand von über 150 Häusern zwang sogar unsre tapfere Gelbin, das Feld zu räumen; sie floh nach Offenbach, wo sie die dort wohnende, seit einigen Jahren verwitwete Frau von La Roche und der uns aus der Dilizzeit wohlbekannte Freund ihres Sohnes André sehr freundlich aufnahmen, doch blieb sie nur drei Tage dort, weil sie die Sorge um ihre Wohnung wieder zurücktrieb. Ueber die Tage der Not und des Schreckens hat Frau Rat dem Sohn einen höchst lebendigen Bericht vom 22. Juli gesendet. Er war bei den Nachrichten, die über Frankfurt nach Weimar kamen, in großer Sorge und drückt diese auch Schiller gegenüber aus: „Von meiner Mutter hab ich noch keine Nachricht, sie wohnt auf dem großen Platz, wo die Hauptwache steht und sieht grade die Zeil hinauf, sie hat also den ganzen Halbkreis der Stadt, der bombardiert wurde, vor Augen gehabt.“

Sobald der Brief angekommen war, sendet er ihn dem befreundeten Ehepaar; und Schiller antwortet sofort:

„Für den Brief Ihrer Mutter danken wir schönstens. Außer dem, was er Historisches enthält, interessirte uns die Naivität ihrer eigenen Art und Weise.“

In den Tag- und Jahreshesten aber verzeichnet Goethe unter dem Jahre 1796:

„Meine gute Mutter, in ihrem schönen neuen Quartier an der Hauptwache, hat grade die Zeil hinauffschauend, den bedrohten und beschädigten

Teil der Stadt vor Augen, sie rettet ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deshalb verdient beigelegt zu werden.“

Dieser Brief ist nun auch mit den übrigen bekannt geworden, und die Leser werden uns Dank wissen, wenn wir ihn hier ganz „beilegen“.

„Sieber Sohn!

den 22ten Juli 1796.

Aus den Zeitungen wirst du die jetzige Lage deiner Vaterstadt erfahren haben — da aber das Tagebuch von Frau Aja zuverlässig nicht darinnen steht und ich doch mit Zuversicht glaube, daß es dir nicht gleichgültig ist, wie ich diese Epoche überstanden habe; so werde eine kleine Relation davon abtatten. Vor den Franzosen und ihrem Hereinkommen hatte ich nicht die mindeste Furcht; daß sie nicht plündern würden, war ich fest überzeugt — wozu also einpacken? ich ließ alles an Ort und Stelle und war ganz ruhig — auch glaubte kein Mensch, daß die Kaiserlichen sich hier halten wollten — es war, wie die Folge auch gezeigt hat, wahrer Unsinn — da sie es aber doch thaten: so fing die Sache an bedenklich zu werden — das Haus, wo ich wohne, ist in Zeiten der Ruhe eins der schönsten in der Stadt — aber desto fürchterlicher in solchen Tagen, wie die vergangenen waren — der kaiserliche Commandant wohnte gegen mir über, nun sahe ich all den Spektakel — die Franzosen mit verbundenen Augen — unsern Burgemeister — alles in Furcht, was das werden sollte u. s. w. Den 12ten gegen Abend fing das Bombardement an, wir setzten uns alle in die untere Stube unsers Hausherrn, wie es etwas nachließ, ging ich schlafen — gegen 2 Uhr früh morgens fing wieder an, wir wieder aus den Betten — nun fing ich an auszuräumen, nicht vor den Franzosen, aber wohl vor dem Feuer — in ein paar Stunden war alles im Keller, bis auf die eiserne Kiste, die uns zu schwer war — ich ließ meines Schwager Major Schuler seinen Fourierschütz nebst noch einem starken Mann holen — die brachten sie denn glücklich in Keller. Bis an diese Periode war ich noch ganz beruhigt — jetzt kamen aber so schreckliche Nachrichten, wie der, wie jener (es waren Leute die ich kannte) der von einer Haubitze tot geschlagen, dem der Arm, dem der Fuß vom Leibe weg u. d. g. Nun fing mir an Angst zu werden und ich beschloß fortzugehen, freilich nicht weit — nur dem Bombardement auszuweichen — da war aber kein Fuhrwerk ums Geld zu haben — endlich hörte ich, daß in meiner Nachbarschaft eine

Familie nach Offenbach führe — ich ließ sie bitten, mich mitzunehmen — und es wurde mit vieler Höflichkeit bemilliget. Ich bin keine von den verzagten Seelen, aber diese schreckliche Nacht, die ich ganz ruhig in Offenbach bei Mama la Roche zubrachte, hätte mir in Frankfurt vielleicht Leben oder doch Gesundheit gekostet — den 12ten, 13ten und 14ten blieb ich also in meiner Freistadt — den 15ten früh kam die Nachricht daß die Kapitulation geschlossen und nichts mehr Leib und Leben betreffend zu befahren sei — nur mußte man machen, den Tag noch zurückzukommen, weil den 16ten die Franzosen einrücken würden und alsdann die Thore geschlossen sein würden — nun wäre ich um keinen Preis in Offenbach geblieben — einmal weil man mich vor emigriert hätte halten können — zweitens weil meine schönen Zimmer als ganz leer stehend (denn meine Mägde hatte ich auch mitgenommen) hätten weggenommen werden können. Nun war wieder Holland in Noth! war wieder kein Fuhrwerk zu haben — Da erbarmte unser alter Freund Hans Andre über mich, gab mir sein artiges Kütschchen und rasch war ich wieder im goldenen Brunnen, dankte Gott von ganzem Herzen vor meine und vor die Bewahrung meiner Wohnung. Es ist ganz begreiflich, daß ein größeres Unglück das kleinere verdrängt — wie die Kanonade aufhörte — waren wir wie im Himmel — wir sahen die Franzosen als Retter unsrer Habe und Beschützer unsrer Häuser an — denn wenn sie gewollt hätten, so stünde kein Haus mehr — und zum Löschten spannten sie ihre Pferde vor die Spritzen, die von den Dorffschaften zum Löschten herbeieilten. Gott! Schenke uns den Frieden! Amen! Lebe wohl! Grüße alles in deinem Hause, und behalte lieb

deine treue Mutter
Goethe."

Die vom Sohn erbetene genauere Auskunft folgt am 1. August; die Angst vor der Plünderung durch die Franzosen hatte die Juden zur Flucht veranlaßt — viele hatten dabei Schlösser vor ihre Häuser gelegt. — So kam es, daß hier niemand zum Löschten da war, und ein großer Teil, 150 Häuser der Judengasse, abbrannte. Die Christen hatten es vernünftiger angefangen. „In allen Häusern — waren die größten Wütten mit Wasser oben auf die Böden der Häuser gebracht — so wie eine Kugel zündete, waren nasse Tücher — Mist u. d. g. bei der Hand — so wurde Gott sei Dank — die ganze Zeil — die große und kleine Eschenheimer Gasse — der Noßmarkt — die Länges- und Fahrgasse gerettet — daß nicht ein Haus ganz

niedergebrannt ist — ja besser zu sagen gar nichts, daß der Mühe wert wäre zu sehen — Auf der Friedberger Gasse ist unser ehemaliges Haus abgebrannt.“

Das alte Haus, das bis 1783 der Familie Textor gehört hatte und in dem Frau Rat geboren war (heute steht das Hôtel Drexel auf der Stelle), wurde unter Umständen ein Opfer der Flammen, die für viele Frankfurter besonders betrübend waren. Es wohnte damals ein preußischer Lieutenant darin. Da die Preußen als Freunde der Franzosen galten, so nahm man an, daß dieses Haus von der Plünderung verschont bleiben würde. Ein Bekannter der Frau Rat, Kaufmann Graf, und viele andere brachten deshalb ihre Sachen und Waren dorthin, die nun durch das Bombardement vernichtet wurden. Der durch die Beschiesung der Stadt angerichtete Schaden wird auf 4 Millionen Franken berechnet.

Unterdes waren die Oesterreicher abgezogen und hatten die Stadt der „Großmut der Franzosen“ überlassen und nicht bloß Frankfurt, sondern ganz Süddeutschland bis nach Böhmen hin. Es erfolgte nun eine unerhörte Bedrückung durch die Franzosen, eine Kette von Räubereien, Plünderungen und schändlichen Mißhandlungen der wehrlosen Bevölkerung durch die entmenschten Soldaten der Revolution, die an die Zeit des 30jährigen Krieges erinnern. Wie weit diese Schändlichkeiten gingen, kann man aus der Rache erkennen, die die empörte Bevölkerung nach der Niederlage der Franzosen an den Quälgeistern mit Art und Weil nahm. Ein Beispiel ihrer Habsucht kann uns wieder Frankfurt geben. Die in der Kapitulation zu Bornheim feierlichst zugesagte großmütige Behandlung bestand darin, daß Jourdan der Stadt eine Kontribution von 6 Millionen Frcs. baar und 2 Millionen in Lieferungen auferlegte. Mit großem Opferrute steuerten die Bürger soviel als möglich zusammen. Die Stadt verpflichtete sich, das Geld zu 4% auf 6 Jahre zu verzinsen. Aus den Kirchen und von den einzelnen Familien wurde Silber herbeigeschafft. — „Pfarrer Starck gab sein schönes Münzkabinet hin. Die ärmsten Leute brachten die Patengeschenke ihrer Kinder dar — um Geld daraus zu schlagen.“ Frau Rat war gerade nicht im Besitz von überflüssigem Geld: Den 16ten, schreibt sie, kamen die Freiheitsmänner, da war nun bei mir große Not — ich hatte nur so viel als ich zum täglichen Leben brauchte — geben mußte ich — auch hätte ich mich zu Tode geschämt und gegrämt — also Geld herbei! Aber woher! Jeder brauchte das seine vor sich selbst — ich war nicht allein in diesem Fall — Frau Schöff Schlosser, Herr Hofrath Steiß — Jungfer Steiß und mehrere — wir schickten den Rippoldt nach

Hanau — es war nichts — Endlich erbarmte sich ein unbescheidner Jude, aber zu 9 Procent und nach Verfaß von drei kaiserlichen Obligationen!!“

Zur Sicherung der Bezahlung der ganzen Summe wurden die Ratsherren Heßler, P. H. Schloffer (der Bruder von Frau Rats Schwiegerjohn) und vier andere als Geiseln festgenommen. In Wirklichkeit wurde den Franzosen damals bezahlt an barem Gelde und Materialien 6 972 113 Frcs.

Das war freilich eine schlimme Zeit. Aber auch hier verzagt Frau Rat nicht.

„Unsere jetzige Lage ist in allem Betracht fatal und bedenklich — doch vor der Zeit sich grämen oder gar verzagen war nie meine Sache — auf Gott vertrauen — den gegenwärtigen Augenblick nutzen — den Kopf nicht verlieren — sein eignes werthes Selbst vor Krankheit (denn so was wäre jetzt sehr zur Unzeit) zu bewahren — da dieses alles mir von jeher wohlbekommen ist, so will ich dabei bleiben. Da die meisten meiner Freunde emigriert sind — kein Komödienspiel ist — kein Mensch in den Gärten wohnt; so bin ich meist zu Hause — da spiele ich Klavier, ziehe alle Register, pauke drauf los, daß man es auf der Hauptwache hören kann — lese alles untereinander: Musenkalender, die Weltgeschichte von Voltaire, vergnüge mich an meiner schönen Aussicht.“

Auch freut sie sich über den Ausspruch der Franzosen: „daß so eine Einigkeit zwischen Magistrat und Bürgerschaft ihnen noch in keinem Lande und keinem Orte vorgekommen wäre.“

Am 3. September 1796 gestaltete sich plötzlich durch den Sieg der Oesterreicher bei Würzburg die ganze Lage zu Gunsten der Deutschen. Am 8. September verließen die Franzosen Frankfurt. Freudig berichtet das Frau Rat dem Sohne.

Am 2. Dezember 1796 wurde die Stadt für neutral erklärt und die Geiseln zurückgeschickt, nachdem sie nochmals 3 031 608 Frcs. dem Direktorium in Paris erlegt hatte; es folgt am 18. April 1797 der Friede von Leoben, der in Frankfurt noch ein kleines kriegerisches Nachspiel hatte. Die Kaiserlichen hielten die Stadt mit wenig Truppen; die Franzosen waren in der Nähe, man glaubte, daß es wegen der Neutralität nicht zu Feindseligkeiten in der Stadt kommen würde. In diesem Augenblick, am 22. April, kommt die Nachricht vom Frieden.

„Es war Mittags um 2 Uhr — auf — ein Mal kommt die Fritz Meßlern mit Sturm in meine Stube, ruft schier außer Odem: Rätin, es ist Friede! Der Kommandant von Milius hat einen Courier vom

Bonaparte — es ist ein Jubel — Gott befohlen, ich muß weiter die gute Nachricht verbreiten u. s. w. Gleich darauf kommt der Burgemeister Schweizer — und Syndicus Seger in einer Kutsche, um ins französische Lager zum le Féber zu fahren und ihm zu gratulieren — wie sie an die Hauptwache kommen — werden sie von den Bürgern umringt, die Kutsche muß stillhalten — sie versichern die gute Nachricht vom Frieden — Alt und Jung schwingt die Hüte, ruft Vivat es ist ein Jubel, der unaussprechlich war — nem in aller Welt fällt es jetzt ein, an Unglück zu denken!! Keine 6 Minuten nach dieser unbeschreiblichen Freude kommt die Kaiserliche Kavallerie zum Bockenheimer Thor hereingeprenzt (so etwas muß man gesehen haben, beschreiben läßt sich nicht), der eine ohne Hut — dort ein Pferd ohne Reiter — und so den Bauch auf der Erde gings die Peile hinunter — auch hörte man Schießen — alles geriet in Erstaunen; was ist das vor ein Friede so rief immer eins dem andern zu — nun zu unserer Errettung. Ein Kaiserlicher Leutnant hatte (und zwar ohne Orber) die Gegenwart des Geistes, in wäherender Galoppade den Gattern am Thor zu- und die Zugbrücke aufzuziehen — ohngeachtet noch nicht alle Kaiserliche in der Stadt waren — das war nun unser Glück, denn wären die Franzosen nachgestürmt; „so wäre die Massaker in der Stadt losgegangen — und hätte ein Bürger sich nur der Sache angenommen; so war Plünderung und aller Greuel da — und am Ende hätte es geheissen, wir hätten die Neutralität gebrochen, die Franzosen totgeschlagen u. s. w. Burgemeister Schweizer und Seger wurden geplündert, le Féber wollte durchaus nicht glauben, daß Friede wäre — Er hätte noch keinen Courier — von unserer Neutralität wüßte er kein Wort — Endlich überredete der Kaiserliche Kommandant den General le Féber mit in die Stadt zu kommen — versicherte auf sein Ehrenwort — daß Friede wäre und daß freilich der Courier nicht bei allen Generals zugleich ankommen könnte — darauf ging er mit — der Burgemeister Schweizer, auch mehrere vom Magistrat gingen alles in Römischen Kaiser, tranken — und alles endigte sich zu unserm Glück.“

Frau Rat aber faßte das in ihrem frommen Sinn als eine von Gott gesandte Rettung auf und schloß deshalb ihren Bericht mit den Worten: „Gott hat wohl schon durch geringere Mittel aus großen Nöten geholfen — und sollte mein Glaube an die ewige Vorsehung wieder einmal schwach werden — so will ich mir zurufen: „denke an den 22. April. Die Franzosen

sind jetzt täglich (weil sie noch in der Nähe liegen) in unserer Stadt — besuchen fleißig das Schauspiel.“

Sedoch trotz des im Oktober 1797 erfolgten Friedens von Campo Formio erpressten die Franzosen noch in demselben Jahre „wegen Sympathie der Frankfurter für den Mainzer Landsturm“ 750 000 Franken und ließen sich in den folgenden Jahren an sogenannten Vorschüssen 770 154 Franken auszahlen.

Auch Frau Rat wurde es nicht leicht, so viel Geld zu bezahlen, „aber — so schreibt sie an Christiane — da kam gerade gute Nachricht von Ihnen allen, da ward ich froh und dachte Geld hin, Geld her — wenn es nur in Weimar bei deinen Geliebten wohl und vergnügt zugeht, so schlafe du ruhig — das that ich denn auch bei all dem Wirrwarr“.

Die Stadt wurde nicht leer von Truppen bei den vielen Durchmärschen, und nur die Möglichkeit, für Geld anderen die Beforgung der Leute zu überlassen, erleichterte Frau Rat die unangenehme Last. Der am 9. Februar 1801 abgeschlossene Frieden zu Luneville, der das linke Rheinufer Frankreich zusprach, konnte ihr „keine außerordentliche Freude“ verursachen. Aber die Not der Einquartierung hörte nun doch auf und die Hauptsache, Frankfurt blieb freie Reichsstadt: „Wir wissen gar nicht uns in unser Glück zu finden, daß keine Kriegsvölker um und bei uns sind und daß wir (Gott sei Dank!!!) bleiben was wir waren.“

Im Jahre 1805 begann der dritte Koalitionskrieg, von England, Rußland, Oesterreich und Schweden gegen Frankreich. Der gefürchtete Imperator Napoleon führte selbst seine Scharen, um in gewohntem Siegeslauf zwei gewaltige Heere zu vernichten. Im Oktober wurden die Oesterreicher bei Ulm geschlagen, am 2. Dezember 1805 die Oesterreicher und Russen. Der Preßburger Frieden machte (26. Dezember 1805) ganz Süddeutschland von Napoleon abhängig. So konnte denn auch trotz des Friedens der General Mudgeau im Januar 1806 Frankfurt mit 9000 Mann besetzen und am 3. Februar ein Kontribution von vier Millionen Franken auferlegen, wovon die Hälfte sofort bezahlt werden mußte; nachdem bald darauf noch 540 000 Franken aufgebracht worden waren, wurde der Rest erlassen.

Im Juni 1806 bei Gründung des Rheinbundes verlor Frankfurt seine Selbständigkeit, es wurde dem Staate des Fürsten Primas von Dalberg einverleibt. Die französische Einquartierung aber blieb noch bis zum November 1807. Unaufhörliche Durchmärsche ließen auch jetzt die Bewohner nicht zur Ruhe kommen. Bald sind es preußische Gefangene in großer Zahl nach der

Schlacht bei Jena, bald kaiserliche Garden, deren prächtigen Anblick Frau Rat ausführlich schildert, oder es sind Russen, die aus der französischen Gefangenschaft zurückkehren.

Gegen alle die Leiden der Zeit hat Frau Rat ihr altes bewährtes, nie versagendes Mittel.

„Mir geht's wie dem Hund in der Fabel — abwehren kann ich's nicht — zerzausen mag ich mich nicht lassen — gerade wie der Hund, ich — — esse mit. Das ist verdolmetscht — Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein — der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich — ich weiß, daß es mir und den Meinen gut geht — und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geschweige der Stamm.“

Frau Rat als Patriotin.

Die Leiden der Kriegsjahre zeigen Frau Rat als tapfere und unerschrocken treue Tochter Frankfurts wie als gute Deutsche. So verdient wohl ihr Patriotismus noch etwas eingehendere Betrachtung. Von ihrer Jugendschwärmerei für den Kaiser Karl VII. haben wir früher berichtet. Vier Kaiserkrönungen außer jener hat sie noch mit Stolz und Freude erlebt — den Zug selbst sah sie bei allen von derselben Stelle aus, dem kleinen Zimmer neben der Uhr im Römer.

Der menschenfreundliche, von edelsten Absichten durchdrungene Kaiser Joseph II. wurde natürlich, wenn er Frankfurt besuchte, mit Begeisterung empfangen. Er war bei seiner Deutseligkeit und unstudierten Güte so recht ein Mann nach dem Herzen der Frau Rat. Das merkt man auch an ihrem Berichte von seinem Besuche im Juni 1781, den wir oben schon abgedruckt haben.

Trotz des Jubels über den Frieden von Campo Formio (18. Oktober 1797) in Frankfurt, „geht,“ wie Frau Rath schreibt, „ihr rechtes Gaudium doch erst an, wenn auch das Reich dabei ist.“

Der wesentliche Punkt bei den Rastatter Verhandlungen über das Geschick des Reiches war die Frage, ob das linke Rheinufer deutsch bleiben oder französisch werden sollte. „Müssen's halter abwarten — Grämen vor der

Zeit halte ich vor ein sehr unnützes Geschäft;" damit findet sich Frau Aja ab. Ja ihre uns sattsam bekannte Art, das Unangenehme sich fern zu halten, verführt sie zu einer uns jetzt unpatriotisch klingenden Aeußerung: — „geht es meinen Lieben in Weimar gut, so soll mich das linke und rechte Rheinufer weder um Schlaf noch Appetit bringen.“

Aber man darf derartige Aeußerungen nicht von unserer Zeit und von unserem Standpunkte aus beurteilen. Frau Elisabeth war ein Kind ihrer Zeit. Eine große Zahl ihrer Zeitgenossen dachte nicht anders. Politische Fragen galten diesem philosophischen und litterarischen Geschlecht als Nebensache, Patriotismus in unserem Sinne als Beschränktheit, der Kosmopolitismus als die einzige der Gebildeten würdige Anschauung. Man träumte von einer allgemeinen Verbrüderung der Menschheit, wo die Frage, ob deutsch oder französisch überflüssig wäre. Höchste elende und unhaltbare Zustände ließen viele Deutsche, besonders am Rhein und an der sogenannten Pfaffenstraße, die Franzosen, die Verkünder der Menschenrechte, wie ihre Erlöser und Befreier aufnehmen.

Die Nachricht, daß Kaiser Franz die Kaiserkrone niedergelegt habe, erinnert sie an des Sohnes Jugendgedicht: „Vor ohngefähr zwanzig Jahren sang Mephistopheles an Doktor Faust: Das liebe heilige Römisch Reich, — wie hält's nur noch zusammen? Jetzt kann man mit Recht sagen: Die Kurfürsten und Fürsten laufen quir und quer — hin und her — es geht hier wie in Schnitzelputz-Häusel — es dreht sich alles in Kreusel. . ." Wenn nun auch das Aufhören der inhaltlosen Kaisermacht nicht zu beklagen war, für patriotische Herzen und besonders Frankfurter war es doch ein traurig ergreifendes Schauspiel, das uralte Reich zu Grabe tragen zu sehen.

„Mir ist zu Mute, als wenn ein alter Freund sehr krank ist, die Ärzte geben ihn auf, man ist versichert, daß er sterben wird und mit all der Gewißheit wird man doch erschüttert, wenn die Post kommt, er ist tot. So geht's mir und der ganzen Stadt — Gestern wurde zum ersten mal Kaiser und Reich aus dem Kirchengebet weggelassen — Illuminationen — Feuerwerk — und der gleichen aber kein Zeichen der Freude — es sind wie lauter Leichenbegängnisse — so sehen unsere Freuden aus!“

Daß das innerste Wesen der Frau Elisabeth echt deutsch war, beweist jede Seite unseres Buches, „einfach, deutsch und hieder sprech ich meine Meinung“, finden wir oft in ihren Briefen gesagt und immer gethan. „Das heißt deutsches Blut in den Adern haben“, sagt sie von den wackeren Landesleuten und unterschreibt sich selbst „Deine treue deutsche Mutter“.

Auch für die deutsche Sprache und Schrift hegt sie große Sorge, wenn gleich ihre Vorliebe für die deutschen Lettern mehr etwas Komisches an sich hat. In ihres Sohnes Werken will sie beim Römischen Karneval noch allenfalls die lateinische Schrift durchgehen lassen, „aber sonst im übrigen bitte ich dich, bleibe deutsch auch in den Buchstaben. — Auf Gevatter Wielands Werke hätte ich pränumeriert aber vor der neuen Mode erschrak ich — und ließ es bleiben.“ So viel auch der Sohn für die lateinischen Lettern spricht, sie bleibt, wie in unserer Zeit Fürst Bismarck, bei dem einmal gefaßten Hasse. „Den Schaden“, den sie der Menschheit thun, will sie sogar handgreiflich darthun:

„Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse — und Leute mit Stern und Bändern hinein dürfen — unsere deutschen Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Joseph drüber schreiben ließ: Vor alle Menschen — wären deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt; so allgemein wären sie bei all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden — Schneider — Näherinnen — Mägde, alles ließt es — jedes findet etwas, das so ganz vor sein Gefühl paßt — genug, sie gehen mit der Litteratur-Zeitung — Doctor Hufnagel u. a. m. pele mele im Prater spazieren ergötzen sich, segnen den Autor und lassen ihn hoch leben!!! Was hat Hufeland übel gethan, sein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menschenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu lassen — sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden? soll denn der Geringre von allem Guten ausgeschlossen sein — und das wird er — wenn dieser neumodischen Frage nicht Einhalt gethan wird. Von dir, mein lieber Sohn, hoffe ich, daß ich nie ein solches menschenfeindliches Produkt zu sehen bekomme.“

Lateinische Lettern und kleiner Druck erregten mit dem höheren Alter immer größeren Born. In geradezu klassischer Weise macht die Greisin in dem letzten Weihnachtsbrief an Christiane ihrem Herzen Luft:

„Wolfgang's Eugenie“ — sie meint die natürliche Tochter — „ist ein Meisterstück, aber die Großmutter hat außs neu die lateinischen Lettern und den kleinen Druck zum Abrahamelech gewünscht. Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehn — halte fest an deutschem Sinn — deutschen Buchstaben, denn wenn das Ding so fortgeht; so wird in 50 Jahren kein Deutsch mehr weder geredet, noch geschrieben — und du und Schiller, ihr seid hernach klassische Schriftsteller — wie Horaz, Livius — Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch

kein Volk — was werden alsdann die Professoren euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einbläuen — darum so lang es geht — deutsch, deutsch geredet — geschrieben und gedruckt.“

Frau Rat ist Deutsche, aber zuerst Bürgerin der freien Reichsstadt Frankfurt. Daß sie mit ihrem Frankfurt auf das Innigste verwachsen war, hat sie in den Zeiten der Not gar herrlich bewiesen — hierin liegt ja der eigentliche Grund, daß sie nicht zu dem geliebten Sohn nach Weimar zog. Manchmal liest sie wohl ihren Landsleuten den Text — zumal bei einem Vergleich mit den großen Geistern in Weimar — wie in einem Briefe an Christiane:

„Den meisten meiner Landesleute ist der Bauch ihr Gott — wahre Hippelbanke — vor das Geld ihrer Gastereien könnten die größten Maler und Zeichnungs-Academien unterhalten werden — und diese Bacchanalien sehen der Langleweile so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Wenig von diesem elenden Geschlecht.“

Aber an anderen Stellen erkennt man die Liebe zu ihnen, so bei der Charakteristik ihrer Fehler und guten Seiten, „Leichtsinn und gutes Herz“ ist ihr Wahlspruch. — „Aber alles, was wahr ist, — die ganze Woche sind sie fleißig, Sonntag und die lieben Feiertage ein Tänzchen u. s. w. und alles ist gut,“ so lautet eine von diesen. Wie stolz ist sie auf das patriotische Benehmen der Frankfurter gegen Custine, das sie in ganz Deutschland berühmt machte, und ihre stete Opferwilligkeit gegenüber dem Verhalten anderer Reichsstädte.

„Mir thut's immer wohl“, schreibt sie einmal an den Sohn, als er dem Schöffen Wallacher gefällig gewesen war, „wenn du einen Frankfurter Gefälligkeiten erweisen kannst, denn du bist und lebst noch mitten unter uns, bist Bürger — trägst alles mit und deine Compatrioten rechnen es sich zur Ehre, so einen großen berühmten Mann unter ihre Mitbürger zählen zu dürfen.“

Von den kaum erschwinglichen Lasten, die der Krieg der damals nur 40 000 Einwohner zählenden Stadt auferlegte, haben wir schon früher berichtet. Bei der beispiellosen Opferwilligkeit in den Jahren 1792 und 1796 blieb Frau Rat, wie wir schon wissen, nicht zurück.

Für das Jahr 1797 und die folgenden genügte aber auch diese freiwillige Besteuerung nicht mehr. Man mußte eine Extraschätzung ausschreiben von ein halb bis ein Prozent des Simplums, je nach der Höhe des Vermögens. 1804 wurden eine Menge Steuern eingeführt, und 1806 mußte man sogar Zwangsanleihen, zwei Simpla für jeden gegen fünf Prozent Zinsen einführen.

Sind doch der unglücklichen Stadt von 1792 bis 1806 über zwanzig Millionen Franken abgepreßt worden.

Frau Rat zahlte nicht nur für sich und die Magd — das schöne Lob, daß sie mehr gethan hatte, als sie zu thun schuldig war, wurde ihr von der Obrigkeit gespendet —; sondern auch für den Sohn, der leicht durch Aufgabe seines doch nur nominell beibehaltenen Bürgerrechts von jenen Lasten sich hätte befreien können, bezahlte sie die Kriegsteuer. So schreibt sie ihm im April 1800:

„Ich nehme die Bezahlung auf mich — Ich habe dich auf 10000 fl. angesetzt und 1797 200 fl. vor dich bezahlt — auch würde ich alles für mich stillschweigend abgemacht haben — wenn das Amt deine Erklärung nicht verlangt hätte — du magst dich nun angeben, wie du mit gutem Gewissen thun kannst — (noch einmahl sei es gesagt) vor die Zahlung brauchst du nicht zu sorgen.“

Der Brief des Senators Hessler darüber an Goethe ist, wie uns versichert wird, ein beredtes Lob des patriotischen Verhaltens der Frau Rat, von dem die Eintragungen in die Kassenbücher ebenso zeugen. Wie innig dankt sie Gott, da nach längerer Besatzung durch die Franzosen die Frankfurter Truppen wieder auf die Wache ziehen. Mit Rührung schildert sie den Aufzug, obgleich der Anblick der ihrer Waffen beraubten Soldaten überaus komisch gewesen sein muß.

„Den 8ten früh um 5 Uhr stund ich auf und sahe zu meiner unaussprechlichen Freude unsere Frankfurter Soldaten auf der Hauptwache — meinen Augen nicht trauend holte ich meine Lorgnette und sie gingen mit Stöcken (denn die Gewehre hatten die F. alle mitgenommen) auf und nieder — was ich da empfand, läßt sich nicht beschreiben — daß ich Gott herzlich dankte versteht sich wohl von selbst — und des Abends unsern Zapfenstreich wieder zu hören war mir lieblicher als eine Oper von Mozart. So weit wären wir nun wieder — Gott wird ferner durchhelfen. Burgemeister Schweißer hat viel gethan — die ganze Bürgerschaft trägt ihn beinahe auf den Händen — unsere Sachsenhäuser wollten ihn in Römer statt der Pferde im Triumph ziehen — welches er sich nun freilich verbat.“

Darum ist es auch für sie charakteristisch und durchaus nicht tadelnswert, daß ihr die Frage, ob das linke Rheinufer französisch werden oder deutsch bleiben sollte, geringfügig gegenüber dem Gewinn erschien, daß Frankfurt bei der Neutralitätserklärung im Winter 1796 und ebenso im Frieden zu Luneville

1801 freie Reichsstadt blieb. So erscheint uns auch die Aussage ihres schon öfters genannten Freundes, des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, in einem Briefe an seine Schwester aus dem Jahre der Erhebung 1813: „Wie schade, daß die alte Goethe tot ist, daß sie die Wiedergeburt ihrer Stadt nicht erlebt, deren Fall ihr das Herz abgedrückt hat,“ wenn auch etwas übertrieben, so doch nicht unwahr. In ihren Briefen freilich, wie sie ja überhaupt Kummer und Schmerz immer trefflich zu verschweigen versteht, weiß sie auch dem durch die Ereignisse des Jahres 1806 herbeigeführten Untergang der Selbstständigkeit Frankfurts eine gute Seite abzugewinnen:

„Der Primas wird täglich erwartet — Vielleicht geht alles besser als man denkt — müssen erst den neuen Hock anprobieren — Vielleicht thut er uns nur wenig genieren — drum laßt hinweg das Lamentieren u. s. w. Lebt wohl! Behaltet lieb diejenige, die unter allen Regierungsveränderungen ist und bleibt Eure liebende Mutter und Großmutter.“

War doch „der neue Herr“, der Fürst Primas von Dalberg, seit langen Jahren ihrem Sohne wohl befreundet und „ein liebevoller Menschenfreund“.

Ueber das Benehmen der plötzlich den Christen gleichgestellten Juden weiß sie ergößliche Berichte zu senden und für die Erneuerung und Verschönerung der Stadt, wobei aber auch manches Altertümliche zum Opfer fallen mußte, hat sie volles Lob und Einverständnis:

„Alle sind erstaunt über die Schönheit in Frankfurt, besonders aber außer der Stadt — die alten Wälle sind abgetragen, die alten Thore eingerissen, um die ganze Stadt ein Park, man glaubt es sei Feerei — man weiß gar nicht mehr wie es sonst ausgesehen hat — unsere alten Perücken hätten so was bis an jüngsten Tag nicht zuwegen gebracht — bei dem kleinsten Sonnenblick sind die Menschen ohne Zahl vor den Thoren, Christen — Juden — pele mele alles durcheinander in der schönsten Ordnung, es ist der rührendste Anblick, den man vor Augen sehen kann — und das ist und wird alles ohne Unkosten gemacht — die Plätze der alten Stadtmauern — Wälle werden an hiesige Bürger verkauft — da nimmt der eine viel, der andere weniger, jeder baut nach Herzenslust — einer macht einen Bleichgarten — der andere einen Bleichgarten u. s. d. das sieht dann scharmant aus — und hiermit basta!“

Damit sind wir aber schon vorausgeeilt zu dem Anbruch besserer und ruhigerer Zeiten für die alte Stadt; kehren wir wieder zum Anfang der neunziger Jahre zurück.

Frankfurter Freunde. — Verkauf des Hauses.

Die eben geschilderten trüben politischen Verhältnisse, die tief in das Leben des einzelnen eingriffen, sie bilden den düsteren Hintergrund für eine Reihe von Jahren, auf dem die gottergebene, mit echtem Humor begabte Frau sich ihr Leben so angenehm als es geht, zu gestalten sucht. Gleich der erste vom besorgten Sohn veranlaßte Versuch, ihren Lebensabend von einer großen und zumal damals drückenden Last und Bürde, dem Hausbesitz zu befreien, wurde durch die Kriegsunruhen erschwert und lange Zeit vereitelt. Als Goethe im August 1793 Frankfurt besuchte, hatte er, wie in den Annalen steht, die Mutter über ihren Zustand aufgeklärt und aufgemuntert, sich solcher Bürden zu entledigen. Daneben war auch der wirtschaftliche Grund von Bedeutung, daß sie nach eigener Angabe 900 Gulden weniger 20 jährlich in dem eigenen Hause „verfaß“. — Nur kurze Zeit wohnte eine Gräfin Hsenburg zur Miete bei ihr. — Die Ausführung des Planes verlangte aber auch den Verkauf „all der Weine, Bücher, Gemälde, Kupferstiche und Landkarten, Altertümer, Kunstwerke und Kuriositäten, die der Vater aus Liebhaberei und Kenntnis bei guter Gelegenheit um sich versammelt hatte“, es hieß fast den Fleiß eines Lebens vernichten, wenn man das alles verschleuderte, es hieß nicht bloß den Sammlungen, sondern auch dem einzelnen seinen Wert nehmen, wenn man das, was nur vereinigt Wert besaß, auseinanderriß und verzettelte. Aber die Hausfrauen unter unsern Lesern werden die geringe Pietät der Frau Rat verteidigen und verstehen, sowie die Bereitwilligkeit, mit der sie auf den Plan einging, dieses unnützen Gegenstands unaufhörlicher Arbeit und Mühe sich zu entledigen. Nachdem Freund Senator Stod ins Vertrauen gezogen worden war, wurde zuerst alles unnötige „Ameublement“ auf den zwei Böden und im dritten Stod im öffentlichen Ausruf — wir sagen jetzt Auktion — verkauft. „Schachern, Handeln und Verkaufen ist jetzt mein einziger Gedanke“, schreibt Frau Rat schon am 30. September 1793. Dann geht's an den Verkauf der großen, fast 1700 Bücher und Schriften umfassenden Bibliothek. War einmal der Entschluß gefaßt, den alten Besitz zu veräußern, so können wir es der wackeren Hausfrau nicht verargen, daß sie diese schlimmste und größte Last bald vom Halse haben wollte.

Mit Ungebuld erwartet sie „den Mann, der den Katalog macht“, es war der Makler Liebhold, der auch sonst Frau Rat behilflich sich zeigte; Anfang November wird die Arbeit — auch für den Sohn wird ein Exemplar angefertigt — begonnen; aber „der gute Liebhold muß sein einziges

Bluge (auf dem andern ist er lange blind) bei Licht schonen“, und da die Tage sehr kurz sind, so vergehen denn fast drei Monate, ehe der Katalog in die Hände des Sohnes kommt, der, ebenso wie Schlosser, sich erst, was er zu besitzen wünscht, aussuchen sollte. Dabei ist Wolfgang so bescheiden, daß die Mutter ihm ärgerlich schreibt:

„Was macht du denn vor dickt dack mit deiner Unschlüssigkeit — wunderlicher Mensch! nehme deine Jugendfreunde, die du ungern verkaufen siehst — suche dir aus was dir Freude macht, was kommt denn auf ein 100 fl. mehr oder weniger an — du hast ja das erste und größte Recht dazu — nur mache daß ich den Katalog noch vor oder zu Anfang der Messe bekomme.“ —

Die übrigen Bücher wurden am 18. August 1794 „öffentlich gegen bare Bezahlung vergantet“ und brachten einen Erlös von 392 Gulden 24 Kreuzer ein. Ganz andern Geldwert hatte der Inhalt des großen Kellers des Hauses. Da standen die ehrwürdigen „alten Herren“ 5 Stück (6000 Liter) vom Jahre 1706, 1709 und 1726, drei Stück „aus dem eigenen Hause“ und viele Dhm verschiedener Jahrgänge durcheinander — das Tyrannenblut nicht zu vergessen — ein stolzer Anblick, eine Freude für die Wirtin in der Zeit, da lustige Gäste am „runden Tisch“ mit Wolfgang saßen und mit Tyrannenblut auf das Wohl von Frau Aja und die zukünftige Größe des Sohnes tranken, aber jetzt ein lästiger, mühevoller Besiß. Denn das Auffüllen der Weine, das Brechen der Trinktweine überließ die wackere Hausfrau niemand anderem, und bei ihren Jahren wurde sie „der Kellerföherei müde und satt.“ „Vorgestern,“ schreibt sie am 25. Mai 1794, mußte ich wieder, um alles aufzufüllen, fünf Stunden unter der Erde stehen.“ Darum will sie den Wein sobald wie möglich los werden, ja sie wünscht, die Dhnehosen hätten nur noch mehr Wein trinken sollen, damit nicht eine so große Menge in der Mainzer Gegend vorhanden wäre — „aber jetzt sitze ich,“ so seufzt sie, „drinn und ist nicht die geringste Nachfrage.“ Deshalb geht sie bald mit dem Preis 2000 Gulden herunter und will froh sein, wenn der Weinhändler Gogel im Hirschgraben und der uns schon bekannte Wirt des Roten Hauses 8000 Gulden bezahlen, doch scheint der Wein nur langsam und allmählich verkauft worden zu sein.

Auch mit dem Verkauf des Hauses ging es, wie natürlich bei den unsicheren Zeiten, nicht so schnell. Das stattliche Haus, „vor vierzig Jahren eins der schönsten der Stadt“, war vom Vater mit den Möbeln auf 20 000 Gulden geschätzt worden. Die von einem Werkmeister abgegebene Schätzung belief

sich zum Leidwesen der Besitzerin auf nur 14000 Gulden in 22 fl.-Fuß (ohne Möbel). Der schon erwähnte Makler Liebhold bietet es darauf öffentlich für 30000 Gulden an, wenn Frau Rat auch nicht mehr daran dachte, die Summe zu erhalten; 22000 erscheinen ihr schon kein ganz schlechtes Gebot. Sie will sich durchaus nach dem Willen Wolfgang's und Schlossers richten. Aber die Sache zerfällt sich wieder. Kauflustige kommen freilich genug: „mit jedem mußte ich vom Boden bis in den Keller hinauf- und herabsteigen, das meinen oft von Schmerz beschwerten Beinen aber kein Labfal war, aber sobald sie den Preis hörten, kam keiner wieder.“

Das Haus war für den Luxus der Zeit nicht mehr vornehm genug, auch war der Preis zu hoch.

Endlich am 1. Mai 1795 fand sich ein ernster Käufer. Der gute Keller war des Hauses Glück. Der Käufer, ein Weinhändler, Namens Blum, bezahlte 22000 Gulden, davon 4000 bar, während das übrige als Hypothek oder „Insatz“, wie Frau Rat sagte, auf dem Hause vorläufig stehen blieb. Eine Stelle des Kaufbriefes sagte, daß Frau Rat so lange im Hause bleiben dürfe, bis sie eine geeignete Wohnung gefunden hätte. Denn trotz alles Suchens in den verfloßenen 1½ Jahren hatte Frau Rat noch nicht ihr „Ideal“ ausfindig gemacht. „Ich muß,“ so schreibt sie dem Sohn, „vor allen Dingen meinem Stand und Würden gemäß ein Logis haben, daß ich mich in meinen letzten Lebensjahren nicht zu guterlezt heruntersetze, denn im fünften Akt soll applaudiert und nicht gepiffen werden.“ Auch verlangt Frau Rat eine belebte Gegend, wo sie auf das Getümmel der Menge schauen und sich belustigen könne, etwa an der Hauptwache, oder am Roßmarkt; „eine kleine Hoffnung hat sie auch darauf, daß der Wunsch sich erfülle“. Sie malt sich das zukünftige glückliche Leben als Mieterin ohne Sorgen und Last gar lebendig aus. „Es liegt auf der Seite des Roßmarktes, wo die Aussicht die ganze Zeit vor sich hat; hat die Morgensonne . . . und ein besonderer Luxus: in die Schlafstube wurde eine Klingel, die in die Wägdestube ging angebracht — so wie ich was bedürfte — geklingelt!“

Aber leider bestand die prächtige Wohnung uur in der lebhaftesten Phantasie der Frau Rat, „der Mann, der sie bauen wollte, bekam kein Geld geborgt“ und so mußte das Lustschloß ungebaut bleiben. Daß diese Aussicht und Hoffnung jedoch der Einbildungskraft der lieben Mutter eine heitere Stimmung gab, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart ertragen half, hat auch der Sohn in den Annalen berichtet. Das Haus wurde nun verkauft, ohne daß Frau Rat einen neuen Wohnsitz ihrer würdig und ihren Wünschen

entsprechend gefunden hätte, aber schon am Tage, nach dem der Kaufbrief unterschrieben war, wurde ihr das „Ideal“ angeboten.

Die neue Wohnung auf dem Roßmarkt.

Es war der goldene Brunnen auf dem Roßmarkt (jetzt Roßmarkt Nr. 8) „mit der Aussicht auf die Katharinenpforte und Kirche, die Zeil aufwärts bis zum Darmstädter Hof.“ Lassen wir Frau Aja selbst berichten, wie sie die schöne, von ihr später so oft gepriesene Wohnung fand:

„Gleich den Tag nach unterschriebener Puktation kommt ein Makler — und bietet mir ein Logis mit allen oben benannten und verlangten Eigenschaften an — Auf dem Roßmarkt im Goldenen Brunnen — ja, sage ich, das mag wohl recht hübsch sein, aber es ist zwei Treppen hoch — Das Sehen haben Sie umsonst sagte der Mann — und wohl mir, daß ich diesen klugen Rat annahm — einen Tag später und mein Ideal war an andre vermietet — zum Haarausreißen wäre es gewiß gekommen! Nun ging ich oder besser gesagt ich lief hin. Im Hinauffsteigen prüfte ich die Treppe sehr genau — nun fand ich sie sehr gut — auch nicht außerordentlich hoch — indem die Stockwerke, ob's schon ein neu Haus ist — nicht so enorm in die Höhe getrieben sind — nun besah den Vorplatz — schön — groß — wie ich ihn wünschte — wie ich aber in die Zimmer kam, so kann ich dich auf Ehre versichern, daß ich dastunde wie simpel vor Erstaunen — nein eine solche Aussicht — eine solche Lage ist in der ganzen Stadt nicht mehr anzutreffen — die Küche ist hell und schön — eine große Speisekammer — großer Holzplatz, Summa Summarum: mein ganzes Ideal — was nun die zwei Stiegen betrifft, so war das nun gerade nicht in meinem Plan — allein ich überlegte, daß ich in unserm Haus die Treppe mehr zu steigen habe, indem Kleider — Geräte — Porzellan und der gleichen alle obenauf sind — und dann, daß Frau Aja nicht herum läuft — sondern wenn sie ausgeht, nur einmahl im Tag die nun an sich gute Treppe zu steigen hat.“

Der Mietspreis betrug 400 Gulden. Wie sehr sie sich freute über diesen Fund, hören wir aus den Dankesworten an den Sohn: „Wem habe ich aber alle diese Freuden zu verdanken? niemand als Gott und dir — du hast mich auf den glücklichen Einfall gebracht — meine noch übrigen Jahre in Ruhe verleben zu können. Davor bin ich nicht allein von Herzen dankbar — sondern da du vom Verkauf der Baumwiesen 1000 fl. als

Geschenk erhalten hast; so mache ich dir vom Verkauf der Weine ebenfalls mit 1000 fl. ein Geschenk.“

Es folgt nach mühevollen Wochen des Verkaufs der Möbel im „Ausruf“ — das berühmte Puppentheater wurde der Freundin Sophie Wansa geschenkt, und manches Wertvolle dem Sohne geschickt — die Einrichtung der neuen Wohnung und dann Ende Juni 1795 der Umzug. Voller sechs- und vierzig Jahre hatte Frau Rat das Haus auf dem Hirschgraben bewohnt. Was war dort alles geschehen! Aber derartige rührende Erinnerungen, die jetzt das Haus jedem Deutschen ehrwürdig und heilig machen, konnten ihre Freude über das neue Logis nicht trüben. Selbstverständlich ist der erste Gedanke und Wunsch, wenn doch der Sohn das alles sehen und beurteilen könnte. Da das nicht angeht, wird es ihm genau beschrieben.

Ja einige Monate später begreift sie gar nicht mehr, daß sie hatte sechs- und vierzig Jahre lang auf dem Hirschgraben wohnen können. Die Wohnung gefällt ihr je länger je besser. Schon am 18. Mai hatte die fromme Frau einen Gottespfennig gestiftet, wegen Verkauf der Hauses und einen wegen Mietung des Logis — zusammen fünfzehn Gulden.

Bei diesen und allen anderen geschäftlichen Angelegenheiten stand Frau Rat als praktischer Kaufmann Pbil. Nicol. Schmidt zur Seite, von ihr als Hausfreund und als ihr Finanzminister bezeichnet, der sein Geschäft auf dem kleinen Hirschgraben hatte. Er war der „Freund in der Not“, der auch die Fortsendung der besten Sachen beim Einrücken der Franzosen besorgte, und zu dem sie in ähnlichen Fällen immer ihre Zuflucht nahm. Ihre Dankbarkeit erkennen wir aus dem Bestreben, ihm Freude und Anerkennung zu verschaffen.

Die Verwandten und der engere Freundeskreis.

Der Hauptgrund, weshalb Frau Goethe solange vergeblich nach einer Wohnung suchte, war der, daß sie durchaus in der Nähe ihrer Freunde, die in der Gegend des Hirschgrabens wohnten, bleiben wollte. Es waren dies die Familien „Fingering — Mezler — Stod, Hessler und Moritz.“

Daß hier und an anderen Stellen die Verwandten nicht erwähnt werden, ist wohl nur zufällig, ebenso daß die dritte Schwester, Anna Christine, die den Major Schuler geheiratet hatte, garnicht in den Briefen vorkommt, und auch des Neffen Dr. Johann Wolfgang Textor nur kurze Erwähnung gethan wird; von der lustigen Tante dagegen und ihrer zahlreichen Familie, mit der Frau Rat, wie wir schon früher gezeigt, stets die freundschaftlichsten Be-

ziehungen unterhielt, bekommen wir mehr zu hören. Nicht nur stand Frau Rat der in bebrängte Umstände geratenen Witwe mit Geld bei, sie wandte auch ihre besondere Gunst dem tüchtigen Nefsen Johann Georg David Melber zu, der sich 1796 als Arzt in Frankfurt niederließ und von ihr zum Hausarzt gewählt wurde. Ihrer Hilfe verdankte er auch die Stelle eines Stadtaccoucheurs, die er 1804 erhielt. „Die Herzenzgüte der Frau Rat“, wie sich Melber selbst in einem Brief an Goethe ausdrückte, traf damals die Bestimmung, daß die oben genannte Schuld erst nach dem Tode der Frau Melber eingefordert werden sollte. Die Schwester Anna Maria starb schon im November 1794. Ihr Gatte, Pfarrer Starck, dem Frau Rat ebenfalls in der Sorge für seine Söhne behilflich war, folgte ihr bald. Der etwas entfernte Verwandte, der Schöff Peter Schlosser, der Bruder des Schwiegersohns der Frau Rat, stand in nicht weniger herzlichen Beziehungen zu ihr und wird besonders wegen seiner Unterstützung und Gefälligkeit gerühmt und gepriesen. Er und seine Gattin gehören auch zu jenem engeren Kreise der Freunde, deren Verkehr der Mutter das Leben in Frankfurt so lieb und teuer machte. Unter ihnen nahm sicher die erste Stelle ein die Familie des Rats Herrn Stock. Die Urheberin und zugleich der Mittelpunkt dieses Verkehrs war seine Gattin Esther, eine Tochter des Legationsrates Joh. Fr. Moritz, des Bruders jenes Moritz, der eine Zeit lang im ersten Stock des Goethehauses gewohnt hatte. Esther, die Jugendfreundin Wolfgangs — sie wohnten sich gegenüber — hatte sich im Jahre 1778 mit dem damals in Hamburg, später in Frankfurt wohnenden Senator Stock verheiratet. Wie Wolfgang den Verkehr mit der Familie durch Zusendung seiner Werke, durch Briefe und Grüße aufrecht erhielt, so gestalteten sich die Beziehungen der Mutter zu diesem Hause immer freundlicher und inniger. Stock war der vertraute treue und verschwiegene Ratgeber der Mutter, ohne den sie kaum etwas Wichtiges that. Frau Esther ist ihr die liebe Duzfreundin und die Beraterin in Sachen der Mode und des Geschmacks. Beide Gatten waren Muster von Eltern: „da lieben die Eltern die Kinder, heißt es von ihnen, die Kinder die Eltern, da ist einem so wohl, alles was in dem Birkel lebt, freut sich des Lebens.“

In diesem Kreise guter und froher Menschen fühlt die Mutter sich noch einmal jung. Im Sommer geht sie oft in Stocks Garten vor dem Bockenheimer Thor; und das ganze Jahr hindurch ist sie seit dem Tode des Mannes Sonntags in dieser Familie zu Mittag, das Sonntagskränzchen wiederum versäumt sie nie, selbst wenn sie sonst die ganze Woche nicht ausgeht. Da wird auch das Neueste von Wolfgang mitgenommen, wie z. B. Hermann und

Dorothea, von dem sie schreibt: „Es ist ein Meisterstückchen ohnegleichen! Ich trage es herum, wie die Rabe ihre Jungen — bis Sonntag nehme ich es mit zu Stock; die werden krehlen und jubeln.“

Auch die schon früher erwähnte Montagsgesellschaft in Stock's Garten oder Haus, wo ein Spielchen gemacht wird, kam 1796 wieder in den Gang und manchmal kommen auch die Stock's zu Frau Rat auf einen „Thee und Kapuze=Spieldchen“.

Die freundliche und liebevolle Aufnahme, die August und Christiane bei Stock's fand, knüpfte die Bande zwischen der Familie und dem Dichter noch enger. Ihre Sorge und Pflege um die Mutter war es hauptsächlich, die den fernen Sohn über das Wohl der Greisin beruhigte. Neben Stock ist bei der Familie des Schöffen Fleischbein von Kleeberg Frau Rat der angenehmste Aufenthalt, — es ist das Haus, „wo ich am liebsten hingeh“, versichert sie oft, von dem „ihr so lieben Fleischbein“ —, im Winter in der Stadt, im Sommer in dem Landhause oder Garten. Als der treue Freund schwer erkrankt war, da nimmt der Brief an den Sohn ein feierliches Ansehen: „welches sonst so eigentlich mein Ton nicht ist, aber — mein lieber Schöff von Fleischbein ist krank und der Arzt macht es gefährlich — das wäre vor mich ein wahrer Verlust . . .“

Ennige Freundschaft schloß Frau Rat an Bankier Fingerlin's Familie. Sie hatten einen schönen Garten vor dem Allerheiligen Thor, wohin Frau Rat gar manchmal in der Woche pilgerte, ebenso wie in das prächtige Gut des Senators Kellner „über Sachsenhausen“ — des Schwiegersohnes ihres langjährigen Freundes, des Bürgermeisters Meßler.

Von den Jugendfreunden des Sohnes waren der eine Moors, Niese, Krespel und Hepler damals noch am Leben und in Frankfurt. Außer einem Briefe Goethe's an den Stadtschultheißen Moors wegen eines Dr. Kestner, eines Sohnes der Lotte, wird des erstgenannten kaum Erwähnung gethan. Auch der Archivat Krespel aus den siebziger Jahren, als sehr verehrter Freund der Frau Rat uns bekannt, scheint in diesen Jahren wenig Verkehr mit ihr gehabt zu haben. Vielleicht hatte das sich Originelle seines Wesens allzusehr gesteigert. Die ironische Erwähnung „— Krespel ist ein Bauer geworden, hat in Laubach Güter gekauft, das heißt etliche Baumstücke — baut auf dieselbe ein Haus nach eigener Invention, hat aber in dem Rickelsort weder Maurer noch Zimmerleute, weder Schreiner — noch Glaser — das ist er nun alles selbst — es wird ein Haus werden — wie seine Hofen, die er auch selbst fabricirt — Muster leihe mir deine Form!“ deutet darauf hin.

An derselben Stelle wird ebenso über das hypochondrische Wesen des alten Freundes und Frankfurter Kastenschreibers Riese, der uns auch in der Lesegesellschaft begegnet, geklagt, während des letzteren immer gleichbleibende Freundschaft und Treue dem Goetheschen Hause gegenüber, Goethe noch später trefflich zu rühmen mußte. Auch des Bildhauer Peter Melchior müssen wir hier gedenken, von dessen Freundschaft mit Goethe ein Reliefbildnis, gefertigt von „einem Freunde des Dichters von Werthers Leiden 1775“ zeugt. Seine Reliefbilder von Goethes Eltern (s. oben S. 142) stammen aus den Jahren 1779. Ihn lud Frau Rat im April 1794 zum Mittagessen ein, mit den Worten, „da wollen wir eins schwagen, zwanzig Jahre uns zurückdenken, Krieg und Kriegsgeschrei soll nicht in Anschlag kommen“.

Viel häufigeren Verkehr mit Frau Rat scheint Joh. Isaak Gerning, ein jüngerer Bekannter Goethes, genossen zu haben, er heißt wiederholt der bravste, weil er sie oft besuchte.

Er vermittelt bei seinem Aufenthalt in Weimar den Verkehr zwischen Mutter und Sohn, er besorgt geschäftliche Angelegenheiten für sie, er bleibt auch im Verkehr mit dem Sohn, der mit ihr 1797 eine italienische Reise verabredete, die jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Aber der Anflug des Komischen, der nach den Bemerkungen Goethes über ihn an diesem Dichter invita Minerva und Streber haftet, klingt auch in den Briefen der Frau Rat durch. Sie nennt ihn ironisch „das Genie“ und berichtet in folgender Weise über seine bereitete Hochzeit:

„Ich vor meine Person schreibe nun alle Narrheiten, die sich in kurzer Zeit hier gehäuft haben, der erstaunlichen Hitze zu, in Rom sind 60 Menschen närrisch worden — so arg ist's nun freilich bei uns nicht — aber auch Rom und Frankfurt!!! Der Herr Geheime Rat von Gerning hat einen geistigen Umgang mit einer empfindsamen Wittve — verspricht sich mit ihr — wird in der Kirche dem Gebrauch nach aufgeboten — wird aber so oft das Wort Copulation ausgesprochen wird, ohnmächtig — sie scheiden in Pace von einander“ u. s. w.

oder macht sich, wie Bettina erzählt, über seine eingebildete und seine wirkliche Bedeutung lustig.

Daß Gerning, der sich mit dem Dichternamen Philotis nannte, Frau Rat auch angesungen hat, ersehen wir aus einem sechsstrophigen Gedicht, das er zu ihrem Geburtstage 1796 geschrieben, und in dem er den ganzen Olymp herbeiruft, um die Freundin zu feiern:

Willkomm sei uns der Tag, der dich Latona,
Des entschwebeten Götter-Sohnes Mutter,
Dich, Thaliens, Melpomene's Vertraute,
Liebend der Welt gab.

Leb, o Freundin! noch lang ein Götterleben
Sanft umkränzet, umschwebt von ew'gen jungen
Freuden, laß uns die schönsten in der Musen
Birtel umarmen! u. s. w.

Die Familien Bethmann.

Es war keine Phrase, wie wir längst wissen, wenn Frau Rat hier als Thaliens und Melpomenens Vertraute gepriesen wird. Ihr leidenschaftliches Interesse für das Theater und die dramatische Dichtung war nicht geringer geworden, ja durch den Ruhm des Sohnes noch gesteigert worden. So verstand sie es denn auch in dieser Zeit den Verkehr mit Freunden und Freundinnen und die Gesellschaft durch gemeinsame Lektüre, durch musikalische und dramatische Aufführungen anregend zu machen. Eine ganze Reihe von Familien treten uns in den erhaltenen Briefen dieser Zeit entgegen, die nicht nur durch freundschaftlichen Verkehr, sondern auch durch gemeinsame künstlerische Interessen mit Frau Rat verknüpft sind. Dazu gehören vor allem die Familien Bethmann, Holzhausen und Willemer. Unter den zahlreichen Mitgliedern des großen und berühmten Bankierhauses Bethmann, „der gewaltigen Leute in Frankfurt,“ wie Frau Rat sagt, war die intimste Freundin der Frau Rat zu jener Zeit Katharina Elisabeth Bethmann-Mezler, deren Mutter schon mit ihr vertraut gewesen war. Katharina Elisabeth, einige Jahre jünger als Cornelia und Wolfgang, war deren Jugendgespielin gewesen. Als Goethe seiner Mutter den Anfang von Wilhelm Meister — die Schilderung seiner Jugend — zugesandt hatte, wird sie freudig und lebendig in jene Zeit, da das Puppenspiel Wolfgangs so sehr erfreute und aufregte, versetzt. Da fehlte unter den Kindern auch Elise Bethmann nicht. „Das war wieder einmal“, so beginnt der Dank für den Wilhelm Meister, „vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sehe dich und die anderen Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sehe wie Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegt und dergleichen mehr.“

Während des jungen Goethes Aufenthalt in Leipzig erscheinen auch Frau Bethmann und ihre dreizehnjährige Tochter in Leipzig, sie treten hier

auf, wie es ihrer Stellung und ihrem Reichtum zukommt. Das fordert den Spott des jungen Studenten heraus, der in den Briefen an die Schwester über die mittelmäßige Figur und über die komische Rolle des „Gänchens“ im Konzerte und in Apels Garten, „umgeben von Comtes, Barons, Nobles und Doctors“ seine Witze reißt.

Im Jahre 1770 heiratete Elise Bethmann Peter Heinrich Mezler, der den Namen Bethmann annahm und mit diesem 1776 von Joseph II. in den Adelsstand erhoben wurde. Die Freundschaft blieb natürlich auch zwischen den Frauen, sowie das vertrauliche Du und der häufige Verkehr, wenn sich auch Frau Rat, ähnlich wie der Sohn in jungen Jahren, über ihre Leichtgläubigkeit und Uebertreibung bei Gefahren nicht selten lustig macht, besonders in der Zeit der Kriegsunruhen.

In diesem reichen und vornehmen Hause verkehrte Frau Rat viel, bald war es ein Diner zu Ehren eines Künstlers, bald eine besondere Festlichkeit für einen durchreisenden bedeutenden Diplomaten, was sie dorthin führte. Wie stolz war sie, wenn gar dort etwas von ihrem Sohne vorgetragen oder gesungen wurde, wie zum Beispiel im Dezember 1795: „Gestern warst du die Ursach eines sehr vergnügten Tages — die Elise Bethmann gab verschiedenen großen Musikkünstlern ein Diner, nach Tische setzt sich der eine an's Fortepiano und singt mit der herrlichsten Stimme: kennst du das Land, wo die Citeronen blühen? das war was außerordentliches — der Ausdruck dahin dahin hat bei mir ein Gefühl zurückgelassen — das unbeschreiblich ist — die Sophie Bethmann solltest du diese Worte deklamieren hören — ich versprach es dir zu schreiben — und in aller Namen zu danken — und thue es hiemit. Gott! Segne dich im Neuen Jahr. Amen“ — oder wenn von des Sohnes Größe geredet wurde, wie im Mai 1799: „Gestern speiste ich bei Frau Elise und traf den bremischen Gesandten da an — der mit dir in Leipzig studiert hat, der Mann hatte eine Seelenfreude, mich als deine Mutter kennen zu lernen“; es war der bremische Gesandte Gröning, der spätere Bürgermeister von Bremen, derselbe, der sich dem Studenten Goethe in Leipzig während seiner Krankheit und Genesung sehr freundlich erwiesen hatte und dem Goethe in Dichtung und Wahrheit dankbar ein so schönes Lob erteilt hat.

Durch die Tochter der Elise Bethmann-Mezler, Sophie von Bethmann, wurde der Frau Rat 1796 ein neues Haus und ein sehr freundschaftlicher Verkehr eröffnet.

Die im Jahre 1774 geborene Sophie hatte sich zu einer blendenden

Schönheit entwickelt, die sogar das Wohlgefallen Friedrich Wilhelms II. des von den Frankfurtern geliebten und verehrten preußischen Königs, auf sich zog. Frau Rat nennt zwar derartige Gerüchte ein Geträusch, aber die Thatsache, daß in ihren Briefen mehrmals der Name Sophie Bethmann und der König unmittelbar hintereinander erscheinen, spricht wohl genug dafür, daß das Gerücht nicht erlogen war. Vielleicht gehen die Worte, die Frau Rat bei ihrer Verlobung (August 1796) gebraucht, auch darauf hin:

„Sie hat durch ihre Wahl viel bei mir und dem ganzen Publikum gewonnen.“ Diese Wahl fiel auf einen guten Freund der Frau Rat, den englischen Residenten von Schwarzkopf, einen Mann, der sich in der Begeisterung für die dramatische Dichtung mit Frau Rat begegnete. Nach einer Reise der Braut nach Leipzig, während der Frau Rat mit ihr eifrig korrespondierte, fand die Hochzeit im November desselben Jahres statt. In diesem Hause spielte nun die Freundin der beiden Gatten eine bedeutende Rolle; „ich bin ihre ausgewählte Freundin — und die Vertraute vom ganzen Haus“, meldet sie mit Stolz dem Sohn schon im Anfang des Dezembers.

Dramatische Aufführungen.

Die Freude der Frau Rat an gemeinsamer Lektüre und musikalischen Aufführungen stimmte so sehr zu den Absichten des Hausherrn und der Hausfrau, die einmal als „Dame von gelehrtem Ton“ . . . bezeichnet wird, daß man nun auch zu Thaten schritt. Schon vor der Verlobung Sophiens hatte Frau Rat ein Besekränzchen bei der Frau Bethmann-Mepler eingerichtet, und zwar meldet sie im Februar 1796 von mehrfachen Zusammenkünften in der Woche: „Was wir da treiben? wir lesen — vorige Woche lasen wir Don Carlos — ich las den Posa.“

Welche Freude das Frau Rat bereitete, beweisen die schönen Worte, mit denen sie den Bericht begleitet: „Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine ja nicht verschmähen — wie viele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt nicht achten. Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherei.“

Unter Förderung und Teilnahme der Frau Rat wurden gerade in jener Zeit deutsche Theaterstücke von Dilettanten, unter denen Gerning, Formey, Frau Mepler und Jenny Bethmann erwähnt werden, aufgeführt;

das zeigt ein erhaltenes Gedicht, bezeichnet: „Epilog: nach Maske für Maske,“ worin man sich wegen der Wahl des Stückes — eines Lustspiels von Jünger nach dem französischen Original von Marivaux bearbeitet — bei Frau Rat mit den Worten entschuldigt:

Ist Sie nicht unter uns, der wir den Mann verdanken,
Der kühn weit über Frankreichs Dichter flog?
Verzeihung, Götthin, dent! für unfres Geistes Schranken
Ist deines Sohnes Flug zu hoch!

Auch im Jahre 1800 wird uns von Leseabenden berichtet, die jeden Mittwoch bei Schwarzkopfs abends abgehalten werden. „Wir setzen uns“, so beschreibt Frau Rat „die gemeinsame Lesung“, „um einen runden Tisch und dramatisieren wie folgt: Wallensteins Tod! Da wir nicht so viele Personen haben — so hat eins mehrere Rollen, z. B. ich habe noch den Seni und den Westhausen (?) — das amüßirt uns nun königlich — Künftigen Mittwoch wird Tasso von dir gelesen — dann Iphigenie — dann Nathan der Weise — Don Carlos — die meisten deklamieren daß es eine Art und Schick hat — jedes freut sich auf den Mittwoch.“

So stolz ist sie auf diese Leistung, daß sie den Sohn bittet, Schiller etwas davon zu sagen, „vielleicht macht es ihm einen guten Augenblick“. Natürlich erfahren wir nur hin und wieder etwas von dem dramatischen Verein, so z. B. daß im Winter 1800 Goethes Tancred und Mahomed gelesen wird: „da haben wir einen seligen Abend gehabt“. In diesem Winter wird die Lesegesellschaft nur alle 14 Tage abgehalten und u. a. Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Macbeth von Schiller gelesen. „Man glaubt sich immer im Theater, denn es wird schön deklamiert u. s. w.“, so schließt auch diesmal der Bericht. Noch einmal wird eine Leistung des dramatischen Vereins gemeldet: die Lektüre des Tasso Anfang Mai 1804. Hier erscheint auch Herr von Willemer als Mitglied des Lesekränzchens — derselbe, der später noch so innig mit Goethe befreundet werden sollte und dessen spätere Gattin die Suleika des Divans geworden ist. Er genoß in Frankfurt großes künstlerisches Ansehen, weshalb man ihn 1800 in die Oberdirektion des neuen Theaters wählte, er wandte sich auch an Goethe durch die Mutter um Rat in Theaterangelegenheiten; als kunstverständiger Mann ist er natürlich ein Verehrer der Goethischen Werke. „Der Wilhelm Meister wird von ihm nicht gelesen — sondern verschlungen.“ — Willemer sagt, so meldet die Mutter dem Sohn: „so hätte er in seinem Leben nichts gelesen, das ihn so ins innerste bewegt hätte . . . ja die Marianne

hatte ihm so den Kopf verrückt, daß er beinahe einen dummen Streich gemacht hätte.“

Im Kreise dieser Familien lebt Frau Rat wie eine Mutter geehrt und geliebt. Sie selbst fühlte diese Liebe und Verehrung mit dankbar freudigem Herzen, wie eine Stelle, die am Weihnachtsfest 1802 geschrieben ist beweist:

„Ich befinde mich! Gott sei Dank recht wohl! — werde (ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt, geehrt — gesucht, daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben, genug es ist so — und ich genieße diese Menschengüte mit Dankagung gegen Gott und bringe meine Tage vergnügt hin.“

Frau Rat als Großmutter.

Dieselbe Verehrung und Liebe genoß Frau Rat außerhalb Frankfurts, überall in Deutschland bei Fürsten und gewöhnlichen Sterblichen, bei allen denen, die mit ihr mündlich verkehrt hatten oder sich rühmen durften mit ihr im Briefwechsel zu stehn. Ganz besonders innig war diese Liebe und Zuneigung natürlich bei der Familie, die ihr, abgesehen vom Sohne, verwandtschaftlich am nächsten stand, der Familie Schloffer in Emmendingen.

Freilich war ja Cornelia 1777 gestorben, aber durch des Wittwers Verheiratung mit der Herzensfreundin der Frau Rat, Johanna Fahlmer, war das gewaltsam gelöserte Band wieder fester geknüpft; es entspricht dem prächtigen Charakter der Frau Elisabeth, daß sie in der Liebe zu ihren wirklichen Enkelinnen und den beiden der zweiten Ehe entsprossenen Kindern, Henriette und Eduard, keinen Unterschied machte. Im Jahre 1787 wurde Schloffer als geheimer Hofrat nach Karlsruhe berufen; 1790 wurde er Direktor des Hofgerichts. Aber schon vier Jahre später nahm er seine Entlassung, weil er sich einen Eingriff des Markgrafen in das Urtheil des Hofgerichts nicht gefallen lassen wollte, um von nun an sich ganz der litterarischen Beschäftigung zu widmen.

Es geschah dies mit Einwilligung der Großmutter; denn hierauf beziehen sich gewiß ihre Worte aus dem Jahre 1794 an Schloffer:

„Lieber Sohn! Alle eure Pläne und Vorhaben kann ich mit vollem Vertrauen unterschreiben und ebenso was Ihr für eure Kinder beschließt; denn wo hätten je Kinder einen besseren Vater als die Euren?“

Die Furcht vor den Kriegsunruhen ließ ihn nach Norden blicken und so wandte er begehrlieh seine Blicke nach Gütin, „dem Nordischen Canaan“,

wie es Frau Rat nennt. Dort oder in der Nähe lebten die Stolberge und Boie, vor allen aber Fr. H. Jakobi und J. H. Wolf; dort brauchte er auch nicht zu fürchten, die verhaßten Franzosen zu treffen; aber vorläufig gestattete der Gesundheitszustand der Gattin nicht, nach dem Norden zu ziehen. Deshalb zogen sie vorläufig nach Ansbach. Im Mai 1796 war Schloffer mit der ganzen Familie in Frankfurt, auf der Durchreise nach Gütin. Frau Rat hatte sich sehr auf diesen Besuch gefreut, aber die Unruhe Schloffer's vergällte ihr den Genuß. Der Bericht verrät zugleich ihre Verwunderung über die Wahl des neuen Wohnorts. „Schloffer war mit Weib und Kind zehn Tage hier — viel Genuß war nicht bei der Sache — denn die Unruhe war etwas stark, und sein Dichten und Trachten ging nach dem nördlichen Kanaan. Ich lasse jedem Menschen gern sein Himmelreich — denn in der Himmelreichs Fabrik habe noch nicht viel Progressen gemacht und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden.“ Die Befürchtung, daß Frau Rat das letzte Mal den Schwiegersohn und vor allem die liebe Freundin und Tochter bei sich sähe, machte den Abschied besonders schwer, sollte aber bald widerlegt werden, da Schloffer im September 1798 zum Syndikus von Frankfurt gewählt wurde. So hatte sie denn das liebe Hännchen, die Zeugin unbergelicher Tage, bald wieder ganz in der Nähe.

„Schloffer ist Frankfurter Syndikus geworden — (und zwar welches ihm zur Ehre gereicht und bei unserer Verfassung ein gar feltner Fall ist) ohne Kugelung! Der Magistrat — die 51 — die 9 waren alle (das beinahe unerhört ist) in dieser Sache einig. — Wer hätte sich das träumen lassen! Ich bekomme dadurch eine Stütze, die in gegenwärtigen immer noch kritischen Zeiten mir nicht unlieb ist — auf den Umgang mit der Schloffern freue ich mich — denn ob ich gleich verschiedne weibliche Bekanntschaften habe, so ist doch keine darunter, die mich so ganz begreift und versteht. — Die alten Zeiten fangen wieder bei mir an aufzuleben — daß die Hännchen bei uns im alten Haus am runden Tisch bei mir saße — und du manchen schönen Abend unser Gespräch warfst. —

Dieses Verhältnis wurde natürlich von neuem aufgenommen und ungetrübt fortgesetzt, ja gewiß noch enger, als leider schon am 17. Oktober 1799 Frau Johanna ihres Gatten beraubt wurde. Es war ein eigentümlicher Zufall, daß die Franzosen, vor denen Schloffer bis in den höchsten Norden geflüchtet war, nun doch an seinem Tode schuld waren. „Heut vor vierzehn Tagen war er in seinem vor ganz kurzem erkauften Garten. Er steckte Zwiebeln —

Pflanzen u. s. w. Er hörte schießen, arbeitete aber immer fort — endlich kamen die Schüsse näher — er eilte fort — kam ans Eschenheimer Thor — das war zu — die Brücke aufgezo- gen, die Franzosen standen da- vor — ein Mann sagte ihm wenn er eilte, so käme er noch zum Neuen Thor herein — nun strengte er alle Kräfte an — kam auch glücklich noch herein aber er- hitzt und in Angst. — Er ging zu seiner Schwägerin — die nicht wohl war, und fand da eine sehr heiße Stube — wo er natürlich noch mehr er- hitzt wurde — diesen Augenblick wurde Ratsitz angesagt — nun mußte er im Römer in die kalte große Ratsstube — den zweiten Tag darauf bekam er Husten — Fieber und gleich Röcheln auf der Brust — er wollte keinen Arzt — endlich kam einer, der fand ihn tödtlich krank — man nahm noch einen — der erklärte auch, daß es sehr gefährlich wäre. — Sie hatten diesmal recht — denn er starb“.

Die Briefe an „die lieben Enkeleins“.

Schlosser hinterließ drei Kinder, zwei aus zweiter Ehe; die einzige noch lebende Tochter Corneliens war verheiratet und lebte damals in Gutin. Wir haben Frau Rat als Frau Aja, die liebevolle Mutter kennen gelernt; an den Kindern Schlossers wuchs der Vereinsamten Ersatz heran, Kinder, denen sie ihre Liebe, Sorge und Pflege in den Jahren, da ihr Haus still geworden war, zu teil werden lassen konnte. Wir brauchen das gewiß nicht erst zu be- weisen, aber die wenig bekannten — weil nur in wenig Exemplaren gedruckten — Briefe der Frau Rat an ihre Enkelin enthalten so viele hübsche und liebens- würdige Züge ihres Charakters, daß ihr Bild eine wesentliche Lücke zeigen würde, wollten wir Frau Rat als Großmutter nicht zu Wort kommen lassen. Die Briefe beginnen im April 1784 mit einem Antwortschreiben auf einen Brief der zehnjährigen Luise, der ältesten Tochter Corneliens und dem Dank für die von der Enkelin für die Großmutter eigenhändig gestrickten Strümpfe. Luise bekommt dafür einen Strickbeutel, ebenso das siebenjährige Zulchen dessen Geburt einst Corneliens das Leben gekostet hatte; Henriettchen, das älteste Kind der zweiten Ehe, erhält auch ein passendes Geschenk und selbst der erst ein Vierteljahr alte Eduard wird uns schon vorgestellt als „ein ganzer Bursch, der Luischen schon die Hände drücken kann“. Mehrere der folgenden Briefe sind an die „lieben braven Enkeleins“ zusammen gerichtet; zu Weihnachten oder Geburtstag folgen ihnen immer Geschenke. Luise wird angeleitet, den Eltern und kleinen Geschwistern recht viel Freude zu bereiten

mit kleinen selbst angefertigten Gaben, womöglich als Ueberraschungen, zu denen die Großmutter gern ihre hilfreiche Hand bietet. Denn den schönen Zug ihres Charakters, anderen Liebes zu erweisen, möchte sie gern auf Corneliens Tochter vererben. Im September war Johanna mit den beiden Kleinsten, ihren eigenen Kindern bei der Großmutter. Da ward diese zum Kinde mit den Kindern, „da wurden Häuser gebaut und in den Ecken der Wohnstube Hochzeit gespielt und allerlei . . . Das war ein Jubel, wenn die englischen Reiter kamen und wir dem großen Bassa Lieder gesungen haben. Das war doch ein Kapitalspaß!“ Zu Weihnachten sandte Großmutter besonders schöne Sachen. Eine Antwort auf die Dankschreiben der Enkel lautet:

„Den 7^{ten} Jenner 89.

Liebe Enkeleins!

Ihr lieben guten Jungfräuleins! Es freut mich außerordentlich, daß Euch mein überschicktes Christkindlein so wohl gefallen hat — ich hätte nur gewünscht, Euch in der rosenfarbenen Herrlichkeit zu sehen und zu beschauen! Doch Eure lieben guten Briefchen haben mich schadlos gehalten und ich sehe Euch im Geiste bei denen Prinzessinnen Besuch abstaten. — So brave liebe Enkel verdienen allerdings, daß die Großmutter ihnen Freude macht — und wenn mir Gott das Leben erhält, so soll dieses nicht die letzte gewesen sein. Gott erhalte Euch und den Ritter Eduard auch in diesem Jahr frisch — gesund — und vergnügt — fahret fort Euren lieben Eltern Freude zu machen — gedenkt manchmal an die Großmutter und behaltet sie lieb. — Ich bin so lang ich atme

Eure Euch zärtlich liebende Großmutter
Goethe.“

Für soviel Liebe strengen sich denn auch die Kleinen beim nächsten Geburtstag der lieben Großmutter ganz besonders an. Selbst der kleinste, der Eduard, hat an sie gedacht. Der hübsche Dankbrief der Frau Rat sucht wiederum Freude zu bereiten, indem in echt kindlichem, verständlichem Tone jedes Geschenk gepriesen und gelobt wird.

Noch in demselben Jahr waren die Kinder Corneliens bei Frau Rat, die sie bei Stod und den anderen Freunden vorstellt und ihnen den Aufenthalt so angenehm macht, daß sie noch lange vergnügt und freudig daran zurückdenken. Je mehr die beiden Mädchen heranwachsen, umso mehr sind ihre Briefe der Großmutter ein wahres Labfal. „Sagt selbst“, schreibt sie ihnen

einmal, „was mir tröstlicher und erquickender sein konnte, als Enkel zu haben, die so dankbar gegen mich sich betragen, die so liebevoll meiner gedenken, die mit warmem Gefühl trotz der Entfernung mich so lieben und ehren.“ Goethe sagt von diesen Briefen Juliens: „Meine Mutter hat mir mehrere Briefe von ihr gezeigt, die ganz rührend sind.“

Leider sollte ihr gerade diese Enkelin, die ihrer Mutter am meisten ähnelte, bald durch den Tod entrißen werden. Nach langer Krankheit, starb sie am 5. Juli 1793, und so blieb denn der Frau Rat als einzige von „einer teuren und ewig geliebten Tochter“ nur die erstgeborene Luise. Goethe war damals am Rhein und wollte zuerst nach Karlsruhe eilen, aber es war ihm „entsetzlich, seine Schwester zum zweiten Male sterben zu sehen.“ In diesen trüben Tagen, — bald darauf begann ja auch Schloßers unruhiges Leben — war ein heller Lichtblick die Verlobung der zwanzigjährigen Luise mit Ludwig Nicolovius, einem geborenen Königsberger, der bald darauf zum Kammersekretär des Herzogs von Oldenburg zu Cutin ernannt wurde, welchen Ort Schloßer ebenfalls sich zum Wohnsitz ausersehen hatte. Frau Rat in ihrer frommen Weise sah darin eine Schickung Gottes, der das Unglück des Krieges so für Luise zum Guten hätte werden lassen:

„Den 24ten März 1794.

Liebe Luise!

Stehst Du nun, wie Gott gute Kinder schon hie belohnt — ist Deine Heirat nicht beinahe ein Wunderwerk — und daß sich alles so schicken muß, daß Deine lieben Eltern und Geschwister nun mit Dir gehen — das würde doch nicht so leicht gegangen sein, wäre kein Krieg ins Land gekommen — merke Dir das auf Dein ganzes Leben — der Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, kann auch alles, was wir mit unsern blöden Augen vor Unglück ansehen zu unserem Besten wenden. Nun, liebe Luise, Du einzige, die mir von einer teuren und ewig geliebten Tochter übriggeblieben ist — Gott segne Dich! Sei die treue Gefährtin Deines zukünftigen braven Mannes — mache ihm das Leben so froh und glücklich als nur in Deinem Vermögen steht — Sei eine gute Gattin und deutsche Hausfrau, so wird Deine innere Ruhe, den Frieden Deiner Seele nichts stören können — Behalte auch in der weiteren Entfernung Deine Großmutter lieb — mein Segen begleite Dich, wo Du bist.“

Am 5. Juni 1795 wurde in Ansbach die Hochzeit gefeiert; das junge Paar zog nun nach Norden zu Jakobi und Stolberg und den anderen Fremden

der Großmutter aus ihrer schönsten Zeit. „Daß meine ehemahligen Freunde und Bekannten“, so lautet ein Antwortschreiben vom 1. Februar 1796, „sich meiner noch in Liebe erinnern, thut meinem Herzen wohl, und versetzt mich in die so seligen Tage der Vorzeit, wo mir in dem Umgang der edlen und biedern Menschen so wohl ward — wo ich so viel Gutes sah und hörte — so viel Nahrung vor Herz und Geist genoß — Niemals, nein niemals werde ich diese herrliche Zeit vergessen! Da Ihr, meine lieben Kinder, nun das Glück habt unter diesen vortrefflichen Menschen zu leben; so gedenkt meiner zuweilen — nicht ganz aus dem Andenken dieser mir ewig unvergeßlichen Freunde aus gelöscht zu sein, wird mir in meiner Einsamkeit auch in der großen Entfernung Freude und Borne sein. Mein lieber Sohn Schloffer nebst Weib und Kinder werden im Frühjahr zu mir kommen — die Ankunft wird vor mich freudevoll und lieblich sein, aber der Abschied! Wenn ich denke, daß aller Wahrscheinlichkeit nach es das letzte Mahl sein wird, daß Frau Uja dieses Vergnügen genießt, daß die große Entfernung Korrespondenz und alles übrige erschwert — so habe ich nur einen Trost, den ich aber auch mit beiden Händen halten muß, daß er mir nicht entwischt — nämlich, daß Ihr alle zusammen alsdann eine der glücklichsten Familien ausmachen werdet, und daß ich in den ganz sonderbaren Fügungen und Lenkungen Euer aller Schicksale erkennen, fühlen und mit gerührtem Herzen bekennen und sagen muß: das ist Gottes Finger! Nun dieser Gott! Der bisher so viel Gutes uns erzeigt hat, der wird's auch in diesem Jahr an keinem Guten mangeln lassen — Er segne Euch, erhalte Euch froh und freudig — Er schenke unserer Luise einen freudigen Anblick ihres Erstlings — und lasse sie die Mutterfreuden ganz fühlen — dem lieben Urenkelein schenke er Gesundheit, Munterkeit und Kraft zum Eintritt ins Leben — das wird er thun, Amen. Lebt wohl! und behaltet lieb

Eure Euch herzlich liebende Großmutter Goethe.

Die Freude der Frau Rat erstieg den höchsten Gipfel, als die Enkelin ihr Anfang 1796 Aussicht zur Urgroßmutter machte. Sie läßt es sich nicht nehmen, für den Urentel die Spitzen ans Kindszeug mit Brabanter Spitzenklöppeln zu verfertigen. Als nun die Geburt des Urenkels gemeldet und ihr zugleich die Patenschaft angetragen wird, da ergießt sich ihr übervolles Herz in einer Anrede an den jungen Weltbürger, die uns zugleich zeigt, wie die Erziehungsmethode der Frau Rat sich in den wenigen, schönen Worten Nathan des Weisen erschöpft: „Kinder brauchen Liebe“.

„Den 5. April 1796.

Nun danket alle Gott! Mit Herzen Mund und Händen, der große Dinge thut — Ja wohl — an Euch, an mir, an uns allen hat er sich auf neue als den manifestiert, der freundlich ist und dessen Güte ewiglich wäret — gelobet sei sein heiliger Name, Amen. Lieben Kinder! Gott segne Euch in Eurem neuen Stand! Der Vater- und Muttername ist ehrwürdig — O! Was vor Freuden warten Eurer — und glückliches Knäbelein! Die Erziehung solcher vortrefflichen Eltern und Großeltern zu genießen — wie sorgfältig wirst Du, mein kleiner Liebling, nach Leib und Seele gepflegt werden — wie frühe wird guter Same in Dein junges Herz gesät werden — wie bald alles, was das schöne Ebenbild Gottes, was Du an Dir trägt, verunzieren könnte ausgerottet sein — Du wirst zunehmen an Alter — Weisheit und Gnade, bei Gott und den Menschen. Die Urgroßmutter kann keine Kinder erziehen, schickt sich garnicht dazu — thut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wann sie greinen, oder schiefe Mäuler machen, ohne auf den Grund zu gehen — warum sie lachen — warum sie greinen — aber lieb will ich Dich haben, mich herzlich Deiner freuen — Deiner vor Gott ofte und viel gedenken — Dir meinen urgroßmütterlichen Segen geben — ja das kann, das werde ich. Nun habe ich dem jungen Weltbürger deutlich gesagt — was er von mir zu erwarten hat, jetzt mit Euch meinen lieben großen Kindern noch ein paar Worte. Meinen besten Dank vor Eure mir so liebe und teure Briefe — sie thun meinem Herzen immer wohl und machen mich überaus glücklich — besonders die Nachricht, daß das Päckchen wohl angekommen wäre, (den darüber hatte ich große Besorgnis) machte mich sehr froh — denn denkt nur!! wenn der Urgroßmutter ihr Nachwerk, worüber die gute Matrone so manchen lieben langen Tag geseffen und geklüppelt hat, wäre verloren gegangen, oder zu spät gekommen, das wäre mir gar kein Spaß gewesen — aber so, gerade zu rechter Zeit, vier Tage (denn ich guckte gleich in Kalender) zuvor, ehe das Knäbelein ankam, das war scharmant. Der kleine Junge hat mir den Kopf vor lauter Freude so verrückt, daß die eigentliche Gratulation, die doch nach der ordentlichen Ordnung zu Anfang stehen sollte, jetzt hintennach kommt — bedeutet aber eben so viel, und geht eben so aus dem Herzen. Gott! Lasse Euch Freude und Wonne in großem Maß an Eurem Kindlein erleben — Es sei Eure Stütze auch in Eurem Alter — Es sei Euch das, was

Seinemann, Goethes Mutter.

Ihr Euren Eltern und der Großmutter seid, das ist der beste Wunsch, besser weiß ich keinen. Liebe Frau Gebatterin! (der Titel macht mir großen Spaß) wenn dieses zu Ihren Händen kommt, da ist Sie wieder frisch und flink — aber höre Sie, sei Sie's nicht gar zu sehr, gehe Sie nicht zu frühe in die Aprilluft, denn der hat seine Rücken wie die alte Vertraudt im Wansbecker Boten. Bleibe Sie hübsch in ihrem Kämmerlein, bis der Mai kommt — damit kein Katarrh und Husten Sie beschweren möge — nun, ich hoffe, Sie wird guten Rat annehmen. Nun, lieber Herr Gebatter! Tausend Dank nochmals vor alle Eure Liebe — vor Eure schönen Briefe (der Luise ihre mit eingeschlossen) vor die gute herzerfreuende Nachricht — vor die Gebattertschaft, vor alles Liebes und Gutes, womit Ihr schon so manchmal mein Herz erfreut habt — Gott! Lohne Euch dafür — Behaltet mich lieb — Ihr lebt und schwebt in dem Herzen derjenigen, die ist und bleibt

Eure treue Groß- und Urgroßmutter
Goethe.“

Nun wird auch Luise nicht mehr mit Du angedredet; die Großmutter gebraucht nun nach der Sitte der Zeit die respektvolle Anrede der dritten Person in der Einzahl. Nach dem Tode des Vaters Schloffer kam Nicolobius (Frühjahr 1800) mit seiner Frau und drei Urenteln der Frau Rat nach Frankfurt. Wie freute sie sich, als Urgroßmutter paradien zu können. „Gestern“, berichtet Nicolobius selbst, „als unser kleiner (eben vier Jahre alter) Eduard bei ihr in der Loge war und mit unersättlichem Interesse das Schauspiel verschlang, wurde sie so urgroßmütterlich stolz, daß sie rechts und links den Urentel ausposaunte und ich wette, daß jetzt wenig Menschen von Namen mehr in der Stadt sind, die nicht Eduards Lob aus ihrem Munde gehört haben und wissen, wie der Kleine von ihr Leidenschaft fürs Theater im Blut habe.“

Zu Ehren ihrer Kinder veranstaltete Frau Rat ein größeres Diner, „wo edler Miersteiner duftete“. Nicolobius gab seiner Begeisterung für sie in den schönen Worten Ausdruck: „Die Großmutter, deren reicher Lebensquell mir ein wahres Labfal ist, hat uns einen kleinen Familienschmaus, und gestern, was bei ihr unerhört ist, ein größeres Diner gegeben . . . Ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Sonderbarkeit, ihr aufbrausender Lebensstrom, alles reißt hin und gestattet nicht Ruße, noch Kälte zum Urteilen. Wir können ihre Freundlichkeit nicht genug preisen. Ihr Alter ist weder an ihrem Geist, noch an ihrem Körper merklich. Möchte ihr Lebenspruch: Erfahrung macht Hoffnung, auch der

unserige werden! Wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude.“ „Das Haupt unserer großen Familie“, so urteilt er zu derselben Zeit, „ist die Großmutter Goethes; sie ist das lebendigste, herzvollste Mitglied derselben, ihre Originalität macht, daß man manche Eigentümlichkeit ihres Wesens vergißt.“

Einige Jahre später, 1805, finden wir Nicolovius in seiner Heimat als Konsistorialrat auf einem hübschen Landgut bei Königsberg mit seiner Frau und sechs Kindern. Hier trafen ihn im Jahre 1807 die Leiden des Krieges, Plünderung und persönliche Unbill durch rohe Franzosen. In ihrem Berichte hierüber an den Sohn freut sich Frau Rat von dem tapferen und herzhaften Benehmen ihrer Enkelin melden zu können.

„Luiſe aber iſt gerade ſo ein braves Weib, wie ihre Tante Goethe“ (ſie meint Goethes Gattin, Chriſtiane) „und hatte eben den Mut — die Herzhaftigkeit und den Frohsinn. Nach einigen Tagen, da Ordnung und Ruhe hergeſtellt waren ging ſie mit Mann und Kinder ins franzöſiſche Lager — vergaß über der Ordnung — Schönheit — und der excellenten Muſik alle ausgeſtandene Leiden, bewieſe dadurch, daß ſie von mir abſtammte und von meinem Blut war.“

Henriette, die Tochter Schloſſers und Johanna's, blieb vom Jahre 1798 in Frankfurt bei ihrer Mutter und dadurch in ſtetem Verkehr mit Frau Rat. Ein Stambuchblatt iſt uns erhalten, das ihr die Großmutter bei einer Reiſe nach Gütin 1801 geſchrieben hat:

„Der Glückliche iſt nicht einer der Glückſeligen, darum wünſche ich Dir, lieber glücklich als glückſelig zu ſein, und das kannſt Du, ſobald Du willſt — Die Glückſeligkeit hängt von Dir ab — Glück iſt das Werk anderer. Zum Andenken ſchrieb dieſes Deine Dich herzlich liebende Großmutter
Goethe.“

Gewiß nahm dieſer Spruch Beziehung auf den Charakter Henriettens. Ihre von Frau Rat höchſt ergößlich geſchilderte, verunglückte Verlobung mit all ihren komiſchen Folgen, die von der Schreiberin der Einwirkung der großen Hitze des Sommers 1807 zugeſchrieben wird, zeugt von bedenklicher Launenhaftigkeit und Unbeſtändigkeit. Wir beſitzen von der Enkelin ein Urteil über die Frau Rat aus jener Zeit (1805), das gerade wegen des Gegenſatzes der Charaktere wichtig und intereſſant, doch nichts anders, als das derbe Außere an ihr zu tabeln weiß. „Großmutter“, ſchreibt ſie an ihre Freundin Clärchen von Clermond, „iſt wie ſie war. Tante Lene konnte ihr Außeres nicht ſchnell genug verdauen, um Luſt und Freude am Innern zu finden, es war eine zu kurze Bekanntschaft, bei längerer und näherer Bekanntschaft muß man gewiß das meiſte an ihr ſchätzen.“

Erst nach dem Tode der Großmutter (1809) verheiratete sich Henriette mit einem Arzte, Hasenclever in Düsseldorf, wohin ihr die Mutter folgte. Der jüngste, in den Briefen oft genannte Enkel Eduard Schloffer, der später in Jena Medizin studierte, Goethe nahe trat und über ihn viel an Frau Rat berichtete, starb schon im Jahre 1807 in Königsberg, wo er sich in den Spitälern ein Nervenfieber zugezogen hatte.

Nach den Verwandten kommen in der Schilderung des Verkehrs der Frau Rat billigerweise die alten, treugebliebenen Freunde, die in dieser Zeit nach Frankfurt kamen, an die Reihe. Zu ihnen gehörte Fritz Jakobi, uns schon längst bekannt als Freund der Familie Goethe und der Frau Rat, früher ihr besonders lieb als Herzensfreund ihrer Johanna.

Nach einer Aeußerung in einem Briefe an Stodt scheinen die wiederholten Störungen in der Freundschaft Goethes und Jakobis auch bei Frau Rat nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Doch als sie ihren lieben Fritz, das Sonntagskind, auf der Reise nach München, nach zwanzigjähriger Trennung wieder sah (1805), war auch das alte Verhältniß wieder hergestellt. Frau Schloffer veranstaltet zu Ehren ihres alten Freundes ein kleines Fest, bei dem auch Frau Rat nicht fehlte, die richtig ahnte, daß sie Jakobi zum letzten Male sehen würde. Auch der Bruder Georg Jakobi, war im Jahre 1800 bei Frau Schloffer zum Besuch. Seine Frau (der Zweiundfünfzigjährige hatte ein einfaches, junges, sehr schönes Mädchen aus dem Schwarzwald geheiratet), die Frau Rat besonders wegen ihrer Ähnlichkeit mit Lotte Lieb gewonnen hatte, und er selbst saßen gar manchmal bei Frau Aja und ließen sich von ihr aus ihrer großen Zeit erzählen.

Im Jahre 1803 und 1804 führten die Kriegswirren und die für Deutschland so schmachvolle Besetzung Hannovers durch die Franzosen die eben genannte Frau Lotte Restner, die nach Weßlar geflüchtet war, nach Frankfurt. So entstand in Frau Rat die Erinnerung an die Zeit, da sie selbst Zeugin der Entstehung des weltberühmt gewordenen Jugendwerkes ihres Sohnes, des Werther, gewesen war. Wie gern vereinigten sich Mutter und Sohn, um der jetzt so bedrängten Freundin beizustehen. Auf Anregung der Mutter schrieb Goethe an den Jugendfreund Moors, den damaligen Stadtschultheißen, für Lottens jüngsten Sohn, den Dr. med. Theodor Restner, der insolgebeßsen als Bürger und Arzt in Frankfurt 1804 aufgenommen wurde.

Mutter und Sohn.

„Ganz vergebens wäre es,“ so lesen wir in Goethes *Aristeia* der Mutter, „wenn ich von den Eigenschaften und den Eigenheiten meiner Mutter sprechen wollte, und doch ist es merkwürdig, wie in ihr das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgeborenen sich in eigentümlicher Weise



Silhouette von Goethes Mutter.
Aus Kellers Gedendblättern.

hervorthat (und zu welcher Gestalt ein solcher Charakter gerade in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ausbildete).“ Gerade das will unsere Darstellung beweisen und eben deshalb haben wir unserem Buche den Namen „Goethes Mutter“ gegeben.

Immer steht der Sohn im Mittelpunkt oder Hintergrund, und nur die äußere Einteilung zwingt uns hier und dort, dies Verhältnis mehr oder weniger zurücktreten zu lassen. Auch die zahlreichen Besuche von Freunden aus Deutschland und dem Auslande bei Frau Rat galten mit wenigen Ausnahmen der Mutter des großen Dichters.

Der erste unter den entfernteren Bekannten war der damalige preussische Staatsminister Graf von Hardenberg, ein alter Jugendfreund Goethes, der mit ihm in Leipzig bei Deser Unterricht gehabt und auch später mit ihm in freundslichem Verkehr gestanden hatte; er war Frau Rat schon bekannt durch seinen Besuch im Jahre 1772. Auf der Reise nach Basel zu den Friedensverhandlungen Preußens mit Frankreich versagte er es sich nicht, Frau Rat im Januar 1795 in Frankfurt zu besuchen, die von ihm an den Sohn kurz berichtet: „Minister von Hardenberg läßt dir viel Schönes sagen — er ist ein freundlicher lieber Mann.“ Ferner erschien mit einem Brief vom Sohn, der die Mutter sehr beglückte, der berühmte Physiker Ohlshausen im April 1803. Er war im Januar bei Goethe gewesen und von diesem gewiß an Frau Rat empfohlen worden. Auf seiner Reise durch Deutschland und fast ganz Europa hielt er Vorträge über Akustik und seine neuerfundnen musikalischen Instrumente Cypson und Clavicylinder. Danach verstehen wir die Worte der Frau Rat über seinen Besuch:

„Ich hoffe, daß es ihm hier gut gehen soll, denn so eine musikalische Welt wird nicht leicht angetroffen und wir haben Liebhaber, die es manchem Meister gleichthun.“

Robinson.

Daselbe Jahr und das Jahr vorher brachten Frau Rat mit zwei Ausländern in Berührung, zuerst mit dem begeisterten Verehrer ihres Sohnes, dem Engländer Crabb Robinson. Robinson, später Advokat in London und Korrespondent der Times, damals ein siebenundzwanzigjähriger Mann, hatte sich vier oder fünf Jahre in Deutschland aufgehalten, auch in Jena und Heidelberg studiert, und sich eine vorzügliche Kenntnis deutscher Sprache und deutschen Geistes erworben. Seine Vorliebe für die deutsche Litteratur war so groß, daß man ihn in seiner Heimat als Vermittler ihres Verständnisses bei den Engländern ansah, wie Goethe selbst ihn später einen „Missionär der englischen Litteratur in Deutschland“ nannte. Robinson galt für einen großen Redner, der seine Kunst auch gern und viel ausübte. Es wird erzählt, daß bei einem Essen, bei dem auch er zugegen sein sollte, der Wirt zu Be-

ginn die Gäste, die etwas zu sagen wünschten, aufgefordert habe, dies sofort zu thun, denn „Crabb Robinson ist soeben gekommen.“ Dieser selbst berichtet in seinem 1869 herausgegebenen Tagebuch vom Jahre 1802. „Ich war in der Gesellschaft der Frau Goethe, die fast eine historische Persönlichkeit geworden ist durch die Größe ihres Sohnes. Sie hat das Aussehen und Betragen einer tüchtigen, kräftigen Persönlichkeit. Dieser Eindruck von ihr wird noch verstärkt durch die von ihr erzählten Anekdoten, in dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde und in der That durch alles, was über sie veröffentlicht wird. Sie sprach von ihrem Sohne mit Genugthuung und Stolz. Während der Unterhaltung bemerkte sie, daß der Werther zu Anfang ein anderer sei, als der Werther zum Schluß und daß er nur im zweiten Teile Jerusalem darstelle, einen jungen Mann, der sich wirklich selbst getödtet hat, weil er einen öffentlichen Schimpf erlitten hatte. Sie sprach ferner von der Entstehung des Goetz von Berlichingen. Ihr Sohn kam einst abends in aufgeregter Stimmung und erzählte ihr: Mutter ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas Herrliches, die Eisenhand!“ Man muß lebhaft bedauern, daß uns der Bericht der Frau Rat über diese Unterredung nicht erhalten ist. Wer denkt nicht bei der oben mitgetheilten Anekdote an ihre von ihr selbst häufig verspottete Redseligkeit und an ihre Gewohnheit, die Leute „zu katechisieren, daß ihren Zungenflügeln, so lange sie hier bleiben, eine sehr starke Bewegung bevorsteht.“ Auch Robinson wird von seinen Zeitgenossen die schöne Kunst einer packenden, weil natürlichen und einfachen Darstellung der Personen und Dinge zugesprochen.

Frau von Staël.

Der andere ausländische Gast, der hauptsächlich um Goethes willen nach Deutschland reiste und nur aus diesem Grunde mit Frau Rat in Berührung kam, war die berühmteste Frau ihrer Zeit, Madame de Staël. Sie stand damals auf der Höhe ihrer Berühmtheit, zu der die tyrannischen Maßregeln Napoleons gegen seine „Rebenbuhlerin“ nicht wenig beigetragen hatten. Seit ihrer Verbannung aus Paris lebte sie in Coppet, wo sie ein Hofstaat geistiger Größen umgab, oder auf Reisen. Der Wunsch, die neue deutsche Litteratur und ihre Größen, besonders Goethe kennen zu lernen, veranlaßte sie, 1803 und 1808 Reisen nach Deutschland zu unternehmen, denen bekanntlich ihr

Buch „de l'Allemagne“ seinen Ursprung verbanke. Im Dezember war Frau von Staël in Frankfurt, wo sie an das mit Frau Rat sehr befreundete Bethmannsche Haus empfohlen war. Diese berichtet darüber an den Sohn am 13. Januar 1804: „Frau von Staël ist, wie ich höre, jetzt in Weimar — mich hat sie gedrückt, als wenn ich einen Mühlstein am Hals hangen hätte — ich ging ihr überall aus dem Wege, schlug alle Gesellschaften aus, wo sie war und atmete freier, da sie fort war. Was will die Frau mit mir?? Ich habe in meinem Leben kein Abcuch geschrieben und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren.“ Jeder unbefangene Leser wird hieraus entnehmen, daß Frau von Staël Frau Rat kennen zu lernen gesucht hat und daß die Bekanntschaft auch wirklich erfolgt ist, daß aber der Eindruck der Französin auf sie zum mindesten unsympathisch war. Bei der Verschiedenheit der Charaktere werden wir auch nichts anderes erwarten. Hier die einfache, natürliche, in Worten und Benehmen oft etwas berbe, auf den Namen einer Mutter Goethes nicht wenig stolze, aber in allen geistigen Fragen bescheiden zurücktretende, deutsche Hausfrau; dort die geistreiche, gelehrte, französische Schriftstellerin, die in dem Bewußtsein, nicht bloß alle Frauen, sondern auch alle Männer geistig zu überragen, sich mit nie ruhender Beredsamkeit vor dem still lauschenden Gesolge über die schwierigsten Probleme, die höchsten Fragen der Menschheit verbreitet. Hier das Ideal der deutschen Hausfrau und Mutter, dort das Vorbild eitler, französischer Unweiblichkeit, was hatten die sich zu sagen? Daß sie eine derartige Scene wirklich mitgemacht und in schrecklicher Erinnerung hat, dafür sprechen die Worte an den Sohn vom 9. März desselben Jahres. „Was treibt Ihr denn in aller Welt, mit der Frau von Staël!!! der ist ja Weimar das Paradies! Die wird Euch einmal loben und preisen — wer hier von Damen nur ein wenig vom gelehrten Ton ist, z. B. Fräulein Louisa von Barchhaus — Frau Geheimte Rätin von Wießenhüten — Frau von Schwarzkopf u. s. w.! erzählten Wunderdinge — wie vergnügt die Dame dort ist — So was freut mich von Herzen — wenn ich davon wegbleiben kann.“

Es klingt fast, als kenne sie das Gefühl des Sohnes gegenüber der berühmten Frau, der sie auch sehr kühl behandelte, besonders weil er ihre „Reportertthätigkeit“ fürchtete.

Auf ihrer zweiten Reise nach Deutschland kam Frau von Staël während der Rückreise (Juni 1808) nach Frankfurt. Die kurze Notiz vom ersten Juli „Frau von Staël, geborene Necker war hier,“ ist das einzige, was Frau Rat darüber an den Sohn berichtet. Aber sehr ausführlich sind wir über diesen

Besuch unterrichtet durch Bettina in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“; freilich springt Bettina nach ihrer gewohnten Art in diesem Berichte wunderbar mit Thatfachen und Daten um; sie läßt die Mutter zu einer Zeit, da sie schon tot war, an Bettina von dem bevorstehenden Besuch der Frau von Staël schreiben und die Bitte an sie richten, zu ihr zu kommen, um den Dolmetschen zu spielen, sie versetzt die Ankunft des berühmten Gastes in den August statt in den Juni, sie läßt als Begleiter fälschlicherweise Benjamin Constant auftreten, sie läßt die Mutter prophezeien, „daß über den Herzens- und Geistesbund Goethes mit der Staël ganz Deutschland und Frankreich die Augen aufreißen werden“, ein Wort, das doch erst nach der Veröffentlichung von „de l'Allemagne“ ausgesprochen werden konnte, und sie läßt schließlich Frau Rat ganz im Gegensatz zu ihrer uns bekannt gewordenen Stimmung Verehrung und Hochachtung für die Französin offenbaren infolge eines Briefes des Sohnes, „worin er ihr Glück wünschte, mit diesem Meteor zusammengetroffen zu sein“. Trotz dieser innerlichen und äußerlichen Widersprüche werden wir doch Bettinas Bericht nicht gerade für erdichtet erklären können, nur müssen wir die Begegnung in das Jahr 1804 verlegen und von einer Beteiligung Bettinens selbst absehen. Sie war 1804 noch nicht mit Frau Rat genauer bekannt, wie die Schilderung voraussetzt, und im Juni 1808 während der Anwesenheit der Frau von Staël überhaupt nicht in Frankfurt. Der Bericht Bettinas lautet: „Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben; die Entree war bei Bethmann-Schaaß, in den Zimmern des Moriz Bethmann. Die Mutter hatte sich — ob aus Ironie oder aus Uebermut, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rote, eine weiße und eine blaue — die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, — so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlängelte sich der bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz, verhüllte ihren Busen, und so stand sie mit weißen Glacé-Handschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andere, welche entblößt war, ganz beringt mit glänzenden Steinen, dann und wann aus einer goldenen Tabatiere mit einer Miniature von Dir, wo Du mit hängenden Locken, gepudert, nachdenk-

lich den Kopf auf die Hand stütze, eine Brise nehmend. Die Gesellschaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrotem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leopard, — sah die Gesellschaft so stattlich aus, daß sie wohl imponieren konnte. An den Wänden standen schöne, schlanke, indische Gewächse, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet; dem Halbkreis gegenüber stand das Bett auf einer zwei Stufen erhabenen Estrade, auch mit einem purpurnen Teppich verhüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich sagte zur Mutter: die Frau Staël wird meinen, sie wird hier vor Gericht des Minnehofes citiert, denn dort das Bett sieht aus, wie der verhüllte Thron der Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu beantworten geben. Endlich kam die Langewartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin Constant, sie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein eben solches Gewand mit einer orangen Tunita, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte; ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch, von einem mystischen Rot; die Handschuhe waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Vorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicherweise nahm sie das Gewand vorne in die Höhe statt hinten, dies gab der Feierlichkeit ihres Empfangs einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz im orientalischen Ton überschwanke Gestalt, auf die steifen Damen der Tugendverschworenen Frankfurter Gesellschaft losrückte. Die Mutter warf mir einige couragierte Blicke zu, da man sie einander präsentierte. Ich hatte mich in die Ferne gestellt, um die ganze Scene zu beobachten. Ich bemerkte das Erstaunen der Staël über den wunderbaren Fuß und das Ansehen Deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutierte sie mit dem Fächer spielend, und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „*Je suis la mère de Goethe*“; „*ah, je suis charmée*“, sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präsentation ihres geistreichen Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethes Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch, welchen sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Bühnen murmelte, — kurz, ich glaube

die Audienz war vollkommen, und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza.“

Alexander von Humboldt.

Ein nicht weniger berühmter Mann besuchte Frau Rat fast in derselben Zeit. Es war Alexander von Humboldt, der sich einige Jahre vorher durch die erste Besteigung des Chimborasso in der ganzen Welt bekannt gemacht hatte. Er reiste im November 1807 in Begleitung des Prinzen Wilhelm Karl von Preußen, des Bruders des Königs, nach Paris, der eine Ermäßigung der Preußen auferlegten Kriegslasten von Napoleon erbitten wollte. Auf der Durchreise berührte er Weimar und Frankfurt. Frau Rat schreibt von seinem Besuche:

„Ich habe einen interessanten Besuch gehabt — Humboldt, der große Reisende war bei mir, und hat sehr beklagt, daß er nachts um ein Uhr durch Weimar passiert ist und demnach meinen Sohn nicht hat sehen können.“

Gäste aus Weimar.

Alle übrigen, so zahlreichen Besuche der Frau Rat stehen mit dem Sohn in unmittelbarer Beziehung. Es waren alte Freunde aus Weimar, die ihre Verehrung für Goethes Mutter durch einen Besuch zum Ausdruck bringen wollten, wie der aus Frankfurt gebürtige, schon vor Goethe in Weimar anständig gewesene Direktor der herzoglichen Zeichenschule Kraus, der im Sommer 1798 bei Frau Rat war und die Tochter eines früheren Amtsgenossen Goethes, des Geheimrats Schnauß bei ihr einführte. Frau Rat nahm sich der Dame wacker an, führte sie natürlich in das geliebte Theater und versichert dem Sohn, „daß das angenehme Frauenzimmer in Frankfurt keine Langeweile haben sollte“. Vor allen sind aber hier die Mitglieder der herzoglichen Familie zu nennen, die mit Frau Rat in getreuer Verbindung blieben, bis zu ihrem Tode. Nicht nur daß Empfehlungen und der Ausdruck des ehrfurchtsvollen Dankes bei jeder Veranlassung sich in den Briefen finden, Anna Amalie bewahrte, wie wir schon wissen, der Frau Rat bis zu ihrem Tode die freundschaftlichste Gesinnung. Auch die in den Briefen der beiden Frauen wiederholt genannte Schwester der Herzogin, die Markgräfin von Bayreuth, verkehrt in dieser Zeit mit Frau Rat, und mit der lustigen Göckhausen wird sogar der schon eingeschlafene Briefwechsel wieder aufgenommen, doch macht ihm ihr bald darauf folgender Tod ein schnelles Ende. Karl August kam, da ihn der

Krieg wiederholt nach Frankfurt brachte, mit Frau Rat auch jetzt wieder in persönliche Berührung. Bei seiner Anwesenheit in der Reichsstadt im Dezember 1794 schickte er durch die Mutter eine Einladung an den schon auf der Reise nach Weimar befindlichen Goethe, nach Frankfurt zu kommen. Bei des Herzogs darauffolgendem längeren Aufenthalte aber war sie so oft in seiner Gesellschaft, daß sie Berichte über sein Befinden nach Weimar schicken konnte. Am Ende des Jahres trat Karl August, da ihn der Mangel an patriotischer Gesinnung in den leitenden Kreisen empörte, aus dem preussischen Dienst und kehrte schon am 15. Dezember nach Weimar zurück. Am 23. desselben Monats schreibt Frau Rat:

„Daß große Freude über die Rückkunft des durchlauchtigsten Herzogs bei Euch allen ist, das ist nun kein Wunder — da sich ganz Frankfurt freute, ihn wieder gesund und wohl zu sehen — Ich war leider diesmal nicht so glücklich. Ich hoffe doch nicht, daß ich in Ungnade bin, das wäre mir unerträglich — auch wüßte ich nicht, wodurch ich's verschuldet hätte.“

Nach der schweren Krankheit Goethes, Anfang 1801, legt sie dem Herzog, der so sehr für ihn besorgt gewesen war, den ehrerbietigsten Dank zu Füßen, und diesen Dank kann sie nochmals mündlich abtatten, bei einer großen Ueberraschung, die ihr die Königin Luise von Preußen bereitete. Wir wissen aus der früheren Darstellung, daß die Königin ihre Freundin, Frau Rat, im Juni 1803 aus Frankfurt nach Wilhelmsbad kommen ließ, um mit ihren drei Schwestern sich in Erinnerung an schöne Jugendstunden zu ergehen und den Umgang der heiteren, belebenden stets jugendlichen Frau zu genießen. „Da ich so recht,“ heißt es in dem Bericht hierüber, „zum Jubel gestimmt war, wer kam dazu?? Unser Herzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich — O! wie viel Liebes und Gutes hat er von Dir gesagt — ich danke ihm mit gerührtem Herzen vor die Gnade, die er Dir in der letzten fatalen Krankheit erwiesen — Er sagte (auch sehr gerührt), das hat er auch an mir gethan — schon dreißig Jahre gehen wir mit einander und tragen miteinander.“

Ein günstiges Geschick sollte es fügen, daß Frau Rat auch die Gattin Karl Augusts, die Herzogin Luise, kennen lernte. Bei der langen Anwesenheit in Frankfurt, Anfang 1793, ließ der Herzog seine Gattin zu sich kommen, die bis zum Ende Februar bei ihm blieb. Während dieser Zeit wurde auch Frau Rat zur Tafel gezogen, in Gesellschaft der Mama la Roche und verschiedener preussischer Offiziere. „Wir waren sehr vergnügt — blieben bis fünf Uhr — gingen dann samt und sonders ins Schauspiel,“ so lautet

der kurze Bericht. Daß zwischen beiden Frauen sich ein näheres Verhältnis oder gar eine Freundschaft, wie zwischen Frau Rat und Anna Amalia, nicht bildete, war bei der Verschiedenheit der Charaktere selbstverständlich. Herzogin Luise, jene Frau die — jeder Zoll eine Fürstin — selbst Napoleon imponiert und durch ihre Unerblichkeit Stadt und Land gerettet hatte, war eine stolze, ungesellige, menschen scheue Natur, deren trüber Ernst gar wenig zu dem sonnigen Gemüt und der derben Natürlichkeit Frau Ujas paßte. Ihr Sohn, der Erbprinz und spätere Großherzog Karl Friedrich, dessen Geburt Frau Rat mit so großem Jubel begrüßt hatte, besuchte diese im Mai 1802 auf seiner Reise nach Paris.

Bei seiner Vermählung läßt sie sich eine Beschreibung der Feierlichkeiten aus Weimar kommen. Auch seiner Gemahlin, der kaiserlich russischen Prinzessin Maria Paulowna, wird wiederholt als der lieblichsten und vortrefflichsten Prinzessin Erwähnung gethan. Wie freut sich die Mutter zu vernehmen, daß die kaiserliche Hoheit auch an der Donnerstagsgesellschaft des Sohnes teilnimmt. Selbst vom Gothaer Fürstenschlosse spannen sich die Fäden der Freundschaft bis zur stillen Wohnung der Mutter Goethes hinüber. Wir besigen einen schönen Brief des mit Goethe sehr befreundeten jovialen und geistreichen Prinzen August von Sachsen-Gotha an Frau Rat vom 25. Juli 1798: „Ich schätze mich glücklich,“ heißt es da unter anderem, „durch die Einnahme von Mainz mit der Frau Mutter eines solchen Freundes in Verbindung gekommen zu sein.“ Es war ein Brief der Frau Rat vorangegangen, denn der Prinz bedauert, daß die Kriegsunruhen ihm alle Hoffnung benehmen die Ehre zu haben, Frau Rat, deren Verdienste ihm längst bekannt seien, persönlich seine Dankbarkeit dafür zu sagen. „Ihren Herrn Sohn“, so schließt der Brief, „werde ich nächstens schriftlich für diese Freude doppelt und dreifach umarmen, an dem mein ganzes Herz, seit vielen Jahren, so zärtlich und treu hängt.“

Mit den Freunden Herder und besonders Wieland blieb natürlich die alte Freundschaft, wenn sie auch wegen der langen, äußerlichen Entfremdung nicht mehr in schriftlichem Verkehr sich zeigte. Vor allem wird Wieland in den Briefen an den Sohn sehr oft erwähnt, und große Freude wurde der Mutter dadurch bereitet, daß in dem Taschenbuch für das Jahr 1804 „der liebe Name Wieland und Goethe beisammenstehen“. „Zu den drei Namen, die Deutschland immer mit Ehrfurcht nennen sollte“, gehörten nach ihrer Meinung außer dem des Sohnes Wieland und Herder. An Herder und seine Gemahlin wurden häufig Grüße gesandt und an Wolfgangs Paten-

Kind, August Herder, „ein Christkindlein“; die Erinnerung an die Zeit, die sie mit all diesen nun in Weimar vereinten trefflichen Menschen verlebt hatte wird oft nach gerufen, einmal in der hübschen Form: „Empfehle mich doch auch einmal wieder Deinen Durchlauchten zu Gnaden — auch Fräulein Thuisnelde — ferner Gevatter Wieland — Krause — Herder und seinem Weibe — Wir haben doch manche frohe Stunde miteinander gehabt — und leben Gott Lob noch alle — da muß man doch nicht thun, als ob das Schattenreich einen schon aufgenommen hätte — Zuweilen so einen freundlichen Blick, so ein Kopfnicken oder dergleichen — thut einem auf seiner Wanderschaft sehr wohl.“

Wie sehr auch in Weimar die vielen Verehrer der Frau Rat ihrer gedachten und ihren Ruhm verbreiteten, erkennen wir unter anderem aus den Worten einer der edelsten Frauen Weimars, der Witwe Schillers, die an den nach Heidelberg abgereisten August Goethe am 11. April 1808 schreibt:

„Ihrer verehrten Frau Großmutter sagen Sie, daß unter den wenigen Wünschen, die ich noch für mich selbst für das Leben im Herzen hege, dieser, sie kennen zu lernen, nicht der kleinste ist. Sie ist mir in so vieler Rücksicht schon lieb und wert.“

Auch einen erst damals neu gewonnenen Freund können wir dazuzählen, den Buchhändler Carl Friedrich Ernst Frommann in Jena, der im August 1806 bei Frau Rat mit einem Briefe Wolfgangs erschien und mit Freuden aufgenommen wurde. War er doch nicht nur Goethes „Druckherr“ — Cotta ließ manche Schrift Goethes dort drucken — sondern auch ein Freund, in dessen Familie der Dichter nach eigener Angabe viel schöne Abende verlebte. Die gerade damals zu wunderbarer Schönheit emporgeblühte Pflgetochter Frommanns, Wilhelmine Herzlieb, wurde der anmutige und anziehende Mittelpunkt des Kreises. Ein Jahr später fand ebenda jener merkwürdige Sonettenswettstreit Goethes und Zacharias Werners zum Preise Minchen Herzliebs statt, der herrliche Gedichte Goethes als kostbare Frucht zeitigte. Eben- dieser Sonettendichter besuchte ein Jahr darauf Goethes Mutter, wenigstens meldet sie am ersten Juli 1808 ihrem Sohne seine Anwesenheit in Frankfurt.

Christiane.

Von all den Besuchen aus Weimar war aber keines ihr so lieb und auch für den Gast selbst von solcher Bedeutung als der von Christiane Vulpius, mit der Goethe im Juli 1788 eine Gewissensehe eingegangen war, der er erst 1806 die kirchliche Weihe geben ließ. Die Briefe der



Christiane von Goethe, geb. Vulpinus.
Aus dem Werke: Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.

Mutter an den Sohn bringen soviel neues Licht über dieses Verhältnis und berichten insbesondere soviel Gutes über die soviel gescholtene und geschmähte Christiane, daß wir glauben, berechtigt, ja verpflichtet zu sein, bei Christiane länger zu verweilen, als der gegebene Rahmen unseres Themas es an und für sich erfordert.

Christiane Sophie Vulpius war die Tochter des weimarischen Amtsrathes Johann Friedrich Vulpius. Durch den leichtsinnigen Lebenswandel des Vaters, den frühen Tod der Mutter wurden die Kinder schon in frühesten Jugend gezwungen, selbst für sich zu sorgen. Christiane arbeitete in der Blumenfabrik von Bertuch. Im Sommer 1788 lernte Goethe Christiane kennen; am 13. Juli schloß er eine Gewissenssache mit ihr, die er stets als wirkliche Ehe aufgefaßt hat. Daß er die Forderungen der Sitte und Kirche nicht achtete, hat er selbst recht schwer büßen müssen, noch mehr Christiane, die infolge dieses Schrittes auf das Größlichste verleumdete worden ist. Es ist selbstverständlich, daß Frau Rat mit diesem Verhältnis nicht einverstanden war; jedenfalls hat sie — Zeugnisse darüber sind vor dem Jahre 1793 nicht vorhanden — ignoriert, was sie nicht verhindern konnte; aber auf die Dauer konnte sie niemand gram sein, der von Wolfgang geliebt wurde und der ihn selbst liebte. Doch mußte Christiane sich erst einen Platz in ihrem Herzen erringen, und es ist ein schönes Zeichen für ihren Charakter, daß sie es so bald verstand, das Herz der Frau Rat zu erobern und so schnell von der „Demoselle Vulpius“ und „Gefährtin des Sohnes“, zur „lieben Freundin“ und zur „vielgeliebten Tochter“ vorzurücken.

Eine glänzendere Rettung Christianens, als die Briefe an den Sohn enthalten, hätten selbst ihre eifrigsten Verteidiger nicht schreiben können. Im Mai des Jahres 1793 war Goethe fast vierzehn Tage bei seiner Mutter in Frankfurt. In dieser Zeit hat er gewiß Frau Rat näher mit der Mutter seines Sohnes bekannt gemacht, auch sie gebeten, ihr zu schreiben. „Ich werde an dein Liebchen schreiben,“ lautete eine Notiz in einem bald darauf abgegangenen Briefe an den Sohn. Am 20. Juni 1793 führt sie ihre Absicht aus, und damit beginnt der Briefwechsel, der sich fast bis zum Tode der Mutter erstreckte. Die Briefe sind bis zum Jahre 1806 an Madame Vulpius auf dem Frauenplan in Weimar adressiert, von da ab an Frau Geheimrätin Goethe. Der erste aus dem Jahre 1807 zeigt die neue Adresse unterstrichen — gewiß ein Zeichen der Freude der Großmutter.

Der erste Brief der Frau Rat an die ihr noch fremde Geliebte des Sohnes ist etwas kalt und fremd. „Tragen Sie die überschickten Sachen

als ein kleines Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient.“ Sie erwähnt dabei seinen letzten Besuch in Frankfurt, spricht von der leidigen Kriegsnot und bittet gleich darauf um Entschuldigung, daß sie von Krieg und Kriegsgeschrei „vortragiere“. Erkundigungen nach dem kleinen August geben den Schluß. „Ihre Freundin Goethe“ lautet die Unterschrift. Welche Freude Christianen dieser Brief bereitete, der sie, zwar noch nicht in die Verwandtschaft aufnahm, so doch der Freundschaft des verehrten Hauptes der Familie sicherte, erkennen wir aus der Antwort der Frau Rat auf den Dank des Sohnes: „Daß mein Brief Freude gemacht hat, freut mich — wollte Gott, ich könnte alle Menschen froh und glücklich machen; dann sollte mir erst recht wohl sein.“ Von nun an finden wir wiederholt Grüße „an deine Freundin oder Gefährtin“, Küsse an August aufgetragen.

Als ihr der Sohn die Aussicht auf einen zweiten Enkel eröffnet, ist sie zwar ärgerlich darüber, daß sie ihr Enkelein nicht ins Anzeigeblättchen setzen lassen und kein öffentliches Freudenfest anstellen darf, doch tröstet sie sich bald mit dem Gedanken, daß der Hätschelhans vergnügt und „glücklicher ist als in einer fatalen Ehe.“ Ein näheres Verhältnis der beiden Frauen begann natürlich erst nach ihrem persönlichen Bekanntwerden. Im August 1797 brachte Goethe Christiane und August auf einige Tage zur Mutter. „Das Vergnügen“, so beginnt der erste Brief nach dem kurzen Besuch, „so ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch.“ „Treue Freundin und Mutter“, lautet von nun an die Unterschrift. Die zahlreichen Briefe, die sich an diesen Besuch knüpfen, verbreiten sich vor allem über die Gesundheit und Pflege des Sohnes, dann sehr ausführlich über Fragen der Wirtschaft und der Toilette, auch über ihre Lektüre und das Theater in Frankfurt. Im Anfang des Jahres 1798 findet sich zuerst die Anrede „liebe Tochter“. Nur einmal wird der liebevolle und zärtliche Ton unterbrochen durch einen im Aerger über das lange Schweigen des Sohnes, Enkels und Christianens geschriebenen Brief an den Sohn, wo sich sogar die „Demoiselle Vulpius“ findet, aber dafür ist der darauffolgende Brief an „die liebe Tochter“ um so liebenswürdiger und herzlicher. Ihrem Dank für die Pflege des Sohnes giebt sie wiederholt Ausdruck in Geschenken und läßt sich keine Mühe verbrießen, Christiane und August auch wirklich zu erfreuen.

Daß Goethe Christianen und August die vollen pekuniären Vorteile von Gattin und Sohn schon im Jahre 1797 sicherte, lehren uns ebenfalls die

Briefe. Hier findet sich die von Goethes Mutter auf Wunsch des Sohnes abgefaßte Erbschaftsentfugung der Frau Rat vom 17. Juni 1797 und zugleich die Notiz, daß Goethe auf Grund dieser Akte seinen Sohn August am 24. Juli 1797 vor der geplanten dritten italienischen Reise zum Universal-erben einsetzte, seiner Mutter hingegen („der Freundin und vieljährigen Hausgenossin Christiane Vulpius“) den Nießbrauch vermachte, „dergestalt, daß sie zeit lebens in dem ungestörten Besiz bleibe und davon die Einkünfte erhebe — doch unter der Bedingung, daß sie auf Erziehung unseres Sohnes mütterlich das Nötige verwende“.

Die Verheiratung des Sohnes bestätigte auch für die Mutter nur äußerlich, was innerlich von Anbeginn vorhanden war. Aber dennoch erkennen wir aus ihren Briefen ihre große Freude: „Zu deinem Stand wünsche dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen, so hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt — Gott erhalte euch. Meinen Segen habt ihr in vollem Maß. Der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser. — Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehere . . .“

Vom 23. März bis 10. April 1807 war Christiane, nun als Frau Geheimrätin, wiederum bei der Mutter. Jetzt lernte Frau Rat die Schwiegertochter erst recht kennen und lieben. „Du kannst Gott danken!“ schreibt sie dem Sohne, „so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten.“ Es hat etwas Rührendes, wie sie von nun an über alles, was den Sohn angeht, beruhigt ist. „Alle meine Sorgen haben von oben bis ganz herunter ein Ende, das alles hat die Bekanntschaft mit Ihnen bewerkstelligt. Gott erhalte und segne Ihnen vor alle Ihre Liebe und Treue.“ Der letzte Brief, den Frau Rat an ihre Kinder — am 1. Juli 1808, einige Wochen vor ihrem Tode — geschrieben hat, ist an die liebe Tochter gerichtet; sie schließt ihn, bis ans Ende treu ihrer launigen Art: „Die Hitze ist heute stark, Gescheites kann ich vor heute nicht zusammenbringen — darum verzeihen Sie die Kürze — ein andermal mehr von Ihrer treuen Mutter Goethe.“

Fragen wir uns, was wohl die verehrungswürdige und wahrhaft fromme Frau über das Bedenkliche des Verhältnisses hinwegsehen und Christianen eine Stelle in der Familie und in ihrem Herzen geben ließ, bevor sie die angetraute Gattin ihres Sohnes ward, so geben uns auch hierauf die Briefe die beste Antwort. Außer der rührenden Treue und Liebe Christianens zu Frau Rats Hätschelhan war es ihr Charakter selbst, der ihr so schnell einen festen Platz in der Freundschaft Frau Rats sicherte.

Goethes Mutter war eine wackere, echt deutsche Hausfrau, ist sie ja das Urbild der Elisabeth im Götz und der Mutter Hermanns. Darum wurde sie von der gleichen trefflichen Eigenschaft Christianens sehr angenehm berührt. Nicht müde wird sie, ihren wirtschaftlichen Sinn zu preisen: „Während wir ein wahres Schlaraffenleben führen,“ so heißt es in einem Briefe vom Jahre 1797, „sind Sie, meine Liebe, arbeitsam, sorgsam, wirtschaftlich, damit, wenn der Hätschelhans zurückkommt, er Kammer und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird. Nehmen Sie auch davor meinen besten Dank — denn ein wirtschaftlich Weib ist das edelste Geschenk für einen Viedermann, da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie breitet; bleiben Sie bei den Ihnen bewohnenden edlen Grundbesätzen, und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben.“ „Sie haben so viele Geschäfte Ihres Weibchen — so was ist nun gerade mein Kasus nicht — daher sind die Monate Mai und Juni meine fatalsten im ganzen Jahr — da wird vor das ganze Jahr Butter eingemacht — da kommt vor das ganze Jahr Holz — da koche ich meine Wolken — da wird die große Wäsche besorgt u. d. g. Die Frau Kat kommt da aus ihrem Gerick und Geschick — kann nicht ordentlich lesen — Klavier spielen — Spitzen klöppeln — und ist seelenfroh, wenn alles wieder den alten Gang geht.“ Sehr gern möchte sie bei der Tochter sein und ihre schöne häusliche Ordnung und wirtschaftliche Beschäftigung mit ihren Augen ansehen und den mütterlichen Dank mündlich abstatten. Sie sendet ihr die vollste Anerkennung mit den Worten: „So eine fleißige, thätliche Hausfrau giebt's selten — Sie sind aber auch überzeugt, wie sehr ich Ihnen schätze und liebe.“

Darum nehmen auch Wirtschafts- und Garderobeangelegenheiten in den Briefen an Christiane den größten Raum ein und ein Kapitel, Frau Kat als Hausfrau, das erst nach Veröffentlichung der in Weimar liegenden Wirtschaftsbücher wird geschrieben werden können, wird aus ihnen einen wesentlichen Teil seines Inhaltes entnehmen. Besonders zur Weihnachtszeit werden mit dem Sohn über passende praktische Geschenke für Christiane und mit dieser für August eingehende Verhandlungen gepflogen. Wenn Frau Elisabeth auch nach eigenem Urtheil in Modesachen unwissend ist und des Raths der Freundin Stoll sich gern bedient, so weiß sie doch noch als Urgroßmutter sich schön zu kleiden und wünscht dasselbe von der Tochter „in ihren viel jüngeren Jahren“. Bald sendet sie ein Hauskleid von Rattun „wegen seiner Niedlichkeit“ oder ein Staatskleid von „Seiden-Mouselin oder Taffet“ oder einen Sommerhut, der ihren besondern Beifall gefunden hat. Schon im Oktober

wird der Sohn gebeten, heimlich die Wünsche der Gattin für das Weihnachtsfest auszuforschen, „denn da ich Freude mit dem Geschenk machen will, so kommt es nicht auf meine Ideen, sondern auf die, die es empfangen sollen, an.“ Auch soll der Sohn sich erkundigen, welche Farbe Christianens Lieblingsfarbe ist, „denn jeder hat,“ so meint sie, „so seine Farben, die er mag, z. B. ich kann die blaue Farbe, sei sie dunkel oder hell, nicht ausstehn“.

„Judenkram“, das heißt Reste, wie man sie billig bei Juden kauft, und „Christenkram“ stellt sich auch immer zur Festzeit häufig als Gabe der gern schenkenden Mutter ein. Augusts Wintergarderobe nimmt ihre besondere Fürsorge in Anspruch. Eingehend verhandeln die Frauen über die praktischste Wahl, wobei Frau Rat nicht genug die „Erfindsamkeit“ der Schwiegertochter im Sparen rühmen kann.

Für Wolfgang werden Backerbissen und Liebingspeisen, die der Mutter von früher wohl bekannt waren, ausgesucht; alljährlich kommen Kastanien, im Herbst oft mit vieler Mühe besorgt, oder Artischocken, türkisches Korn, im Frühjahr gedörretes Obst und Frankfurter Konfekt, gewiß die vom Sohn sehr geschätzte Frankfurter Brende, in Weimar an. Als einst die Weihnachtsendung ohne den Konfekt angelangt war, macht die Geberin ihrem Zorn in den Worten Luft: „Daß die Schurken den Konfekt gefressen haben, hat mich sehr geärgert — Erfahrung macht klug — auf einander mal sollen die Gaudiebe es wohl bleiben lassen . . . Was mich am meisten ärgert, waren die Pommeranzenschalen, die ich vor meine liebe Tochter selbst ausgesucht hatte, die der Schwere wegen oben lagen und also am ersten in ihre Diebesfinger fielen.“

Die Bereitwilligkeit, mit der Christiane auf alle wirtschaftlichen Fragen eingeht, die verständnisvollen Antworten, die die Mutter erhält, geben ihr den schönsten Beweis, daß die Häuslichkeit des Sohnes in den besten Händen ist. „Beden Sie sich,“ so warnt sie einmal, „nicht mehr Last auf, als Sie tragen können — Ihre Gesundheit könnte darunter leiden — wo doch soviel sowohl für meinen Sohn, als vor uns alle daran gelegen ist. Es ist recht schön, daß Sie, meine Liebe, so eine brave Hausmutter sind — aber man kann auch des Guten zu viel thun. Sichern Sie also Ihre uns allen so teure Gesundheit. Ich hoffe, Sie befolgen meinen mütterlichen Rat.“

Goethe hat für seine Mutter das hübsche, so recht bezeichnende Wort Frohnatur erfunden. Daß auch Christiane den wahren, durch nichts zu zerstörenden Humor besaß, half beiden Frauen zu einem herzlichen, innigen Verhältnis. Das war auch der Hauptgrund, weshalb Frau Rat die Briefe

Christianens so gefielen. Fast jedesmal dankt sie für den Brief, der sie wieder glücklich und froh gemacht habe: „Die liebe Tochter hat mir ein herziges, liebes Briefchen geschrieben, davor danke ihr; ich freue mich jeder Zeit, etwas von ihr zu lesen, denn sie ist wie der Polonius im Hamlet, immer die Ueberbringerin guter Nachrichten — Gott erhalte ihren frohen Mut.“ Die Herzhaftigkeit und Willenskraft, die uns in Christianens Handlungen oft entgegentreten, stellt Frau Aja der Enkelin Luise als leuchtendes Vorbild vor Augen. So verstand sie denn auch Christianens Sinn für heiteres Leben und Vergnügungen richtig zu beurteilen: „Auch das ist recht und brav, daß Sie sich den Winter in Ihrem häuslichen Birkel, als außer demselben, Vergnügungen machen. Denn die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz ist ein stetes Wohleben, sagen die ersten, und Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, steht im Goh von Verlichingen.“ Ebenso fand die Tanzlust Christianens an Goethes Mutter eine milde, gewiß auch gerechte Beurteilerin: „Tanzen Sie immer, liebes Weibchen, tanzen Sie; fröhliche Menschen, die habe ich gar zu gern, und wenn sie zu meiner Familie gehören, habe ich sie doppelt und dreifach lieb. Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar, lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hofe zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht. . . Leben Sie wohl — vergnügt, und tanzen Sie, wo Sie Gelegenheit dazu finden.“

Aber Christiane hatte auch Sinn für geistige Beschäftigung; nicht nur berichten sich beide Frauen gegenseitig über Theater, Aufführungen und Schauspieler, die Tochter sorgt auch für die Lektüre der Frau Mat. Sie sendet ihr die neuesten Romane, wie die Pensionsgeschichte Zulchen Grunthal und das „herrliche Produkt“ von Schillers Schwägerin „Agnes von Lilien“; regelmäßig auch die Journale, wie den Wielandschen Merkur und das Modejournal. In vielen Briefen findet sich der Dank der Mutter für die übersandte „gute und genießbare Speise für ihre Geistesarmut“. So war es denn kein Wunder, daß Frau Aja an der Tochter, als sie auf längere Zeit bei ihr zu Besuch war, so großen Gefallen fand. Wie freute sie sich nun erst, als das „herrliche unverdorbene Geschöpf“ auch von allen ihren Bekannten freundlich aufgenommen wurde. „Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen,“ berichtet sie dem Sohn, „die nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht hätte inniger sein können. Alle vereinigen sich jetzt mit mir, dich glücklich zu preisen.“

August von Goethe.

Von mehreren Kindern Christianens war zuletzt nur das älteste, der am 25. Dezember 1790 geborene August, am Leben geblieben. Schon früher hatten wir Frau Rat als Großmutter kennen gelernt. Daß sie ihre Liebe auf den Sohn Wolfgangs in noch höherem Maße übertrug, wem brauchen wir das erst zu beweisen? Kaum giebt es einen Brief, der nicht einen Gruß und Kuß für den Enkel enthielte, kein Weihnachten geht vorüber, wo ihm nicht nach vorheriger sorgfältiger Erkundigung die liebsten Wünsche erfüllt würden. Im Jahre 1797 konnte die Großmutter den siebenjährigen Knaben zum ersten Male in ihre Arme schließen. Bald darauf, Januar 1798, schreibt er selbst an sie, ja er wird nun der eigentliche „Korrespondent“ — wie früher Friß von Stein — der „in diesen Büchern“ der neugierigen Großmutter alles haarklein wieder erzählt, was er gesehen und gehört hat, und die Großmutter kann ihn deswegen nicht genug rühmen. Höflich ist es, wie sie sich für seine Briefe bedankt, menschlich schön, wie sie ihn zur Elternliebe und Dankbarkeit erzieht. „Es ist deine Pflicht“, lautet ein Brief vom Juli 1798, „deinen lieben Eltern gehorsam zu sein und Ihnen vor die viele Mühe, die sie sich geben, deinen Verstand zu bilden — recht viele viele Freude zu machen. . . Ich weiß aus Erfahrung was es heißt Freude an seinem Kinde erleben — dein lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht — darum hat ihn auch der liebe Gott gesegnet, daß er über viele, viele empor gekommen ist — und hat ihm einen großen und ausgebreiteten Ruhm gemacht — und er wird von allen rechtschaffenen Leuten hochgeschätzt — da nimm ein Exempel und Muster daran — denn so einen Vater haben und nicht alles anwenden auch brav zu werden — das läßt sich von so einem lieben Sohn nicht denken, wie mein August ist.“

Infolge dieses Briefwechsels bildet sich bald ein so liebes Verhältnis zwischen Großmutter und Enkel, daß die Eltern glauben konnten, ihr eine große freudige Ueberraschung zu bereiten, wenn sie ihn — wie einst Friß von Stein — zum Besuch sandten. In Begleitung eines Kaufmanns reiste er, der Fünfzehnjährige, ab und traf am 7. April 1805 abends in Frankfurt ein. Er ließ sich den goldenen Brunnen zeigen, traf aber die Großmutter nicht an, die, wie ihm gesagt wurde, im Theater war. „Das war gestern,“ so beschreibt Frau Rat die Begegnung, „als ich um neun Uhr abends nach Hause kam eine gar liebliche Erscheinung — ich erkannte ihn nicht, er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — ganz erstaunt stand ich da, als er mir den so



Christiane und August.

Aus dem Werke: Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.

lieben Namen nannte — Er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe, es soll ihm wohl bei mir werden — wollen sehen, wie wir ihm die Zeit verkürzen — erstlich hat er mit der Großmutter einerlei Liebe zum Theater, da habe ich ihn nun gleich auf achtzehn Vorstellungen Mesabonnement abonniert — zweitens hat die Urgroßmutter ein ziemliches Talent im Schwäzen, das soll ihn aufheitern.“

So war für Vergnügen gesorgt, bei allen Bekannten machte er Besuche und wurde überall eingeladen, bei Stock, Willemer — der ihn gleich an den Augen erkannte — bei der Familie Schloffer. Zu Hause spielt er mit der Großmutter Schach, kurz er lebte „heißa lustig! ohne Sorgen, so wie König Salomo“.

Alle waren einig in seinem Lobe und gewannen ihn schnell lieb, so daß die Großmutter ihm das Zeugniß ausstellen kann: „Ich Endesunterzeichnete bekenne öffentlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses, Julius August von Goethe sich während seines hiesigen Aufenthaltes brav und musterhaft aufgeführt; so daß es das Ansehen hat, als habe er den Ring im Märchen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht, der den, der ihn besitzt, angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dieß bei oben erwähnten Julius August von Goethe der Fall ist, bestätigt hiermit

C. E. Goethe.

Als er nach vierundeinhalbwöchigem Aufenthalt wieder abreist, hat die Großmutter keinen andern Wunsch für die Eltern, „als daß Gott ihn so erhalte, wie er ist, und Freude und Wonne wird euch und mir nicht fehlen.“ Ja, sie hatte sich schon so an August gewöhnt, daß sie sich schwer von dem Scheidenden losreißen kann und lange nach seiner Abreise noch immer glaubt, seine Stimme in der Nebenstube zu hören. In sein zurückgelassenes Stammbuch sollen alle Freunde sich einschreiben, aber sie wollen sich vor dem großen Vater nicht „prostituieren“ und warten von Tag zu Tag auf „Inspirationen.“

Dieses Stammbuch, über das wir ganz kürzlich Näheres erfahren haben, hatte Goethe im Dezember 1800 aus Jena an August gesandt, mit der bestimmten Weisung, Frau von Stein, Schiller, Voigt und Herder sich einschreiben zu lassen. Nicht seine Altersgenossen sollte der damals elfjährige Knabe um einen Spruch der Erinnerung bitten, sondern die Freunde des großen Vaters sollten in dem Stammbuch ihre Segenswünsche spenden; freilich begegnen sich diese Wünsche, wie der jetzige Besitzer des Stammbuches W. Vulpinus in Weimar berichtet, meist in jenem Gedanken, der Augusts Fluch geworden ist, er möge den Ruhm seines Vaters zu erreichen suchen.

Schiller spendete den ersten Beitrag, am 17. Dezember 1800, jene schönen Verse, die mit den Worten beginnen:

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, köstlichstes — dich rühmend des Vaters zu freun . . .

und folgendermaßen ausklingen:

Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er, der einzige, uns blühend unsterblich erschuf!
Und das herzliche Band der Wechselfeignung und Treue
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort!

Wieland, Herder, Frau von Stein und andere folgten, meist mit Worten aus den Werken des Vaters. Am 22. November 1801 schrieb Goethe auf die erste Seite des Albums eine Widmung:

Günnern reiche das Buch' und reich' es Freund und Gespielen
Reich es dem eilenden hin, der sich vorüber bewegt.
Wer des freundlichen Wortes, des Namens Gabe dir spendet,
Käufet den edlen Schatz holden Erinnerung's dir an.

In Frankfurt schrieben sich alle alten Freunde des Vaters ein: Horn, Niese, Rehr, Moors, Friß Schloffer, Willemer, Stodt, Bethmann u. a. Das hübsche Andenken, das sich F. v. Schwarzkopf nach den Worten der Frau Rat „gestiftet hatte“, bestand in folgender Einzeichnung, die er am Taufstage seines Sohnes Alexander Guido — 5. Mai 1805 — dessen Patin Frau Rat war, eintrug:

Die Sänger Deutschlands.

(Aus einem Almanach von 1805.)

— Aber aus tiefem Gemüt haucht Goethe des Lebens Gestalten,
Zieht in die Kreise der Kunst magisch die Herzen hinauf. — —

Möchten dem eilenden, der sich den Frankfurtern vorüber bewegt —
dem hoffnungsvollen Jüngling auch diese Zeilen aus Freundes Hand den
edlen Schatz holden Erinnerung's anhäufen! — Doch dafür bürgt das
Hiersein der ehrwürdigen Matrone, Ihrer Großmutter und meiner Ge-
vatterin, welche sich in Ihrem Wilbe verzüngt.

Moriz Bethmanns Eintrag, der Frau Rat auch wegen der prächtigen
Handschrift so gefiel, bestand aus den Versen der Spßigenie:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt u. s. w.

Auf Seite 164 steht die Einzeichnung*), die uns am meisten interessiert, die Worte, die Frau Rat selbst ihrem lieben Enkel widmete:

Tritten des Wanderers über den Schnee sei ähnlich Dein Leben,
Es bezeichne die Spur, aber beslecke sie nicht.

Meinem lieben Enkel
schrieb dies zum Andenken die ihn herzlich liebende
Großmutter Goethe.



Silhouette der Frau Rat in Augusts Tagebuch.
Im Besitze des Herrn Dr. W. Sulpius.

Frankfurt, den 23. April 1805.

Ein ungewöhnlich langer Brief der Frau Rat, bald darauf im August geschrieben, zeigt, wieviel neue Berührungspunkte der persönliche Verkehr den Brieffschreibenden gebracht hatte. Goethe dankt sogleich für die Aufnahme des Sohnes. „Ich wünsche, daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Teil der Freude geben möge, die uns jetzt seine Erzählung verschafft . . .

*) Auf der Rückseite des Eintrages ist eine Silhouette „aus schwarzem Papier geschnitten“ aufgeklebt. Durch die Güte des Besitzers, des Herrn Dr. W. Sulpius, wurde es uns ermöglicht, diese bisher unbekannte Silhouette hier zu veröffentlichen.

Dieser erste Versuch, in die Welt hineinzusehen, ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinübergehe. Seine Schilderung Ihres fortdauernden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen, er muß sie oft wiederholen.“ Auch die dienstbaren Geister der Frau Rat erhielten Geschenke, das treue Mädchen „Lieschen“ unter anderem ein Exemplar von Hermann und Dorothea, worüber „ein großer Jubel herrschte“. Dieser biederen Seele sei hier mit einigen Worten gedacht. Elisabeth Hoch, „das Lieschen“, das im Königsbuch Bettinens so oft vorkommt, wird schon als Mädchen der Frau Rat in den Briefen an Anzelmann erwähnt; sie ist ihrer Herrin treu geblieben bis zu ihrem Tode. Ihre wiederholte Erwähnung zeigt, daß sie eine Art Vertrauensstellung genoß. Sie hat bis zum Jahre 1846 gelebt und konnte also als Ehrengast (1844) der Enthüllung des Frankfurter Denkmals Goethes, den sie sein Beibelang „unser junger Herr“ nannte, noch bewohnen.

Ostern 1808 sollte August die Universität Heidelberg beziehen. Sofort ist auch die Einladung der Großmutter da:

„Ich schreibe Dir gleich mit umlaufender Post — damit Du erfährst wie es mit Dir gehalten werden soll — Du logierst bei keinem Menschen als bei mir — Dein Stübchen ist vor Dich zubereitet — das wäre mir eine saubere Wirtschaft, meinen lieben August nicht bei mir zu haben — Zukombieren sollst Du mich nicht — Dein Vater hat ja sein Wesen drinnen gehabt — Deine Mutter ebenfalls — und Du ditto vor zwei Jahren — Wir wollen recht vergnügt sein — ich freue mich darauf — daß nicht viel Raum in der Herberge ist, das wißt ihr ja von je — wir loben doch die Christel und die Salome. Auf Deine Herkunft freuen sich herzlich Bettina — Stock — Schloßers — und noch viele andere brave Menschenkinder.“

Am 4. April reiste August von Weimar ab; er blieb bei der Großmutter bis zum 22. April; der schwarzäugige, braunlockige Jüngling, wie der Vater ihn Bettinen bezeichnet, erweckte wiederum den günstigsten Eindruck. Henriette Schloßers nannte ihn einen sehr lieben, braven Jungen, geschick, herzlich und treu er ist äußerst lebhaft und lustig und hat Freude an schönen Wissenschaften, hängt kindlich an seinen Eltern und ist gegen alle zutraulich und wir ganz charmit in ihn.“ So hat denn auch die Großmutter ihre Freude an ihm, sie führte ihn abends abwechselnd zu den Freunden, zu Schloßers, Brentanos, Leonhardis, Gerning — Stock war leider damals

sehr krank —; Bethmann verschaffte ihm ein Billet zu dem Fest, das die bürgerlichen Offiziere dem Primas gaben. Das Schönste und Herrlichste aber während des Aufenthaltes war, daß der Fürst Primas Frau Rat und ihrem Enkel zu Ehren ein Fest gab, bei dem der Fürst selbst die Gesundheit des großen Dichters Goethe ausbrachte.

Im Jahre 1830 erzählte August in Gegenwart Eckermanns etwas Genaueres über diese Feier: „Der Fürst ging Frau Rat aus besonderer Höflichkeit entgegen; da er aber seine gewöhnliche geistliche Kleidung trug, so hielt sie ihn zuerst für einen Abbe und achtete nicht sonderlich auf ihn. Auch machte sie anfänglich bei Tafel, an seiner Seite sitzend, nicht gerade das freundlichste Gesicht. Erst im Laufe des Gespräches ging ihr an dem Benehmen der übrigen Anwesenden nach und nach auf, daß es der Primas sei.“

Süßlich und so recht passend zu ihrem einfach natürlichen, Fürstlichkeiten gegenüber durchaus nicht furchtsamen Charakter erscheint, was August hinzufügt: Als der Fürst ihre und ihres Sohnes Gesundheit getrunken hatte, sei Frau Rat ebenfalls aufgestanden und habe in der glänzenden Versammlung ein Hoch auf Se. Hoheit ausgebracht.

Goethe ließ durch Bettina, die sich treu des jungen Goethe in Frankfurt angenommen hatte und ebenfalls bei dem Fest war, dem vortrefflichen Fürsten Primas danken „daß er seinen Sohn so über alle Erwartungen geehrt und der braven Großmutter ein so reizendes Fest gegeben hätte.“ Bettina aber sandte über Großmutter und Enkel an Goethe einen Bericht, den er in die Aristea der Mutter aufgenommen hat: „Deinen Sohn hatte sie ungemein lieb. Da er zum letzten Male bei ihr war, forschte sie ihn aus, ob er seinen Vater recht liebe; er sagte ihr nun, daß all sein Lernen, all sein Thun dahin gehen solle, Dich recht zu ergötzen. Sie mag sich wohl stundenlang mit ihm von Dir unterhalten haben, wenn ich dazu kam, brach sie ab. Den Tag, wo er fortgegangen, war sie sehr lebendig; sie erzählt mir sehr viel Liebenswürdigen von ihm und prophezeite Dir viel Freude. An der Kathrinenspforte, da, wo der letzte Punkt war, daß er nach ihrem Fenster sehen konnte, schwenkte er sein Taschentuch; dies hat sie im tiefsten Herzen gerührt. Sie erzählte es mehr wie einmal. Als aber am anderen Tag ihr Friseur kam und ihr sagte, daß er den vorigen Tag noch dem jungen Herrn begegnet sei, der ihm aufgetragen habe, am anderen Morgen die Frau Rat noch einmal von ihm zu grüßen, war sie gar sehr erfreut und rechnete ihm diese Liebe hoch an.“

Am 22. April nahm August Abschied und fuhr in Begleitung des jungen Passavant nach Heidelberg. Hier fand er freundliche Aufnahme bei der Jugend-

freundin seines Vaters und „lieben Tochter“ seiner Großmutter, der Demoiselle Delpf, und besonders bei der Familie Voß. Der Vater Johann Heinrich Voß, der berühmte Uebersetzer Homers, hatte von 1802 an in Jena gelebt und dort mit Goethe in vielfachem Verkehr gestanden. Bei seiner Reise nach Heidelberg (1804), wohin er als Professor berufen worden war, kündigte Goethe, der übrigens über Vossens Fortgang sehr ungehalten war, der Mutter dessen Besuch an, die sich freute, die Bekanntschaft des würdigen Mannes zu machen. Weit inniger waren die Beziehungen zu Heinrich Voß dem jüngeren, der als Student in Jena und seit 1804 als Professor am Gymnasium zu Weimar sehr vertraulich im Hause Goethes und Schillers gelebt hatte. Auch er wurde (im September 1806) Professor in Heidelberg und besuchte ebenfalls auf der Durchreise Frau Mat, worüber er selbst seinem hochverehrten Gönner berichtet:

„Ihre Mutter, verehrter Mann, habe ich völlig so wohl gefunden wie vor drei Monaten, ich habe viel von Ihnen erzählt, manches unfreundliche Gerücht beseitigt und nur heitere Dinge mitgeteilt. Ich habe der herrlichen Frau Hoffnung gemacht, daß Sie sie diesen Winter besuchen würden, es ahndete mir so und es ahndet mir noch so. Dann, lieber Herr Geheimrat, müssen Sie auch nach Heidelberg kommen, Ihre Mutter hat schon versprochen, Sie zu begleiten.

In dieser Familie war August gut aufgehoben. Darum ist auch die Großmutter um ihn nicht in Sorge, wemgleich er wenig von sich hören läßt. Ihre letzten Worte über ihn sind an den Sohn gerichtet: „Plage den Jungen nicht mit Schreiben, er hat vielleicht eine Ader von der Großmutter. Schreiben — Daumenschrauben, es ist bei mir einerlei.“ Wenige Monate darauf erhielt August die traurige Nachricht vom Tode der Großmutter.

Von Christianen und August giebt sich der Uebergang leicht zu dem Haupt der Familie, Goethe selbst; und so wären wir denn wieder dort angelangt, von wo wir uns, freilich nur dem Scheine nach, etwas entfernt hatten, dem Verhältnis von Mutter und Sohn. Goethe tritt nun auch äußerlich wieder in den Mittelpunkt der Darstellung, der er ja innerlich immer war.

Auf seinen Besuch bei der Rückreise vom Kriegsschauplatz nach Weimar im Dezember 1792 hatte die Mutter, wie wir gesehen haben, verzichten müssen, aber schon im nächsten Jahr holte er das Versäumte nach. Es geschah dies Anfang 1793, als ihn die Aufforderung des damals in Frankfurt weilenden Herzogs zu ihm zu reisen und der Belagerung von Mainz beizuwohnen bestimmte. Am 8. März teilt er die frohe Botschaft seiner Ankunft der Mutter mit. Unverzüglich antwortet sie: „Lieber Sohn! Es ist Raum

genug in der Frau Nja ihrem Häuslein, komme Du nur — freilich mußt Du Dich mit dem zweiten Stockwerk begnügen — aber einem Mann, der eine Campagne mitgemacht und dem die Erde sein Bett und der Himmel sein Zelt war, verschlägt nun so was nichts — Uebrigens soll's an nichts fehlen, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Gott schenke uns eine fröhliche Zusammenkunft.“ Auf die bestimmte Angabe des Tages richtet sie die Bitte an ihn, sie ja nicht vergebens warten zu lassen. Wir wissen es schon: „so was konnte sie durchaus nicht vertragen“.

Am 12. Mai trat er die Reise an, war am 14. bei der glücklichen Mutter und weilte bei ihr bis zum 26. Mai. An diesem Tage begab er sich in das Lager bei Mainz, wohin nun die folgenden Briefe der Frau Rat gerichtet sind. Aus dritter Hand haben wir die freudige Aeußerung der Mutter erhalten, „daß Goethe schöner und munterer und beredter gewesen sei wie sonst nie und alle seine Freunde sehr erfreut hätte.“ Daß er die Tage schönen, ungestörten Weisammenseins benutzte, um der Mutter von seiner Christiane Gutes und Rühmliches zu erzählen, und sie bewog ihr durch einen Brief näher zu treten, haben wir schon vorher erzählt.

Am 23. Juli ging die Festung Mainz in deutsche Hände über. Auf der Rückreise von Mainz blieb Goethe wieder vom 11. bis 19. August in Frankfurt. Hier erteilt er der Mutter den guten Rat, das Haus zu verkaufen, für den sie ihm so oft mit Worten, dann auch mit bedeutenden Geldgeschenken dankt. Den Erlös vom Haus, Wein und Bibliothek will sie sofort zwischen Wolfgang und Schloffer teilen, nur die Zinsen möchte sie bis zum Tode davon beziehen. Die Frage des Hausverkaufs und die Abmahnung von des Sohnes beabsichtigtem Ankauf des Gutes Oberrosla macht nun lange Zeit einen Hauptinhalt ihrer Briefe aus. Der Sohn hörte freilich auf ihre Warnungen nicht. Wie sehr sie sich aber später als berechtigt herausstellten, kann man in den Annalen nachlesen. Zum abermaligen großen Verdruß wurden wiederum Versprechungen des Sohnes, sie zu besuchen vereitelt, einmal im Dezember 1794, besonders ärgerlich für sie aber im Oktober 1795, wovon ein Brief aus jener Zeit Zeuge ist. Der Sohn war damals in Eisenach und sollte im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt gehen, um von dort über die Kriegseignisse zu berichten, er hatte sogar schon den Koffer an die Mutter geschickt. Doch gab Karl August den Plan wiederum auf, während die Mutter vor Unruhe verging: „Daß allen Deinen Freunden Zeit und Weile lang wird, bis Du kommst — kannst Du aufs Wort glauben. Auch habe ich Dir ein theatralisch Donnerwetter bestellt — das Dich hoch gaudieren wird.“

Soeben zieht die preußische Wachtparade auf — gucktest Du doch mit mir zum Fenster heraus!“

Die Aufregung der armen Frau steigerte sich mit jedem Tage. „Die Ankündigung Deines Koffers hat mir große Freude gemacht, er soll wohl aufgehoben sein — aber vor der Rückreise desselben, ohne Dich, danke ich ganz gehorsamst!! Denn das Fenstergucken von zwei Jahren her das habe ich noch nicht vergessen — jede der Zeil herunterkommende Postkutsche wurde scharf beobachtet — und das dauerte vierzehn Tage.“

Goethes letzter Besuch; Sorgen der Mutter.

Erst im Jahre 1797 sahen sich Mutter und Sohn wieder. Diesmal brachte er Christiane und August nach Frankfurt, um die Bekanntschaft mit der Mutter und die Aufnahme der Seinigen durch das Oberhaupt der Familie anzubahnen.

Er selbst verband mit seiner Reise für sich noch einen größeren Reiseplan nach der Schweiz, ursprünglich nach Italien, der in Gesellschaft von Gerning ausgeführt werden sollte. Die Mutter freute sich nun besonders darauf, ihm ihre kleine Wohnung zeigen zu können. Auch würde sein Aufenthalt, meint sie launig, eine Erholung für seine Lunge sein „denn Frau Mja fühlt sich so redselig, daß Du Mühe haben wirst, ein Ja oder Nein schicklich anzubringen.“

Auch der Mutter Bitte, doch ja am Tage am goldnen Brunnen anzukommen, willfahrt er. Schon früh 1 Uhr brach er am 3. August mit Extrapost von Gellnhäusen auf und war um 8 Uhr früh in Frankfurt, während Christiane und August erst abends nachkamen. Gleich morgens sucht er Herrn von Schwarzkopf und später den Genossen seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten, den von ihm sehr hochgeschätzten Naturforscher Sömmering auf. Am nächsten und folgenden Tage wird Christiane mit Frankfurt bekannt gemacht, mittags essen sie mit der Mutter im Schwan und abends wird das Theater besucht. Am 7. reisten Christiane und der kleine Sohn wieder nach Hause, während Goethe noch bis zum 25. bei der Mutter blieb. Diesen Aufenthalt hat uns Goethe ausführlich in der zweiten Reise in die Schweiz beschrieben. Wir heben hier hervor, daß er Mama La Roche in Offenbach und die Verwandten und nächsten Freunde von sich selbst und der Mutter besuchte, den Dr. Textor, Major Schuler und seine Gattin, Goethes Tante, Kiese, Horn, Bethmanns und die Familie Wiesenhütten, Stod, Fleischbein und all

die Bekannten, die wir von früher her schon kennen. Neben dem Hauptzweck, der Christiane anging, hatte sein Aufenthalt noch einen andern. Die Mutter hatte ihr Geld zum Teil unvorsichtig in ausländischen Papieren angelegt, und es schien notwendig, wie Goethe an Karl August schrieb, mit ihr mancherlei zu arrangieren. Am 25. früh verließ er Frankfurt. Wie sehr ihn auch die Stadt und ihr Schicksal in Anspruch nahm und die Veränderungen, die sie im ganzen und einzelnen erlebt hatte, nur um so mehr wurde ihm seine innerliche Trennung von ihren Bewohnern klar. Das Ziel seiner Gedanken und Mitteilungen ist auf der Reise allein Weimar. Selbst für die Mutter ist er nach dem trauten Verkehr und der ausführlichen Aussprache einige Zeit unerreikbaar. Daher klagt sie im September und November, noch keinen Brief von ihm erhalten zu haben. An seiner Stelle tritt Christiane kräftig in den Briefwechsel mit ein. Die Mutter lebte unterdessen der Hoffnung, ihn auf der Rückreise wieder bei sich zu haben. Auch ging seine Absicht bis zur Abreise aus der Schweiz dahin, doch zogen ihn die reichen Kunstschätze Nürnberg's zuletzt den anderen Weg nach Weimar, wo er am 20. November wieder eintraf. Trotzdem hat sie nicht Klagen über sein Ausbleiben, sondern nur Worte des innigen Dankes dafür, daß er ihr einige Wochen im Sommer geschenkt und ihr seine Lieben zugeführt habe.

„Daß Du auf der Rückreise mich nicht wieder besucht hast, that mir in einem Betracht leid — daß ich Dich aber lieber den Frühling oder Sommer bei mir habe, ist auch wahr. . . . Mit Entzücken erinnere ich mich, wie wir so hübsch beisammen waren und unser Wesen so unter einander hatten, wenn Du also wiederkommst, wollen wir's eben wieder so treiben.“

Leider sollte es das letzte Mal gewesen sein, daß Mutter und Sohn sich sahen. Gleich als hätte er es geahnt, nahm er nicht ohne Nührung diesmal von der Mutter Abschied, wie er in einem Brief Goethes an Christiane sagt, „denn es war,“ fügte er hinzu, „das erste Mal seit langer Zeit, daß wir uns wieder ein wenig an einander gewöhnt.“ Wie oft auch in den Briefen der folgenden Jahre Bitten und Hoffnungen, ihn wiederzusehen, ausgesprochen wurden, — sie trägt sich sogar lange mit einem Plan, ihn trotz ihrer kleinen Wohnung mit seinen Lieben bei sich zu haben, — nur Christiane und August haben sie wieder besucht; seine vielseitige Thätigkeit, sein ungünstiger Gesundheitszustand, der ihn mehrmals in den böhmischen Wäldern Heilung zu suchen zwang, hinderten den Sohn, den Bitten der Mutter und dem eigenen Wunsche zu willfahren. Auch fügte sie sich der Nothwendigkeit

gar wohl, da ihrer treuen Liebe die Gesundheit des Sohnes der höchste Wunsch war. Aber auf den Erfas, eingehende Nachricht vom vielgeliebten Sohn verzichtet sie nicht, und gar oft ergehen Mahnungen an die saumseligen Korrespondenten, ist sie doch mit diktierten Briefen oder Berichten von Christiane und August ganz zufrieden. Daß lange Schweigen von Weimar her — „denn das ist der einzige Ort in der ganzen weiten Welt, woher mir meine Ruhe gestört werden könnte“ — kann die sonst so geduldige Frau durchaus nicht vertragen. Da giebt es ernste und strenge Worte, da entschlüpft sogar das Wort „Mademoiselle Vulpinus“ für die säumige Christiane, die doch sonst immer die liebe Tochter heißt. Diese Sorge um sein Wohl tritt geradezu rührend hervor, wenn eine Nachricht von einer Krankheit des Sohnes nach Frankfurt kommt. Bekanntlich wurde Goethe im ersten Monat des neuen Jahrhunderts von einer schweren Krankheit ergriffen, über die uns seine eigenen Aufzeichnungen im Tagebuch genügenden Aufschluß geben. Aus einem Katarrh entwickelte sich eine Blatterose, die den ganzen Kopf einnahm, so daß man einen Gehirnschlag befürchtete, ein dazutretender Krampfhusten ließ sogar einen Erstickungstod möglich erscheinen. Unter der unermüdblichen Sorge und Pflege Christianens und der innigsten Theilnahme aller Freunde genas der Kranke. Am 13. Januar schien die Hauptgefahr vorüber. Erst jetzt meldet Christiane, die fürsorglich die alte Mutter nicht hatte ängstigen wollen, Krankheit und Besserung nach Frankfurt. Die ersten Gedanken in der Antwort der bestürzten Frau galten, wie ja bei ihrer Frömmigkeit natürlich war, Gott dem gnädigen Erretter, die nächste dem Dank an Christiane. Diese sendet sofort eingehenden Bericht und die Nachricht der fortschreitenden Besserung.

„Ach was ist die Unwissenheit eine herrliche Sache! Hätte ich das Unglück, das Dich betroffen, gewußt, ehe die Besserung da war, ich glaube, ich wäre im Elend vergangen — so aber war ich gerade diese kritischen Tage froh und vergnügt — nun war es aber wieder sehr gut, daß ich Nachricht von Deiner Besserung hatte, sonst wäre es noch erschrecklicher gewesen.“

Die Nachricht von der Krankheit war nämlich schon nach Frankfurt gedrungen und Frau Mat überbracht worden. So verstehen wir ihre Worte: „Wenn ich nun den guten Brief Deiner Besserung nicht in den Händen gehabt hätte, ich glaube der Schreck wäre mir tödlich gewesen.“ Am 6. Februar langt endlich ein von Goethes eigener Hand geschriebener Brief an.

„Zu Ende des vorigen Jahres brach das Uebel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben.“

Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten, und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude.“

Unverzüglich antwortet die beglückte Mutter:

„Dein wieder Besserbefinden, sogar ein Brief von Deiner eigenen Hand hat mich so glücklich, so schreibselig gemacht, daß ich Dir mit umlaufender Post antworte. Der 6. Februar, da ich Deinen mir so teuren Brief erhielt war ein Jubel, ein Bet- und Dankfest vor mich! unmöglich konnte ich diese große Freude vor mich behalten, abends war ich bei Synidikus Schloßern, teilte meine Freude mit — und erhielt von allen die herzlichsten Glückwünsche, auch zeigte mir Schloßer einen sehr guten Brief von dem braven Seibel . . .

Was ich gethan habe, weiß niemand als — Gott. Vermutlich ist Dir aus dem Sinne gekommen, was Du bei Deiner Ankunft in Straßburg — da Deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein, das Dir der Rat Moriz als Andenken mitgab, den ersten Tag Deines Dorfseins drinnen aufschlugst — Du schreibst mir's und Du warst wunderbar bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum Deiner Hütten weit, und breite die Teppiche Deiner Wohnung, spare sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen, zur Rechten und zur Linken. Jesaja — 54 B. 2. 3.

Gelobet sei Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat.“

In ganz Frankfurt hatte die traurige Nachricht große Aufregung hervorgerufen. Als nun die Besserung in den Zeitungen verkündigt wurde, und die Privatnachrichten dasselbe meldeten, da konnte Frau Rats Zimmer kaum die Glückwünschenden fassen. Sogar ein Gedicht: „Goethes Genesung“, das mehr guten Willen als Talent verrät, hat sich bei dem vorhin citirten Briefe Goethes an seine Mutter gefunden, Beweis genug, daß es dem Mutterherzen wohlgethan hatte: Musen! klaget nicht mehr, vernehmet die Stimme Hygea's, Goethe lebt, es lebt wieder sein Genius Euch“ ist der Schluß des sorgsam aufbewahrten Erzeugnisses der Freude.

Ein Brief der Freundin der Frau Rat, der Schauspielerin Unzelmann, die bei Goethe für die Uebersetzung der Schiller'schen Bearbeitung des Egmont sich bedankte, enthält die Worte über seine Krankheit: „Ich habe tausend-

Seinemann, Goethes Mutter. 19

mal an Ihre Frau Mutter gedacht. Was muß die Arme, die Sie anbetet, bei dieser Gelegenheit empfunden haben?"

Einige Jahre später, Anfang 1805, befiel Goethe abermals ein schweres Leiden, das ihn bei heftigen Schmerzen dem Tode nahe brachte. Jetzt ist die Mutter weniger beunruhigt, da sie ihn in bewährten Händen weiß. Die Nachricht seiner Genesung, in dem Geburtstagsbrief mitgeteilt, ist ihr das herrlichste Angebinde zum 74ten Geburtstag.

In seiner Rettung aus den Händen der plündernden Franzosen (1806) erkennt die fromme Frau den sichtbar über ihm waltenden Schutz Gottes. „Ja, lieber Sohn! das war wieder eine Errettung — wie die 1769 — 1801 — 1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar, Dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergesse. Er, der große Helfer in allen Nöten, wird ferner sorgen; ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, denn ich habe Glauben — Vertrauen — und feste Zubericht auf ihn — und niemand ist noch zu Schanden worden — der ihm das Beste zugetraut hat — Jetzt noch einmal tausend Dank vor Deinen trostreichen — lieben und herrlichen Brief.“

Ihrer Freude giebt sie auch sichtbaren Ausdruck durch reiche Geldgeschenke. Nach der Krankheit 1801 sendet sie ihm 1000 fl., ebenso in den Jahren 1782, 1794, kleine Summen wiederholt; was wir schon berichtet haben. Zu Weihnacht und anderer Gelegenheit erhält natürlich die ganze Familie Geschenke und August sein „Christkindlein“, einmal bekommt auch Rinaldo, oder Rinaldino, wie sie ihn nennt, der Sohn von Goethes Schwager, Chr. A. Vulpinus „eine bleierne Armee“.

Der letzte Brief der Mutter enthält ein Dankgebet an Gott für die abermalige Genesung des vielgeliebten Sohnes: „Dein liebes Briefchen vom 22. Juni war mir wieder eine tröstliche — liebliche — herrliche Erscheinung — Gott! Segne die Kur ferner — und lasse das alte Uebel völlig verschwinden — und an Lob und Dank soll es, so lang ich atme, nicht fehlen.“

Die Werke des Sohnes.

Wenn auch der eigentliche Wert der Briefe an den Sohn in ihrem rein menschlichen Gehalt liegt, findet doch auch die Beziehung zum Dichter Goethe in ihnen schöne und treffende Beleuchtung. Der Sohn sandte der Mutter stets eins der ersten Exemplare seiner Werke, oft auch mehrere zur Verteilung an

seine Frankfurter Freunde, sie erregten nicht nur Freude und Stolz der Mutter, sie fanden auch ein warmes Verständnis bei der Frau, deren Urteil ein Wieland so hochschätzte. Schon die mehrfachen, sich wiederholenden Citate aus dem Faust, Götz von Berlichingen und den Gedichten der frühesten Zeit zeigen, wie sehr Frau Rat in ihres Sohnes Werken zu Hause war. Iphigenie und Tasso, Tancred und Mahomed werden mit Begeisterung in der Lesegesellschaft gelesen, von der „Natürlichen Tochter, dem Meisterstück“, das ihr frohe Stunden gemacht hat, schickt sie dem Sohne eine Herdersche Recension der ersten Weimarer Aufführung „wegen der darin befindlichen Herrlichkeit“. Für die Uebersendung von Paläophron und Neoterpe mit einer Zeichnung der Hauptgruppe dankt sie mit folgenden Worten:

„Vor die große Freude, die Du mir an meinem Geburtstag den 19. Februar mit den paar Zeilen von Deiner eigenen Hand und mit der vortrefflichen Zeichnung der alten und neuen Zeit gemacht hast, danke ich Dir von Herzensgrund — jetzt ist mir im Lesen Deines kleinen Drama alles recht anschaulich — die Masken! das ist ein herrlicher Gedanke — ich lasse einen schönen Rahmen dazu verfertigen — ein Glas darüber — und hänge es in mein Schlafzimmer zum beständigen Anschauen auf.“

Als der Sohn ihr die baldige Ankunft der Walpurgisnacht ankündigte (1807), schrieb sie, nie um eine launige Antwort verlegen: „Auf den Bloßberg verlange ich sehr — dieser Ausdruck war nichts nutz — man könnte glauben, ich wartete mit Schmerzen auf den ersten Mai — also auf die Beschreibung Deines Bloßbergs warte ich, so war's besser gesagt.“

Selbst den Benvenuto Cellini, den ihr Goethe nicht übersandt hatte, wohl weil er kein Interesse dafür bei ihr voraussetzte, hat sie gelesen:

„Lieber Sohn! Ich habe in diesen Tagen ein Werk von Dir gelesen, welches ich nicht genug habe bewundern können, und welches mir große Freude gemacht hat — das Leben von dem großen Künstler und noch größeren Menschen Benvenuto — das ist herrlich und hat mir auch frohe Tage gemacht.“

Auch bittet sie ihn noch besonders um ein Exemplar. Am meisten Freude bereiten ihr aber der Erzschelm Reinecke Fuchs — „er soll mir eine köstliche Weide sein“, — Hermann und Dorothea und Wilhelm Meisters Lehrjahre. Auf das Epos freut sie sich schon, als die erste Nachricht von ihm zu ihr kommt, „als das Werk, worinnen eine Frau Uja vorkommen soll“. Welche Freude, als Hermann und Dorothea nun wirklich (1798) erschien und ihr

zwei Exemplare — eines auf Postpapier in gewirkter Seide, das noch jetzt im Frankfurter Goethehaus aufbewahrt wird — zugesandt wurden.

„Es wird nur zur Parade alle Sonntage und Festtage gebraucht — das ist so schön, daß es nur die besten Freunde von mir in die Hände nehmen dürfen — und der Inhalt hat außerordentliche Wirkung gemacht — jedermann findet es ganz vortrefflich — unser Senior Doktor Hufnagel hat ein Brautpaar mit den Worten, womit Hermann und Dorothea eingeseget worden — zusammengegeben und dabei gesagt — eine bessere Populationsrede wüßte er nicht.“

Im Mai 1799 erhält sie noch ein besonders schön ausgestattetes Exemplar. „Das Werk“, meint sie hierauf, „verdient solche Verschönerungen — denn es ist ein Meisterwerk ohnegleichen! Ich trage es herum wie die Krone ihre Tungen — bis Sonntag nehm ich es mit zu Stock — die werden krehlen und jubeln.“

Weshalb ihr Hermann und Dorothea so besonderen Gefallen erweckte, hat sie uns gleich in der ersten Aeußerung verraten. Die schon oft ausgesprochene Vermutung, daß Goethe in Hermann und Dorothea ein Bild seiner eigenen Familie habe geben wollen, erhält dadurch eine hübsche Bestätigung. Es spricht hierfür nicht nur der gleiche Vorname von Hermanns und Goethes Mutter — hier in der Form Lieschen für Elisabeth — nicht nur die gleiche Abstammung vom „würdigen Bürgermeister“ und beider praktischer tüchtiger Hausfrauensinn, sondern vor allem der Charakter beider Frauen, die schöne, von ihnen so oft geübte zwischen Vater und Sohn vermittelnde Thätigkeit, „die wie zwei Felsen gegen einander stehen, unbewegt und stolz“. — Frau Aja hat der treu dankbare Sohn hier ein Denkmal stiften wollen:

„Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte;
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht vom Wege.
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg geschickt, zu ihrem Zweck zu gelangen“.

Man lese nur mit dem Bild der Frau Aja im Geiste den vierten Gesang des Gedichts, um zu verstehen, weshalb dieser gerade beim Vorlesen — vor dem Schiller'schen Ehepaar — dem Dichter Thränen der Rührung entlockte.

Wie mußte die Mutter erst jubeln, als der erste Band des Wilhelm Meister die dichterische Verherrlichung jener Zeit, die die herrlichste ihres Lebens war, brachte!

Sie fühlte sich dreißig Jahre jünger und sah lebhaft alles das vor Augen,

was der Dichter in seinem Roman aus seiner Kindheit berichtet. Das langsame Fortschreiten des Romans kann man an den vielen sehnsüchtigen Fragen der Mutter verfolgen.

Am meisten ergriffen, ja tief gerührt ward sie durch die schöne Schilderung der seligen Klettenberg, deren wir schon mehrfach gedacht haben. Im Oktober 1796 erschien endlich der vierte Band.

„Der vierte Band ist ganz herrlich! Ich bin noch nicht mit zu Ende — denn es ist Konfekt, womit ich mich nur Sonntags regalire — mir ist Angst und bange — daß das der letzte Band sein möchte — künftigen Sonntag werde es erfahren — denn ich lese es ungebunden — und gucke um Leben nicht in den letzten Bogen — noch einmal meinen besten Dank davor.“

Aber freilich geht es ihr auch schon so wie vielen hundert Lesern nach ihr. Sie kann den Faden nicht mehr behalten und hilft sich damit, daß sie es „wieder vom Anfang an beherzigt“. Die zweite Ausgabe der gesamten Werke erlebte Frau Kat noch. „Die Schriften“, schreibt sie dem Sohn „werden mit Jubel empfangen werden — den ersten Band kriege ich nun einmal nicht satt! die drei Heuter die unter dem Bett hervorkommen, die sehe ich leibhaftig — die Braut von Korinth — die Bajadere — Tagelang — nächtelang stand mein Schiff befrachtet — der Zauberlehrling — der Rattenfänger und alle andere, das macht mich unaussprechlich glücklich.“ —

Einige Monate vor ihrem Tode äußerte sie:

„Die vier ersten Bände sind herzerquickend — mir besonders der erste — der kommt mir nicht von der Seite — wollte ich alles Dir darlegen was mich himmlisch entzückt; so müßte ich den ganzen ersten Band ausschreiben, aber nur einiges, das Epigramm 34 b ist ganz herrlich — die Braut von Korinth — der Gott und die Bajadere — die Hochzeit — Euphrosyne, genug — wo man nur das Buch aufschlägt ist ein Meisterwerk.“

Und das war keine Phrase, sondern der wahre Ausdruck einer auf tiefer Kenntnis beruhenden Empfindung. „Während Gelehrte und Philosophen vor Deinem Werke“, so spricht Bettina in der Aristeia, „müssen bestehen lernen, war sie das einzige Beispiel, wie Du aufzunehmen feist. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor so zur rechten Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton, daß in diesen meine Welt auch anfang lebendigere Farbe zu empfangen und daß Geschwister und Freunde dagegen in die Schattenseite treten. Das Lied: ‚So laßt mich scheinen, bis ich werde‘ war ihr Liebling

und sie sagte es oft her. Eine jede Silbe erklang mit Majestät und das Ganze entwickelte sich als Geist mit einem kräftigen Leib angethan, so waren alle Melodien elend gedrückt im Vergleich mit ihrer Aussprache. Nie ist mir Musik lumpig vorgekommen als zu Deinen Liedern, wenn ich sie vorher ohne Musik aus dem Munde der Mutter gehört. Sie verlangte oft nach Melodien, aber es genügte ihr nichts und sie konnte so richtig darthun, daß man nur nach dem Gefühl geschnappt habe, das in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorkam. „Nur wer die Sehnsucht kennt“ — ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopf des Katharinenturms, der das letzte Ziel ihrer Ansicht war, die Lippen bewegten sich herb und schloß sich der Mund im Ende so durchdrungen bitter, es war, als wenn ihre Jugendsinne wieder anschwellen.“

Aus dem regen inneren Anteil an dem Schaffen des Sohnes, dessen Entwicklung sie, wie Erich Schmidt hübsch sagt, vom Gög bis zur Höhe der Goethe-Schiller'schen Kunst mitgemacht hat, ergiebt sich schon, daß Frau Rat, wenn wir sie auch nicht gelehrt, ja im Sinne unserer heutigen Schulbildung, nicht gebildet nennen können, eine kluge und urteilsfähige Frau war. Man führe nicht dagegen die Mängel in der Orthographie an und die Verstöße gegen die Grammatik. Man nahm das damals nicht so genau. Sie verteidigt sich scherzhaft einmal Christianen gegenüber mit den Worten: „Daß das Buchstabieren und Geradeschreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört — müßt Ihr verzeihen — der Fehler lag am Schulmeister.“

Selbst die Briefe der Herzogin Anna Amalia sind nicht frei davon, und die kürzlich herausgegebenen Briefe deutscher Künstler in Rom an Goethe sind darin durchaus nicht weniger bedenklich.

Diesem Mangel gegenüber hat Frau Rat einen großen Vorzug vor uns Papiermenschen. Sie weiß noch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und eine Schreibsprache. Die ärgste Feindin des papiernen Stils, schreibt sie nicht nur die Laute, wie sie sie hört, sie geht sogar mit Vorliebe mitten in der Erzählung in die direkte Rede über: „Merk erzählte, daß von Kallb und von Seckendorf wieder hier wären . . . Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wissen Herr Merk, daß die Leute dort, so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wissen, so sagen Sie's — Der Doktor ist doch nicht krank — Mein sagte er, dabon weiß ich nichts . . . Nun stelle Dir vor, wie mir zu Mute war.“ „Den 3. Jenner kommt abends um sieben Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer Obem zu mir gerennt — Rätin! liebe Rätin! Ich muß Sie doch von der großen Gefahr benachrichtigen. Ich bliebe ganz gelassen.“ „Ein junger Mensch sechzehn Jahre

alt, Conrad Werner, hat einen unwiderstehlichen Trieb Schauspieler zu werden — alle Vorstellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein schlechter Kaufmann — aber ein großer Schauspieler, das fühle ich — nun haben die Eltern nachgeben — nun ist die Frage..“ Ihr Gespräch mit der Hofrätin Mähm, der zweiten Tochter der Frau La Roche, giebt sie sogar in dramatischer Form wieder: „Ich will die Geschichte dialogisieren, es klingt besser als das ewige sagte ich, sagte sie. Frau Uja — Ey, ey, die Mama reist doch auch immer im Lande herum, ich habe gehört, sie will auch nach Weimar — Mähnin — Ja es ist so etwas im Werk — Uja — Ja über diese Reise hätte ich doch etwas mit Mama zu reden.“

Diese Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die den Leser mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, kann nicht geschildert, sie muß beim Lesen selbst genossen werden. Der Besuch bei der Königin Luise, das Aufziehen der preussischen Wachtparade, wobei Frau Uja mit Ausrufungszeichen malt, wie die Parade in die Hauptwache einschwenkt, die glücklichen und unglücklichen Kriegsbegebenheiten in Frankfurt, die Rückkehr der Frankfurter Soldaten, die mit Stöcken bewaffnet Wache halten, da ihnen der Feind die Waffen weggenommen hat, das alles sind wahre Prachtstücke naiver und doch zugleich sprachgewandter Darstellung. Ihr klarer Verstand, ihre schöne Gabe, durch treffende Gleichnisse anschaulicher zu werden, ihr unererschöpflicher Schatz von Witz und Laune zeigen sich fast auf jeder Seite. Sie ist sich aber dieser schönen Kunst auch bewußt: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen u. s. w., sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle.“ — „Bücher schreiben? nein, das kann ich nicht, aber was andere geschrieben, zu erzählen — da suche ich meinen Meister!!!“

Fast scheint es uns sie schreibe selbst in ihrem höchsten Alter noch so wie der junge Goethe, der Verfasser des Götz von Berlichingen. Denn um es mit einem Worte zu sagen, das Geheimnis ihrer Anziehungskraft liegt doch zuletzt in der unzerstörbaren Jugend ihres Geistes. Gerade die Briefe aus dem vorletzten Jahr ihres Lebens gehören zu den schönsten und kraftvollsten. Ihre in frühester Zeit durch fremden Einfluß getrübe religiöse Anschauung hat sich abgeklärt zu einer die Gegensätze und Widersprüche des Lebens durch den unererschütterlichen Glauben an eine gerechte Regierung Gottes auflösenden Weltauffassung. Dieser feste Glaube an einen gerechten und gütigen Gott und an den Sieg des Guten giebt allem, was sie schreibt und sagt, jene

liebenswürdige Herzensfreudigkeit und überlegene Ruhe, uns aber jene Stimmung des Wohlbehagens, die wir in Gegenwart harmonisch ausgeglichener, an Geist und Herz vollkommener Menschen empfinden.

Darum sind Frau Mats Briefe für alle unverbildeten Gemüter bisher noch immer eine Quelle des Genusses und der Freude gewesen. Schon deshalb hätte man für sie eine ehrenvollere Stellung in der kürzlich geschriebenen „Geschichte des deutschen Briefes“ erwartet, als sie wirklich erhalten hat. Sie selbst führt einmal das Verdienst scherzend auf den Tabak zurück. Eine Zeitlang hatte sie sich das Schnupfen abgewöhnen müssen; in ihren letzten Lebensjahren aber hatte ihr Neffe und Hausarzt Melber diesen Genuß ihr wieder erlaubt. „Ohne ein Prieschen Tabak,“ so meldet sie der Tochter, „waren meine Briefe wie Stroh — wie Frachtbriefe — aber jetzt! das geht wie geschmiert — das Gleichnis ist nicht sonderlich hübsch, aber es fällt mir gerade kein anderes ein.“ —

Aber an anderen Stellen spricht sie mit Stolz von ihrem großen Erzählertalent und „der lebendigen Darstellung aller Dinge“, die alle, die sie persönlich kannten, nicht genug an ihr zu rühmen wußten. „Sowie ich einen Birtel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle. Noch eins gehört dazu, ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld, sagte der selige Merck.“ Dieses bewundernswerte, soviel gepriesene Talent der Darstellung ist ihr Lebenlang „ihre brillante Seite geblieben“. Nicht nur die Kinder laufchten ihr gerne, auch die Erwachsenen gingen mit ihr „in den Kinderfynn“ und genossen von dem Dichter Klinger und dem Schauspieler Unzelmann an bis zur lobpreisenden Verkünderin dieser Gabe, Bettina, mit Entzücken ihre „Luft am Fabulieren“. Diese Märchen sind nicht erhalten; aber wie sie aus dem Volksbuch Fortunatus alles Ueberflüssige wegschneidet, die Geschichte zusammenzieht und ein artiges Märchen daraus formiert, erfahren wir jetzt aus der Zeit, da Bettina auf „der Schawel“ zu ihren Füßen saß; auch dürfen wir wohl annehmen, daß „der neue Paris“ in Dichtung und Wahrheit ein Beispiel der mütterlichen Darstellungskunst bilden soll.

Der „Gehalt in ihrem Busen“, diese Lebendigkeit und Frische des Geistes, half ihr auch über alle einsamen und trüben Stunden hinweg. „Mein Leben fließt still dahin,“ so heißt es in dem nach Rom gesandten Briefe, „wie ein klarer Bach . . . Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körper ist, so thätig ist das, was in mir denkt — da kann ich einen ganzen Tag allein zubringen, erstaune, daß es

Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr, als vergnügt und zufrieden sein, braucht man doch wohl in dieser Welt nicht.“

Die schöne Klarheit und Gegenständlichkeit der Darstellung, die sie auf den großen Sohn vererbt hat, erstreckt sich sogar auf sie selbst. Sie spricht von sich in der dritten Person und weiß sehr fein gerade dadurch eine ihrer Haupteigenschaften, die Selbstironie, zu bethätigen. Wie sie in ihrer Natürlichkeit und Bescheidenheit über die ihr dargebrachten Huldbigungen dachte, zeigt ein Brief an Christiane „Ich werde (ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt — geehrt — gesucht — daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben.“ Die Schilderung des Besuchs der Professoren im Jahre 1807 ist ganz ähnlich:

„Diese Messe war reich an — Professoren!!! Da nun ein großer Teil Deines Ruhmes und Rufes auf mich zurückfällt, und die Menschen sich einbilden, ich hätte was zu dem großen Talent beigetragen; so kommen sie denn, um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, versichre zwar die Menschen, daß ich zu dem, was Dich zum großen Mann und Dichter gemacht hat, nicht das allermindeste beigetragen hätte, (denn das Lob, das mir nicht gebühret, nehme ich nie an) zudem weiß ich ja gar wohl, wem das Lob und der Dank gebührt, denn zu Deiner Bildung im Mutterleibe, da alles schon im Keim in Dich gelegt wurde, dazu habe ich wahrlich nichts gethan — vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger und Du wärest ein ganz ordinärer Mensch geworden und wo nichts drinnen ist, da kann nichts raus kommen — da erziehe Du, das können alle Philanthropine in ganz Europa nicht geben — gute brauchbare Menschen, ja das lasse ich gelten, hier ist aber die Rede vom außerordentlichen. Da hast Du nun, meine liebe Frau Uja, mit Fug und Recht Gott die Ehre gegeben, wie das recht und billig ist.“

Gerade wegen dieser Huldbigungen aber sucht sie mit Fleiß sich ihre Fehler vorzuhalten, übt sie mit Vorliebe jene Kunst, über sich selbst zu lächeln, die ihren Briefen die Färbung des ungesucht Geistvollen verleiht. Ihre Redseligkeit, ihre allzugroße Neigung für das Theater, ihre Furcht vor allem Unangenehmen und Störenden geißelt sie wiederholt an sich selbst.

Oder ist es nicht Ironie, wenn sie, die Schreibselige, die einmal ausruft: „Was ist es um das Schreiben für eine herrliche Sache“, sich tintenscheu nennt und vom schreibfaulen August meint: „Er hat vielleicht

eine Aber von der Großmutter — Schreiben — Daumenschrauben, ist bei mir einerlei.“

Als etwas leichtsinnig, aber guten Herzens, charakterisiert sie ihre Landsleute und meint sich selbst damit. Am köstlichsten aber äußert sich diese Selbstironie in dem schon oben abgedruckten Danke an die Herzogin für das ihr über sandte Bild.

„Sie meinte,“ so lesen wir in der Aristeia, „das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickele sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich, sagte sie, erfahre ich solche Begebenheiten, die den Menschen dumm vorkommen würden, aber es ist meine Welt, es ist meine Pracht, meine Herrlichkeit. Wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menschen trete, dem die aufgehende Sonne kein Wunder mehr ist, dem der herannahende Abend keine glückliche Bestätigung mehr ist, daß Gott die Welt noch nicht verlassen hat, so denk ich in meiner Seele: ja meint nur, ihr hättet die Welt gefressen! wenn ihr wüßtet, was die Frau heute alles erlebt hat. Sie sagte dann wohl, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mit der ordinären Tagesweise habe begnügen können, daß ihre starke Natur auch wichtige und tüchtige Begebenheit habe verdauen wollen, und daß ihr dies auch in vollem Maße begegnet. Sie sei nicht allein um ihres Sohnes willen da, sondern auch ihr Sohn um ihre willen, und wenn sie das so gegen einander halte, so wisse sie wohl, was sie zu denken habe, wenn sie die Ereignisse in den Zeitungen lese.“

Auch der vielfach etwas berbe Ausdruck darf ihr nicht als Unbildung ausgelegt werden; einmal erklärt er sich aus der Natürlichkeit ihres Wesens, die nichts verschleiert, sondern die Dinge beim rechten Namen nennt, ferner beruht die Derbheit auf ihrem Dialekt, der sich, wie der Sohn zuerst in Leipzig erfuhr, in seinen Gleichnissen und sprichwörtlichen Redensarten für ein zartes Ohr oft anstößig ausdrückt. Man lese daraufhin die für Damen geschriebenen Romane der empfindsamen und sentimentalischen Sophie von La Roche, und die Derbheit der Frau Rat in Privatbriefen wird nicht mehr verwunderlich erscheinen. Daß Wieland ihr seine Werke zuerst über sandte und auf ihr Urteil großen Wert legte, daß sie in Sachen der Kunst großes Ansehen in Frankfurt besaß, daß sie einen Unzelmann und eine Händel in der Schauspielkunst unterrichtet und selbst besonders die Werke ihres Sohnes mit Begeisterung vortrug, haben wir schon früher erzählt. Wer von ihrer geradezu über-

raschenden, für jeden Theologen anerkanntswerten Bibelkenntnis sich ein Bild machen will, mag die in der Suphanschen Ausgabe gesammelten Citate aus der heiligen Schrift durchgehen. Selbst Luthers Schriften kennt sie und spricht von seinem herrlichen Trostbriefe an Spalatinus. Ueber ihre große Lesemut macht sie sich selbst oft lustig, aber sie las auch nicht, um zu lesen, sondern um mit dem Lauf der Litteratur vertraut zu bleiben. Daher ihre eifrige, durch fast alle Briefe an den Sohn sich hindurchziehende Sorge um den Wielandschen Merkur und später den Janus, auf deren Vollständigkeit sie mit einer oft komischen Angst und Mühe fast bis in die letzten Lebensjahre hält; daher die große Freude bei dem Erscheinen dieser Journale, die ihr sowohl neue Dichtungen als auch Beurteilungen der wichtigsten neuesten Erscheinungen brachten. Auch ist sie mit der neuesten Litteratur wohl vertraut. Von vielen citierten Schriften gedenken wir der mit besonderer Freude gelesenen Romane „Agnes von Lilien“ von Schillers Schwägerin und „Gräfin Pauline und Sulchen Grünthal“ von Fried. Helene Unger, für deren Uebersendung sie sich Christiane hübsch bedankt:

„Sie haben mir durch die überschickten Bücher eine große Freude gemacht, besonders war ich entzückt, Agnes von Lilien jetzt ganz zu besitzen, die ich mit so großer Begierde in den Horen suchte, aber immer nur stückweise fand — ich machte mir also ein rechtes Freudenfest und ruhte nicht, bis ich damit zu Ende war — so viel ich mich erinnere von meinem Sohn gehört zu haben, ist die Frau Verfasserin eine Schwägerin von Schiller — O! lassen Sie dieser vortrefflichen Frau meinen besten Dank vor dieses herrliche Produkt kund und zu wissen thun. Auch Julie hat mir sehr behagt, wer ist denn die Verfasserin davon? Ja, meine Liebe! Sie können kein besseres und verdienstlicheres Werk an Ihrer Sie liebenden Mutter thun, als daß Sie die Güte haben, wenn Ihnen solche liebliche Sachen zukommen, mich in meiner Geistesarmut Teil daran nehmen zu lassen. — Wir haben hier, das tierische Leben betreffend, an nichts Mangel — aber dem Geist geht es wie Adonia, dem Königssohn im Alten Testament — von dem geschrieben steht, wie wirft du so mager, du Königssohn.“

Die vielfachen Erwähnungen und Citate aus Goethes, Schillers, Wielands, Gellerts, Gottscheds Werken und aus ihren dramatischen „Leibstücken“, ja oft aus entlegenen Werken, wie der asiatischen Banise oder auch aus schwererer Lektüre, wie der Geschichte der englischen Revolution und dem Leben der Königin Elisabeth lassen uns ihren Scherz berechtigt erscheinen, wenn sie des Sohnes

Worte aus dem Neuesten von Blundersweilern mit kleiner Aenderung auf sich bezog:

Ich wohne in der langen Gassen,
Die man für Bejer erbauen lassen,
Wo in den Häusern, eng und breit,
Gelesen wird zu jeder Zeit!

Maria Belli erzählt, daß Frau Rat einst ihren Sohn um einen allgemeinen Ausdruck gebeten habe, den man bei Beurteilung eines jeden Kunstwerkes gebrauchen könne. Des Sohnes Rat, sich den Ausdruck: „das wird Effekt machen“ anzugewöhnen, habe sie bis in ihr hohes Alter befolgt. In den Briefen der Frau Rat ist davon nichts zu merken. Daß aber Frau Belli nicht Unrecht hat, zeigen uns zwei Anspielungen, eine von Goethe an die Mutter in einem Briefe vom 3. Oktober 1785, der mit den Worten schließt: „Was haben die Geschwister für Effekt gemacht?“ und eine von Bettina in der Schilderung des Goetheschen Familienbildes: „die alte Goethe sitzend, als wenn sie eben in ganzer Pracht eine Geschichte erzählt, . . . er macht ein Gesicht, als wenn er mit der Erzählung nicht ganz zufrieden, denn es thut gar zu stark seinen Effekt.“

Verehrung Schillers.

Nächst dem Sohne war ihr Schiller der größte Dichter. Mit ihm als Dichter bekannt geworden ist sie durch die am 19. November des Jahres 1782 in Frankfurt erfolgte Aufführung der Räuber. Einundeinhalb Jahr darauf lesen wir in einem Briefe an Fritz von Stein: „Ich wünschte sehr, daß Sie jetzt bei mir wären. Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Rabale und Liebe von Schiller, dem Verfasser der Räuber.“ Es war die erste Aufführung dieses Dramas in Deutschland. Den Fiesco hatte sie schon ein Jahr vorher (am 8. Oktober 1783) kennen gelernt.

Vom Jahre 1797 an finden sich Grüße an Schiller oder den lieben Schiller, wie sie sagt, „den ich von Herzen liebe und verehere“.

Für die Glocke dankt sie ihm besonders, von ihrer Lektüre der Schillerschen Dramen im Besekränzchen bittet sie den Sohn, Schiller etwas zu sagen, „vielleicht macht es ihm einen guten Augenblick“, eine Aeußerung, die uns heute komisch vorkommt, von Frau Rat aber ernst gemeint war. Von den Aufführungen seiner Werke in Frankfurt berichtet sie getreulich, jede Auslassung und Verstümmelung ist ihr verhaßt. Besonders auf den Tell richtet sie ihre

Erwartung. „Den Neujahrstag wird Tell von Schiller bei uns aufgeführt. Da denkt abends um sechs Uhr an mich — die Deute um und neben mir sollen sich nicht unterstehn, die Nasen zu pußen — das mögen sie zu Hause thun.“

Schon die Erwartung auf dies Drama, als ihr Goethe den Zettel von der Aufführung in Weimar zugesandt hatte, macht sie sehr glücklich und entlockt ihr jene schönen Worte, die allein genügten, ihr unser Herz zu erobern: „Grüße Schiller! und sage ihm, daß ich ihn von Herzen hochschätze und liebe — auch daß seine Schriften mir ein wahres Labfal sind und bleiben — Auch macht Schiller und Du mir eine unaussprechliche Freude, daß Ihr auf all den Schmeicheln — von Rezensieren — Gemäßen — Frau Wafengekränze nicht ein Wort antwortet; da möchten die Herrn sich dem sei bei (uns) ergeben — das ist prächtig von Euch — Hätte das Herr von Meyer verstanden; so hätte er sich nicht soviel Aerger zugezogen! Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort — Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit.“

Drama und Oper.

Daß die große Verehrung für Schiller mit Frau Rats Steckenpferd, ihrer großen Vorliebe für das Theater, zusammenhing, wissen unsere Leser schon aus früherer Darstellung. Noch im Jahre 1805 klagte Henriette Schloffer über die Großmama, „die ohne Rücksicht auf Tante ihre Hälfte im Abonnement ins Theater geht. Tante weiß aber, daß dies eben nichts neues ist, Großmama treibt es noch auf dem alten Fuße.“

Daher werden von Schiller und auch von Lessing nur die dramatischen Werke erwähnt. Minna von Barnhelm und Emilie Galotti waren seit langem ihre Lieblingsstücke. Die Kenntnis Nathans des Weisen erhellt aus mehreren schon citierten Stellen, ebenso von Schillers Räubern, des Wallenstein, der Jung-Frau von Orleans und des Tell, denen bei ihrer Darstellung in Frankfurt Ausdrücke der höchsten Bewunderung gezollt werden. Unter den Lustspiel-dichtern stehen Hffland und Kogebue obenan, deren Werke den „Hanswurstiaden“, „dem platten Zeug“, gegenüber als gute Stücke gerühmt und gepriesen werden. Besonders Kogebue, der in wunderbarer Fruchtbarkeit die damaligen Theater mit immer neuer Ware versorgte, hat es Frau Rat angethan, wie ja auch der Sohn gerade dieses Dichters Dramen wegen seiner Darstellungskraft, witzigen Erfindung und großen Bühnenkenntnis mit Vorliebe auführte. Seine heute längst verschollenen Dramen, wie die Kleinstädter, das Epigramm, die Pagenstreiche werden oft und mit nicht geringem Lobe citiert, ja die be-

wundernde Dankbarkeit veranlaßt Frau Rat sogar zu folgender Bitte an den Sohn, die nur aus völliger Verkennung der Verhältnisse — gerade damals versuchte Kogebue durch unwürdige Intriguen das Freundschaftsbündnis Goethes und Schillers zu zerstören — zu erklären ist. „Ich weiß nicht, ob Du Bekanntschaft mit ihm hast, wäre es andern, so danke ihm in meinem Namen für sein Epigramm — so hat sich das hiesige Publikum lange nicht amüsiert — es ist vortrefflich besetzt.“

Kurz vorher wollte sie sogar dem von ihr verehrten Dichter eine Stelle als Regisseur am Frankfurter Theater verschaffen.

Ihr großes Interesse für die Oper, das durch eigene musikalische Thätigkeit genährt wurde, ist uns aus früherer Zeit bekannt. So wird uns von italienischen und deutschen Opern berichtet — die heroisch-komische Oper von Peter Winter „Das unterbrochene Opferfest“ ist ihr Liebling — aber allen voran steht der große Meister Mozart. Die herrlichen, Heiterkeit und Harmlosigkeit atmenden Melodien waren ganz nach dem Herzen dieser Frohnatur. Freude spricht aus ihrer Schilderung der oft wiederholten, immer zahlreich besuchten Aufführungen. „Neues giebt's hier nichts, als daß die Zauberflöte achtzehnmal ist gegeben worden — und daß das Haus immer gepfropft voll war — kein Mensch will von sich sagen lassen — er hätte sie nicht gesehen — alle Handwerker — Gärtner — ja alle die Sachsenhäuser — deren ihre Jungen die Affen und Löwen machen, gehen hinein, so einen Spektakel hat man hier noch nicht erlebt.“

Bei der mit aller Pracht ausgestatteten Darstellung des Titus wird sie „beim Anblick des Kapitols bis zu Thränen gerührt — so prächtig war das“ und wünscht sich den Sohn herbei. Für die Oper *Così fan tutte* besorgt sie sogar vom Sohn in Weimar für das Frankfurter Theater einen besseren Text, „denn der,“ sagt sie, „den ich hier habe, ist abscheulich.“

Aber am ausführlichsten wird natürlich über Aufführungen der Werke des Sohnes selbst berichtet. Mit welchem Stolge sie da als die Mutter des großen Dichters in ihrer Loge saß, haben wir aus früherer Zeit schon erfahren. Wie sie sich dabei als Vertreterin des Sohnes benahm und von den Schauspielern als solche respektiert wurde, dafür hat uns Bettina in ihrem Buch „die Günüderode“ einen hübschen, in seiner Echtheit allerdings angezeifelsten Beleg erhalten. Sie läßt die Günüderode im Sommer 1805 schreiben: „Im Theater wurden Goethes Geschwister gegeben — es war sehr leer wegen der Hitze, die Frau Rat saß ganz allein auf meiner Seite, sie rief aufs Theater: „Herr Werdy, spielen Sie nur tüchtig, ich bin da“, es machte mich recht

verlegen, hätte er geantwortet, so wäre ein Gespräch daraus geworden, in dem ich am Ende noch eine Rolle hätte übernehmen müssen. — Im Parterre saßen keine fünfzig Menschen. Werdy spielte recht gut und die Rat klatschte bei jeder Scene, daß es wiederhallte. Werdy verbeugte sich tief gegen sie, es war gar wunderbarlich, das leere Haus und die wegen der Hitze offenen Logentüren, durch die der Tag hereinschien, dann kam der Zugwind und spielte mit den lumpigen Dekorationen, da rief die Goethe dem Werdy zu: „Ah das Windchen ist herrlich“ und fächelt sich, es war doch gerade, als spielte sie mit. . . . Ja, Du magst recht haben, es ist was Großes darin, und es ist schauerlich und daher tragisch gewesen, diese Leere, diese Stille, die offenen Thüren, die einzige Mutter, voll Ergößen, als habe ihr der Sohn den Thron gebaut, auf dem sie weit erhaben über dem Erdenstaub sich die Huldigung der Kunst gefallen läßt — Sie spielten auch recht brav, ja begeistert, bloß wegen der Frau Rat, sie weiß einen in Respekt zu setzen. Sie schrie auch am Ende ganz laut, sie bedanke sich und wolle es ihrem Sohne schreiben. Darüber fing eine Unterhaltung an, wobei das Publikum ebenso aufmerksam war. . . .“

In unsern Briefen wird nur kurz von mehreren Aufführungen der „Geschmister“ gesprochen, aus den Jahren 1803 und 1804. Ausführliches wird über den Clavigo erzählt. Zuerst erfahren wir, daß er nach langer Pause wieder einstudiert werden soll (November 1803), im Juni des nächsten Jahres, daß die Rollen in ausgezeichneten Händen seien, und bald lesen wir von der Freude der Frau Rat, die sie an dem „herrlichen Abend“ der Aufführung des Clavigo genoß:

„Noch muß ich eines herrlichen Abends erwähnen, den ich und unsere Frankfurter Dir zu danken haben — Es war der 14. Juli — in zwanzig Jahren hatte man ihn nicht gesehen — und da paßte das auf dem Bettel zum erstenmal mit Fug und Recht — könnte ich Dir nur recht lebendig darstellen, wie vortrefflich alles ging, wie die Schauspieler es wie ihr eigen Kind behandelten, so recht mit Lust und Liebe es ausführten — wie eine Stille in dem großen — voll Menschen gepropften Hause war — man hätte eine Stecknadel fallen hören — wie nur zuweilen, wenn es die Menschen zu sehr angriff — ein einstimmiges Applaudieren und Bravorufen entstand, z. B. wie Beaumarchais die neue Untreue von Clavigo erfährt — wie Carlos Clavigo aufs neue zur Untreue beredet — besser, größer kann dies Trauerspiel schwerlich, auf welchem Theater es sein mag, gegeben werden.“

Ueber die Darstellung des Mahomet hören wir weniger die begeisterte, als die launige Frau Rat.

„Aus beikommendem Zettel wirst Du ersehen, daß den 31. Mai Mahomet bei vollem Hause ist gegeben worden — ich zweifle, ob ein Theater imstande ist das Stück so zu geben, wie es bei uns gegeben worden ist — Alle thaten, was möglich war, besonders Otto — der alle Rollen vortrefflich spielt, aber so!! Nein, so was habe ich von ihm noch nicht gesehen — ungeachtet nun wegen Schwäche der Nerven, womit die jungen Frauenzimmer hier sehr geplagt sind, eine Demoiselle Proßler ohnmächtig hinausgetragen wurde und zwei Demoiselle Singheimer davonliefen — so wird es zu Ende dieser Woche doch wieder gegeben — worauf ich mich sehr freue.“

Ihr Lieblingsdrama, den Götz, in dem sie selbst so schön gezeichnet war, in der neuen Bearbeitung auf der Frankfurter Bühne zu sehen, darauf mußten sie und die Frankfurter trotz ihrer Bitte verzichten. Im Jahre 1804 hatte Goethe bekanntlich seinen Götz für die Weimarer Bühne bearbeitet. Die Arbeit befriedigte aber weder ihn, noch das Weimarer Publikum bei der Aufführung am 22. September 1804. Darum beschloß er, den Druck der Ausgabe zu verhindern. Nun hatte man aber in Frankfurt von Goethes Theaterausgabe gehört. Bei den großen Schwierigkeiten, die der Götz der Aufführung bot, mußte eine solche höchst willkommen sein. Man wandte sich deshalb an Frau Rat, die aber erst durch Vermittelung Christianens die Bitte dem Sohne vortrug — „das sämtliche Personale der hiesigen Schauspielergesellschaft bittet durch mich um das noch ungedruckte Exemplar des Götz von Verlichingen! Sie meinen (wie der Patriarch im Nathan), so was würde ihrem Fond sehr wohl thun — und da doch Frankfurt sein Vaterland wäre; so hofften sie auf gnädige Erhörung.“

Daß die Antwort ablehnend war, ist nach dem Obigen leicht zu erraten. Sie scheint sogar etwas scharf ausgefallen zu sein. „Mir kannst Du es,“ so lautet Frau Rats letztes Wort in der Sache, „deswegen nicht übel deuten — daß ich anfragte, weil ich von allen Deinen sehr guten Gründen nicht das Geringste wissen konnte — diese Sache ist also abgethan — und keine ähnliche soll Dich je wieder behelligen.“ —

Theaterangelegenheiten.

Es war nicht das einzige Mal, daß sich das Frankfurter Theater der Vermittelung der Frau Rat bediente. Das kam daher, weil das Theater seit

1792 in den Händen von Frankfurter mit Frau Rat befreundeten Bürgern war. Für die letzten Jahre seiner Pachtzeit hatte Tabor sein Recht an die Mainzer Gesellschaft abgetreten. Diese benutzte Frankfurt aber nur als Rückenbüßer und ließ sich oft von schlechten Truppen vertreten. Auch hatte man das Mißliche einer immerfort wechselnden Truppe eingesehen und ebenso den Schaden des Verbotes der Aufführungen gerade an Sonn- und Feiertagen. Deshalb traten sechszig angesehene Bürger zusammen und zeichneten für 88000 Gulden Aktien, um nach Ablauf der Tabor'schen Pacht das Theater für jährlich 4000 Gulden zu pachten, und eine ständige Truppe unter eigener Leitung — die Oberdirektion erhielten angesehene Bürger: Chamot, Stodum, Chiron, Rüstner — zu engagieren. Dieses neue, nun Nationaltheater genannte Unternehmen, das auch die gewünschte Spielerlaubnis mit geringer Einschränkung erhielt, trat am 21. Oktober 1792 in Thätigkeit. Die beiden alten Freunde der Frau Rat, Großmann und Unzelmann hatten sich sofort Hoffnung auf eine Direktorstelle gemacht und sich deswegen, freilich ohne Erfolg, an die Gönnerin gewandt. Ihr Brief an den ersteren vom März 1791 führt uns deutlich in die Verhältnisse ein.

Die Aktiengesellschaft erzielte zuerst sehr erfreuliche Einnahmen und dazu noch in der bösen Kriegszeit, Neujahr 1798. Frau Rat leitet ihren Bericht darüber folgendermaßen ein:

„Ich las einstmals im Jorid, daß das ein böser Wind wäre, der niemand was gutes zuechte — das trifft nun mit unserm Schauspiel ein — der Krieg und seine Unruhen die so viele Menschen inkommodieren und ruinieren, macht der Entreprise den Beutel voll — Da der König von Preußen und alle Generale — Herzogen und Prinzen alle Abende drinnen sind; so ist Dir das ein Leben wie die Krönung — das Haus das nun schon längst fertig ist, hast Du gesehen — es ist ziemlich groß — aber vor jetzt meistens zu klein — So einen Spektakel, wie am zweiten Christtag, habe ich noch nicht (selbst die Krönung nicht) drinnen erlebt — über 2000 Menschen mußten zurück — man konnte keinen Apfel zur Erde werfen — Von der Seite wird es sich nun freilich und zwar mit Nutzen halten.“

Das Stück, von dem hier gesprochen wird, war die Paisiello'sche Oper „Die schöne Müllerin.“ Aehnlich heißt es in einem Brief vom 6. September 1798: „Die Messe ist glänzender als in vielen Jahren — das Schauspiel befindet sich gut dabei — die Zauberflöte ist bezahlt.“

Im Jahre 1800 wurde auch Willemer in die Direktion gewählt, der
Heinemann, Goethes Mutter.

balb darauf seine Freundschaft zu Frau Rat dazu benutzte, um von Goethe einen guten Regisseur zu erbitten.

Zwei Jahre später ließ die Aktiengesellschaft trotz einer Einbuße von 19000 Gulden in den zehn Jahren sich den Vertrag erneuern. Die neuen Direktoren Grambs, Zickwolf und Beerse scheinen aber auch nicht viel Glück gehabt zu haben. Man wählte 1803 einen Intendanten, den früheren Bürgermeister von Meyer, über dessen Wahl Frau Rat sehr erfreut war. Er wandte sich mehrfach durch die Mutter an den Sohn in Theaterangelegenheiten. Als sich 1803 die Aussicht auf Goethes Besuch eröffnete, wollte er und seine Schauspieler alle Kräfte aufbieten, um dem großen Dichter zu gefallen. Bei weitem mehr benutzten natürlich die Schauspieler und Sänger die Vermittelung ihrer gütigen Gönnerin. Mit Recht nennt sie sich in einem Brief an Frau Stod eine Beschützerin und Pflegerin der sieben freien Künste und besonders der jungen aufstrebenden Talente. Ein hübsches Beispiel dafür, wie die Frau, die so reiche Erfahrung und treffendes Urtheil in der Schauspielkunst hatte, Talente sogar durch Unterricht und Beispiel förderte, haben wir in dem Bericht des bekannten Professors und Begründers der Allgemeinen Literaturzeitung Schüz über den Verkehr seiner Gattin, der damaligen Schauspielerin Eunike mit Frau Rat. Diese selbst berichtet von ihr dem Sohne nur, daß Frau Eunike eine vortreffliche Schauspielerin sei. Aber durch Schüz erfahren wir von näheren Beziehungen: „Meine Gattin,“ so lautet der Bericht, „die sich 1789 viel in Goethes elterlichem Hause befand, hat mir öfters mit der ihr so eigenen lebendigen Auffassungs- und Darstellungs-gabe diese wackere Frau, die sich auf das Zünigste für das schon in seinem ersten Aufblühen so viel verkündigende Talent der jungen Künstlerin interessierte, charakterisiert und versichert, daß sie ihrem scharftreffenden Urtheil und besonders ihren steten Warnungen, sich vor dem Zuvielthun, wie vor jeder Biererei in ihrem Spiel zu hüten, vornehmlich den frühen Gewinn der echten Naturwahrheit in der Ausübung der Kunst zu danken gehabt habe.“ Von den alten Bekannten und Freunden der Frau Rat treffen wir in dieser Zeit wieder das Ehepaar Unzelmann und Frau Ziala. Unsere Leser erinnern sich der von uns vielfach berührten Briefe an den erstgenannten Liebling der Frau Rat, die eine fast leidenschaftliche Freundschaft verrieten. Die zwei Stellen, in denen Unzelmann in den Briefen an den Sohn — zwischen beiden liegt mehr als ein Jahrzehnt — erwähnt wird, verraten nicht bloß Gleichgültigkeit, was aus dem Orte, wo sie stehen, sich erklären ließen, sondern auch eine mit allen früheren Aeußerungen wenig übereinstimmende

Abneigung — „Herr Unzelmann hat hier ohne Beifall drei Rollen gespielt und das ganze Publikum wünschte ihm eine glückliche Reise“, lautet das Urtheil über sein Gastspiel 1805. Wohl nur in einer Stränkung der opferfreudigen Gönnerin und einst so begeisterten Verehrerin seines Talents durch den leidenschaftlich und unbedacht handelnden Schauspieler werden wir die Erklärung hiefür finden, und man geht gewiß nicht fehl, wenn man allzugroßen Mißbrauch ihrer Güte in Gelbangelegenheiten — obgleich Frau Rat hier von Schauspielern starke Stücke gewöhnt war — als einen wesentlichen Grund des Erkaltens der Freundschaft annimmt.

Mit seiner Gattin, der auch von Goethe gefeierten Künstlerin, ist Frau Rat im Verkehr geblieben, wenn auch von ihr bei ihrem Gastspiel auffallend wenig die Rede ist. Ganz ungestört blieb ihr Verhältnis zu der seit 1777 mit ihr befreundeten Schauspielerin Fiala, die sich in einem Briefe von 1794 als der „liebsten Frau Rätin aufrichtige Freundin“ bezeichnet. Sie ist auch die erste, für die die Mutter ein gutes Wort bei dem Leiter des weimarschen Theaters einlegt. „Fiala ist“, so beginnt das Gesuch, „eine anerkannt gute Schauspielerin — Königinnen — edle Mütter ist ihr Fach — Sie ist noch so schön — daß sie die Jüngsten verdunkelt — hat einen edlen Anstand — auch einen guten moralischen Charakter — ist friebliebend — fern von Rabalen mancherlei — mit einem Wort, ein brauchbares Subjekt. Bei uns sind leider ihre Rollen-Fächer besetzt — sonst würden wir sie mit Freuden wieder bei uns sehen.“

Ein andermal verwendet sie sich für das Ehepaar Reinhardt, die in Weimar einige Gastrollen geben wollen. „Es sind ein paar brauchbare Subjekte — besonders die Frau die in edlen Frauen — Liebhaberinnen, u. dgl. recht brav spielt, er macht Helden — Offiziere auch gut — nun ist mir aber erinnerlich, daß eure Gesellschaft den Sommer in Lauchstädt spielt — wie lange aber weiß ich nicht — wolltest Du also wohl die Güte haben, nur mit ein paar Worten zu antworten, ob im Juli etwas bei euch zu thun wäre. —

Auch die Freunde der Frau Rat nehmen Goethes Güte in Anspruch. Frau Stod wollte ihre Pflegebefohlene, ein Fräulein Caspers in Weimar untergebracht wissen. Etwas zaghaft, weil die Empfehlung mehr auf äußeren als inneren Gründen beruht, bringt die Mutter die Bitte vor.

„Wir haben hier ein junges Demoisellen, siebzehn Jahr alt, Namens Caspers, die gerne nach Weimar auf Theater möchte — Sie war hier zu ersten Liebhaberinnen angenommen, gefiel auch als Friederike in den

Jägern und als Cora in der Sonnenjungfrau — nachher wollte es nicht recht fort — die Ursache mag in einer gewissen Faulheit und Gemächlichkeit liegen — genug es wurde ihr aufgesagt — Sie ist von hübschen Eltern aus Mannheim, Demoiselle Jagemann kennt sie — sie will gern zweite Rollen übernehmen — hier hat sie 800 Gulden bekommen.“

Der alten Freundin zu Liebe gewährte Goethe die Bitte, nahm die junge Schauspielerin, die ein hübsches Empfehlungsschreiben der Frau Rat mitbrachte, nicht nur auf, sondern studierte ihr selbst die Rolle der Amnatade im Tancred ein, in der sie 1801 in Weimar — die Proben leitete Schiller — auftrat. Vom Dank des beglückten Mädchens, „die mit ihrem Aufenthalt in Weimar vergnügt wie eine Königin war“, zeugen mehrere Briefe der nächstfolgenden Zeit.

Die sich nun häufenden Gesuche, mit der die gutmütige Frau belästigt wurde, bringt sie wohl noch dem Sohne vor, aber sie verlangt, wie bei der Bitte der Frau Bulla für ihre Tochter keine Zusage, sondern nur eine begründete Absage, damit sie sich legitimieren kann, oder sie entschuldigt sich damit, „daß sie aufkeimende Talente nicht gern unterdrücken möchte“, oder bringt gar die Bitte in einem Brief an August vor, um Goethe nicht direkt zu behelligen. So lesen wir in dem Brief an August vom Jahre 1805:

„Ein junger Mensch, sechzehn Jahre alt, Conrad Wenner, von hier gebürtig und von angesehenen Eltern, die Handelsleute sind — hat einen unwiderstehlichen Trieb Schauspieler zu werden — alle Vorstellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein schlechter Kaufmann — aber ein großer Schauspieler, das fühle ich — nun haben die Eltern nachgegeben — nun ist die Frage, wo soll er sein Probestück machen? in Frankfurt geht's aus sehr begreiflichen Ursachen nicht wohl an — man hätte also Lust, ihn nach Weimar zu schicken und dort zu erproben — ob sein Gefühl Wahrheit oder Narrheit sei — will nun Dein Vater erlauben — daß er komme und ihm einige kleine Rollen zur Probe geben; so wird die Verwandtschaft es mit Dank erkennen.“ —

Zuletzt wird es ihr auch zu bunt, zumal August auf Befehl des Vaters das Gesuch etwas kräftig hatte ablehnen müssen. Daher der ärgerliche Ton in dem letzten derartigen Anliegen.

„Der Komedienteufler ist wieder in einen jungen Burschen — einen Enkel des ehemals berühmten Dehlmännchen Handelsmanns Strang gefahren — und die Nerls wollen immer ihre erste Ausflucht nach Weimar nehmen — ich werde ihm also ganz kurz sagen lassen, ich wüßte, daß



Du der jungen Leute so viel hättest, daß Du niemand mehr brauchen könntest.“

Schon einige Jahre vorher hatte sie mitgeholfen, einen jungen Mann aus der ihr bekannten Familie Fröhlich, der durch die Lektüre Wilhelm Meisters verführt, zu Goethe nach Weimar gegangen war, um Schauspieler zu werden, nach Frankfurt zu den Eltern wieder zurückzubringen.

Nur einmal hat es Frau Rat auch versucht, ein Gedicht eines guten Freundes — der „unglückselige Papa“ war der Tabakhändler Tesche in Frankfurt — bei ihrem Sohn zu empfehlen. Der Freund muß seiner Bitte gewaltiges Gewicht beigelegt haben, denn obgleich Frau Rat „sich nicht gern mit so etwas befaßte, es auch noch nie gethan hatte“, läßt sie sich diesmal dazu bestimmen. Als die Antwort mehrere Wochen ausbleibt, fragt sie schüchtern an mit der Begründung „Lieber Himmel, es krabbeln ja so viele um den Barnab, laß ihn mit krabbeln.“ Bei weiterem beharrlichen Stillschweigen bittet sie den Sohn, doch ihr zu Liebe etwas Freundliches darüber zu sagen, wieder so originell wie möglich, „sage ihm (mir zu Liebe) etwas, daß wenn man sagte Bal Semen, daß man es konnte vor Balsam nehmen“, und endlich fürchtet sie gar, der Sohn nehme ihre Bitte übel: „Glaube ja nicht, daß, was Du mir sonst schuld gabst — noch jetzt die Mode ist (nämlich, wenn Du mir besonders beim Doktor Jung seiner Hirtenfchleuder schuld gabst, ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige — damit sie ein Loch in Kopf bekämen) nein das thue ich nicht mehr so viel und stark — freilich ganz und gar ist dieser gutmütige Fehler nicht ausgetilgt — ja es kommt noch zuweilen der Fall — daß ich wie der Vater Brey die Wand glatt mache um mein Gesicht — darauf zu malen.“ —

Der wahre Humor, der auch mit sich selbst Spott treibt, tritt hier zum Vorschein. Es ist die Rehrseite der vielgepriesenen Mjathätigkeit, des Vermittelns und Bertuschens und zugleich der Charaktereigenschaft, bei allem immer nur die gute Seite hervorzukehren, die der Sohn mit dem trefflichen Gleichnis geißelte. Diese Schwäche hing mit einer gewissen Weichheit des Gefühls zusammen, die sie auch von ihrer Umgebung fordern ließ, alles Schreckhafte, Verdrießliche und Unangenehme vor ihr zu verbergen. Daß sich die gute Frau Mühe gegeben hat, sich zu bessern, sehen wir aus der Sorge, der Sohn könnte glauben, sie sei wieder in den alten Fehler verfallen . . . aber freilich noch gar manchmal handelt sie wie der Vater Brey in des Sohnes Fastnachtspiel:

Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen.

Doch Goethe ist nicht immer der Gebende, fast ebenso häufig ist er der Bittende. Die eigentümliche Erscheinung, daß in den Briefen an den Sohn Theaterangelegenheiten einen so breiten Raum einnehmen, hat seinen Grund nicht nur in der Vorliebe der Frau Mat, sondern viel mehr noch in der seit dem Jahre 1791 von Goethe angenommenen Stellung, der Leitung des weimarschen Hoftheaters. Nachdem in den ersten Jahren der Regierung Carl Augusts ein Liebhabertheater bescheidenster Art, in dem Goethe selbst wiederholt mitwirkte, dramatische Darstellungen gegeben, dann 1784—1791 die Bellomosche Wandertruppe gespielt hatte, setzte der Herzog 1791 eine Theaterkommission mit Goethe an der Spitze ein. Dieser faßte nun den abenteuerlich klingenden Plan in Weimar, einem Städtchen von 6000 Einwohnern, mit einer Unterstützung des Herzogs von etwas über tausend Thaler jährlich eine Musterbühne für ganz Deutschland zu schaffen. Wie ihm das gelungen ist, weiß alle Welt und hat zuletzt wieder die zur Feier des 100jährigen Gedächtnistages geschriebene Schrift vor Augen geführt. Daß er aber, bei seiner rastlosen Thätigkeit und Sorge für das ihm anvertraute Institut, auch das ihm wohl bekannte treffliche und sichere Urteil der Mutter und ihrer Vertrautheit mit allem, was das Theater anging, sich zu nütze machte, beweist uns fast ein jeder unserer Briefe. War doch seine Liebe und Neigung für das Theater gerade ein kostbares Erbteil der Mutter. Bei seiner Anwesenheit in Frankfurt 1797 ließ er sich von ihr ein Verzeichnis von früheren und damaligen Frankfurter Schauspielern und Sängern anfertigen, das die Mutter mit kritischen Bemerkungen in ihrer Art kurz und kräftig versah: „Eunice — singt sehr gut; dessen Frau vortreffliche Schauspielerin, Wöllendorf O weh!“ so beginnt die Kritik. Madame Fiala bekommt das Prädikat „sehr gut — Königinnen Mütter; Rio soll sich sehr gebessert haben; Günter und dessen Frau — kommen ein wenig ins alte Eisen“ Aschenbrenner erhält die Censur: „erbärmlicher Hecht, Stegmann: war 1790 ein guter Schauspieler, ditto Frau — nicht viel Rares; Christ gut, nur zu alt; Pauser nicht übel singt; Madame Wolchowstky so so . . .“

Ferner ließ der Sohn sich von der Mutter die Theaterzettel aus Frankfurt kommen, Berichte über erste Aufführungen der Schauspieler, um hieraus Nutzen für seine Bühne zu ziehen; er erkundigte sich bei ihr über die ihr bekannten Schauspieler, die in Weimar angestellt werden wollten, so über ein Fräulein Wötticher, die er in Frankfurt gesehen hatte. „Wenn Demoiselle

Böttcher,“ so lautet die Antwort, „bei Eurem Theater auf dem Rollenfach der Frau Koffe in Armut und Edelinn (von Kogebue), Jungfer Schmalheim in der Aussteuer (von Ifland) — als Haushälterin im großen Loß und dergleichen Charakter und Karikatur sich verbindlich macht, so kann sie, zumal wenn ihr noch hie und da aufgeholfen wird, in die Fußstapfen ihrer Mutter treten und in diesem Fach viel leisten — Aber sollte sie der Einbildung Teufel treiben, wie es ihr unglaublicherweise schon begegnet ist, daß sie Liebhaberinnen — im Trauer= — Lust= — und Schauspiel vorstellen will, so lasse Dich nicht ein — erbärmlicher läßt sich nicht denken — auch singen will sie können — es ist ebenjo jämmerlich.“

Ein andermal gratuliert sie ihm, „weil die Müllerin, das Reibeisen, nicht nach Weimar geht und Euch die Ohren voll kreischt“. Eine ausführliche Antwort folgt auf seine Anfrage nach der Oper *Lodoiska* von Cherubini, die am 6. September 1797 in Frankfurt aufgeführt worden war.

„*Lodoiska* hat hier kein Glück gemacht — mein Gulden vor Abonnement suspendu hat mich sehr geschmerzt — die Musik (sagen Kenner) soll sehr schön sein — vor unser Publikum war es keine Speise — an den Dekorationen war auch nichts besonders — wir haben außer dem vortrefflichen italienischen Maler noch einen (der aber jetzt nicht mehr da ist) der wollte auch sein Kunststück machen — es war ein Wald und im Hintergrund das Schloß des Tyrannen — das aber auf die Dekorationen der *Palmire* gar nicht schmecken wollte — die andern waren unsere schon oft gesehene — ein Zimmer u. d. g. — außer der *Lodoiska* und dem Tyrannen (ich weiß seinen Namen nicht mehr), die sehr schön waren — sie von blauem Atlas, reich mit Pelz verbrämt — er gelb und roten Atlas, so wie eine Pole oder dergleichen — die anderen die russische Kleider — die in den Strelitzen paradierten — überhaupt da ich es, dem Himmel sei Dank, nur einmal gesehen und vor Langerweile bald fortgegangen wäre; so erinnere ich mich weiter nichts, als was ich oben gesagt habe — zudem ist es ein Vierteljahr, daß die Sache vorgefallen ist — und wir haben in der Zeit soviel und mancherlei gesehen und gehört, daß die arme *Lodoiska* ganz vermischt ist.“

Auch wurden durch Frau Rat Verhandlungen über den bekannten Weimarer Schauspieler Graff, der durch seine Darstellung des Wallenstein sich berühmt gemacht hatte, gepflogen. „Du wirst nun selbst wissen, was Du mit diesem falschen Menschen beginnen wirst,“ lautet der Schluß des Berichts.

Zugleich hatte er sich nach einem Fräulein Mayer erkundigt, um sie für Weimar zu engagieren; sie wird von Frau Rat folgendermaßen charakterisiert:

„Demoselle Mayer ist wegen ihres guten Lebenswandels — ihres Fleißes — ihrer Anstrengung bei dem Publikum sehr beliebt — es hat also Nachsicht mit ihrer schwachen Stimme — mich dauert sie immer, sie würde mit ihren Anlagen eine brave Sängerin werden, denn ihre Stimme ist lieblich und angenehm, aber ihre Brust ist sehr schwach — In einer großen Oper, z. B. Sextus, kann sie am Ende fast nicht mehr fort — aber, wie oben gesagt, wir haben sie lieb, bedauern sie und applaudieren — als Schauspielerin hat sie gar keinen Wert — sie laut alles, man versteht sie kein Wort — in Stille Wasser sind tief, macht oder verdirbt sie die kleine Rolle der Therese — so auch in den Kleinstädtern — es ist auch bei uns nur aus Not, wenn sie gebraucht wird — indem drei unserer besten Schauspielerinnen von hier weg sind. Ihre Stimme ist seit voriges Jahr nicht stärker geworden — also gebessert hat sie sich wenigstens nicht — Ich habe sie hiermit gezeichnet nach Leib und Seele.“

Um beider Wünsche zu vereinigen, schlug die Frankfurter Direktion durch Frau Rat ihren Sohn vor, Graffs Kontrakt zu lösen, wofür man ein gleiches mit Fräulein Mayer thun wolle. Frau Rat ist offenbar dafür gewonnen worden, denn ihr Urteil lautet jetzt bedeutend milder.

„Demoselle Mayer ist ein gutes, liebes Wesen, wie ich Dir schon geschrieben habe — und was ihre Stimme anbelangt: so glaube ich, daß Weimar ihr sehr zuträglich sein würde, weil das dortige Schauspielhaus nicht die Größe, die Höhe und nicht den fürchterlichen Luftzug, wie das hiesige hat, daher alle Augenblicke jemand beim Theater krank ist.“

Aus diesem Vorschlage ist natürlich nichts geworden. Goethe fesselte vielmehr seine tüchtige Kraft durch einen geheimen Kontrakt, der dem Schauspieler Pension zusicherte.

Auch über Weimarer Schauspieler, die nach Frankfurt gegangen waren, berichtet die Mutter dem Sohne ausführlich, und an zahlreichen Stellen über alles Bedeutende und Wichtige im Frankfurter Theater. Das Ehepaar Demmer war vor seinem Auftreten in Frankfurt in Weimar. Ueber beide Gatten, die im April zuerst auftraten, schreibt die Mutter sofort an Goethe:

„Wir haben ja eine ganze Karawane von Sängern von Deinem Theater erhalten! Herr Weyrauch debütierte als Hironimus Knider und gefiel recht gut — desgleichen Madame als Konstanze in der Entführung — von Anfang war sie etwas verblüfft — denn es war das Haus gedrückt

voll — gegen das Ende ging's besser — auch wurde sie durch Applaudieren aufgemuntert — aber als Königin der Nacht — da konnte sie kein Wort von der Rolle — da war mir angst und bange — das zweite Mal ging aber besser — das Hännchen in im Trüben ist gut fischen — hat sie recht brav gespielt und gesungen. Herr Demmer! das ist ein herrlicher Mann — den Tamino hat er vortrefflich gespielt — und unsere Opern haben durch ihn sehr gewonnen — seine Frau ist nur als Claudia einmal aufgetreten — da kann man noch nicht viel sagen. Vorige Woche ist die Zauberflöte zweimal bei so vollem Hause gegeben worden, daß alle Thüren offen bleiben mußten, sonst wäre man vor Hitze erstickt!“

Behrauch konnte jedoch die Gunst des Frankfurter Publikums nicht gewinnen und ging nach Weimar zurück, daher die Worte: „Wie ich höre, so kommen die Behrauchs wieder zu Euch — es ist mir vor die Leute recht lieb, hier wollte es mit ihnen gar nicht gehen — Villa, der Frau ihre letzte Darstellung — keine Hand hat sich gerührt — sie hat mich gedauert — freilich haben wir gar treffliche Villas gehabt — eine Unzelmann — Willmann — Schmid — das hat die Sache freilich vor die gute Frau verschlimmert.“

So zog der schriftliche Verkehr von Mutter und Sohn aus gemeinsamem Interesse vielfache Nahrung; an ein Erfalten im Ton oder gar ein Nachlassen in der Häufigkeit des Verkehrs, ein Schicksal, das ja alle anderen Briefwechsel erduldeten, ist hier natürlich nicht zu denken, vielmehr ist eine Steigerung an Inhalt und Zahl der Briefe gerade in den beiden letzten Jahren zu bemerken. Ein gütiges Geschick sandte beiden zum Ersatz für mündlichen Verkehr eine Vermittlerin, ein Mädchen, das an beiden mit gleicher, fast abgöttischer Liebe hängend, einen lebendigeren Austausch der Seelen vermittelte; es war Bettina Brentano.

Die Familie La Roche-Brentano.

Bettinas Familie hat uns wiederholt wegen ihrer nahen Beziehungen zum Goethischen Hause beschäftigt. Urahne, Großmutter, Mutter, Kind haben unserm Dichter in seinem langen Leben nahe gestanden. Sophie von La Roche, „das Mamachen“, ist uns in ihrem nahen Verkehr mit Goethe schon bekannt geworden, nicht minder ihre Tochter, Maxe Brentano, die Lotte von Werthers zweitem Teil; zu ihren zahlreichen Kindern gehört unsere Bettina. Ein eigentümliches Geschick wollte es, daß deren ältester Sohn — also die vierte Generation — der letzte Fremde war, den Goethe kurz vor seinem Tode in Weimar bei sich aufnahm. Sophie von La Roche und ihre Tochter müssen

uns noch etwas beschäftigen, ehe wir zum „Kinde“ Bettina übergehen und ihrem durch sie selbst dichterisch verherrlichten Verhältnis zu Mutter und Sohn.

Herr von La Roche war 1786 nach mannigfachen Schicksalen nach Offenbach gezogen, um dort den Rest seines Lebens zu verbringen. Obgleich schon einige Jahre später Frau La Roche Witwe wurde, so behielt sie ihren Wohnsitz, trotz ihren vielen Reisen — 1785 war sie in Paris, 1786 in England —, in Offenbach; also ganz in der Nähe von Frankfurt. So finden wir sie denn auch 1793 im Januar an der herzoglichen Tafel beim Besuch der Herzogin Luise von Weimar in Frankfurt und manchmal zum Diner bei Bethmanns mit Frau Rat zusammen, aber ein näherer oder vertrauter Verkehr scheint zwischen beiden Frauen nicht stattgefunden zu haben. Die Gegensätze in beider Charaktern haben wir schon früher hervorgehoben und beleuchtet. Das Gezierte und Gemachte in dem Wesen der La Roche, die Gefühlsüberschwänglichkeit und Sentimentalität, der Widerspruch in ihren Schriften und Thaten, kurzum, das Unwahre konnte Frau Rat an ihr nicht vertragen. Nichts war ihr verhaßter, als „erbachte Empfindsamkeit“, nichts mehr zuwider, „als das Schwätzen und Prahlen und Salbadern, wie das so viele Empfindsame zu thun pflegen.“ Ueber die von Frau La Roche durchgeführte Verheiratung der Mäge war, wie uns bekannt, Frau Rat nicht wenig ungehalten gewesen; als nun gar die Mutter Sophie auch für die zweite Tochter eine Geldheirat plant, mit dem Hofrat Möhn, wird unsere brave Frau Rat geradezu empört. Sie hat darüber an Anna Amalia berichtet:

„Teuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf den Tochtermann sehen, den die Verfasserin der Sternheim ihrer zweiten Tochter Luise aufhängen will; so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen, und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — Großer Gott!!! Wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte; so — ja so — gebe ich ihm einen Korb — Er sieht aus — wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus — ist so dumm, wie ein Heupferd — und zu allem seinem Unglück ist er Hofrat — Wenn ich von all dem Zeug was begreife; so will ich zur Auster werden. Eine Frau wie die La Roche von einem gewiß nicht gemeinem Verstand, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehen, Rang u. s. w., die es recht drauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe schreibt — mit einem Wort, mein Kopf ist wie in einer Mühle. Verzeihen Ihre Durch-

laucht, daß ich Ihnen so was vorerzähle, ich habe aber eben das Abenteuer vor Augen — und die Thränen der guten Luise kann ich nicht ausstehen — das Untier heißt Möhn und ist wirklicher Hofrat vom Kurfürsten von Trier. Haben Ihre Durchlaucht nur die Gnade und fragen Merck, was der von der Sache denkt und wie er die La Roche drüber ausgepußt hat — Ich habe närrische Heiraten genug erlebt, aber wahrlich, was zu viel ist, ist zu viel.“

Anna Amalia und Goethe waren nicht weniger empört: „Die Nachricht,“ so antwortet die Herzogin, „ist so wunderbar, daß mir der Verstand still steht; ich habe Ihren Brief an Doktor Wolff gewiesen, da das Hofleben ihm aber sehr gesittet gemacht hat, so knirschte er nicht mit den Zähnen, fluchte noch weniger, sondern zuckte die Achseln über das jämmerliche Abenteuer . . . da sagt das Sprichwort wahr, thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten; ihre Empfindungen sind auf schwarz und weiß aber weit entfernt vom Herzen.“

Die Thränen der armen Luise waren leider sehr berechtigt. Der reiche Gatte erdies sich bald als ein roher Trunkenbold. In die Leiden dieser Ehe, die das fröhliche und schöne Mädchen Luise bald zu einer verbüßerten, kalten und freudlosen Frau machte, hat uns Clemens Brentano, der dort mehrere Jahre als Knabe verlebte, einen Einblick gewährt.

Seit dieser Zeit waren viele Jahre vergangen, aber der Gegensatz zwischen beiden Frauen hatte sich mit den Jahren noch gesteigert. Die Welt war über die Wertherperiode hinweggeschritten, aber Frau La Roche, die eigentliche Vertreterin dieser weichlich süßlichen und schwächlichen Empfinderei, forderte jetzt noch Verständnis für eine Stimmung, die, wie Goethe bei ihrem Besuch 1799 sagte, allenfalls vor dreißig Jahren zur Zeit wechselseitiger Schonung noch ertragen werden konnte, nunmehr aber ganz aus der Jahreszeit und selbst einem Manne wie Wieland unerträglich war. Ueber den Eindruck der beiden Frauen im Jahre 1800 auf ihn hat Nicolovius berichtet, der in Offenbach Frau La Roche wiederholt besucht hatte „Sie war,“ schrieb er in einem Brief vom 24. Mai, „einen Tag über mit der Großmutter Goethe bei uns; die beiden Greisinnen sind total entgegengesetzten Sinnes, Charakters und Geberden, daß man die eine für die Satire der anderen halten könnte; sie hemmten sich also gegenseitig. Das Haupt unserer großen Familie, die Urgroßmutter Goethe, ist das lebendigste, herzvollste Mitglied derselben. Ihre Originalität macht, daß man manche Eigentümlichkeit ihres Wesens vergißt; dagegen verlassen die La Roche, der Sorgen auf dem Herzen liegen, so doch allen edlen Seelen

schwer zu tragen sind, ihre Grazie und ihr schöner, ungemeiner Sinn nicht und erhöhen den Anteil jeder Art, den man ihr unmöglich versagen kann.“ Es ist unschwer zu erraten, was Nicolovius mit den „Eigentümlichkeiten ihres Wesens“ meint, die ihre Originalitäten vergessen machen. Ihre natürliche Wahrheit und unverstellte Aufrichtigkeit konnte in der Beleuchtung der gesuchten, wenn nicht gekünstelten Vornehmheit der La Roche leicht als Verbtheit oder Rücksichtslosigkeit erscheinen.

Dieser Gegensatz zeigte sich auch darin, daß Frau Rat trotz aller Einladungen des Sohnes und der Herzogin selbst in den Jahren der Kriegsnöten in Frankfurt blieb, während Frau La Roche hilfessuchend bei ihrem alten Freund Wieland sich anmeldete und dadurch ihn sowohl, wie die andern großen Weimarer in die größte Verlegenheit setzte. „Hier waren wir nun,“ so lautet Goethes Aufzeichnung in den Annalen vom Jahre 1794, „in dem Fall, ihm und uns einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Angst und Sorge hatten wir schon genug, dazu noch obendrein die Wehklage zu erdulden, schien ganz unmöglich. Gewandt in solchen Dingen, wußte meine Mutter, selbst so vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beschwichtigen, und sich dadurch unseren größten Dank zu verdienen.“ Wie Frau Rat das zu Wege brachte, wissen wir nun aus dem prächtigen Brief vom 1. April 1794:

„Die Bürgerkrone wäre nun verdient! Mama La Roche kommt nicht zu Euch — ich könnte, um meinen Ruhm zu vergrößern, Euch raten lassen, wie ich die Sache betrieben, doch kann vor diesmal die Verheimlichung meiner Talente (aus Gründen, die Ihr gleich hören sollt) nicht stattfinden. Gestern fuhr ich nach Offenbach — zum Glück oder Unglück, das kann ich noch nicht bestimmen, war die L. R. nach Hanau gefahren, aber ihre Tochter, die Hofrätin Möhn, war bei der Hand — ich will die Geschichte dialogisieren, es klingt besser als das ewige, sagte ich, sagte Sie. Frau Aja — Ei, ei die Mama reißt doch auch immer im Lande herum, ich habe gehört, sie will auch nach Weimar — Möhnin — ja es ist so etwas im Werk — Aja — ja über diese Reise hätte ich doch etwas mit Mama zu reden — doch, da sie nicht da ist, kann ich's Ihnen auch vertrauen — aber versprechen Sie mir, daß Wieland in seinem ganzen Leben nichts von alledem erfahren soll — Möhnin. Ja das verspreche ich. Aja. Wieland ist mit Arbeiten so überhäuft, daß er die Nächte zu Hilfe nehmen muß — weil es eine absolute Notwendigkeit ist, daß die Sachen fertig werden — darunter leidet sein ohnehin nicht starker Körper — nehmen Sie nun noch Zer-

streuung dazu! sein Geist würde durch das Dasein seiner Freundin ganz auf andere Gegenstände geleitet werden — Demungeachtet müßte seine angefangene Arbeit vollendet sein, da könnte wahrlich eine ganze Zerrüttung der Maschine bewirkt werden und dergleichen mehr. Legen Sie das der Mama ans Herz und sie wird mir vor meine, ihr gegebenen Winke danken — Damit aber Wieland von unserem Plane (der doch wahrlich bloß zu seinem Besten angelegt ist) nicht ahndet; so muß die Mama einen Brief an ihn schreiben, worin sie mit großem Bedauern Umstände angiebt (die bei jetzigen Zeiten leicht zu erfinden sind), die sie verhindern, zu kommen. Wöhnin. Das alles soll befolgt werden — das verspreche ich Ihnen. Nun könnt Ihr ganz ruhig sein, denn zum Ueberfluß will sie morgen nach Frankfurt und kommt zuverlässig zu mir — und da will ich so empfindsam salbadern, als wenn man sagte Baal Samen, daß man es könnte vor Balsam nehmen.“

Aber die Sorge der Weimarer schien noch nicht ganz gehoben. Es bedarf einer nochmaligen Versicherung auf Ehrenwort im nächsten Brief, daß Mama La Roche gewiß nicht komme.

Die Gefahr war jedoch nur aufgeschoben, nicht beseitigt. Frau Rat, die inzwischen, wie wir an anderer Stelle schon erzählt haben, bei ihrer Flucht aus Frankfurt 1796 eine Nacht bei La Roche Unterkunft gefunden hatte, schiebt alle Schuld auf Wieland, als der Besuch drei Jahre später doch unternommen wird. „Aber o wehe!“ heißt es in dem Briefe vom 2. April 1799, „Mama La Roche geht doch zum Gevatter Wieland — der Veteran hat ihr die einladendsten Briefe geschrieben — und ich wette, er langweilt sich, wenn sie einen halben Tag bei ihm ist — vermutlich wird sie alle große und edle Menschen in und um Weimar mit Empfindsamkeit in Contiportion (Kontribution) setzen, wobei Du gewiß obenan stehst — Fasse Deine Seele in Geduld — oder gehe im Mai (denn da kommt sie zu Euch) nach Jena — doch Du wirst es schon einrichten. Lebe wohl!“

Wie sehr Frau Rat mit ihren Befürchtungen recht gehabt hatte, ersehen wir wieder aus Goethes Bericht in den Annalen, nicht weniger aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Als „das drohende Gewitter“ sich wirklich entladen hatte, wollte man Hilfe aus Lobeda holen; denn dem guten Freunde Schiller ist schon bei der Nähe der betagten Freundin ganz schlecht zu Mute. Goethe aber, nachdem er sie zweimal gesehen und sie grade so, wie vor zwanzig Jahren gefunden hatte, giebt eine Schilderung von ihrem Wesen, die zeigt, daß er mit der einst so geliebten, mütterlichen Freundin

innerlich nichts mehr zu thun hatte: „Sie gehört zu den nivellierenden Naturen; sie hebt das Gemeine auf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an.“

Glücklicherweise merkte der Gast von diesen im Hintergrunde erscheinenden Reflexen nichts. Frau Sophie freute sich über die ehrenvolle und vornehme Aufnahme, die ihr von Goethe zu teil wurde; ja sie berichtete ausführlich darüber in ihrem Buche: „Schattenrisse abgeschiedener Stunden.“

„Wir genossen wirklich ein Fest der Seelen“ — so bezeichnet sie das ihr zu Ehren von Goethe veranstaltete Festessen — „wie einst ein Britte sich ausdrückte. Mir dünkte das Ganze in einer römischen Villa veranstaltet zu sein, da man gleich in dem Vorhause eine Bildsäule erblickt, und oben vor der ersten Thüre mit dem in großen Buchstaben eingeschriebenen Salve! begrüßt wird, und sich dann mitten zwischen Raphaels Stanzten befindet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerksamkeit wird durch keinen andern Gegenstand zerstreut oder abgezogen. Was sollte auch ein Kenner anders wünschen, als diese herrliche Ausbeute einer Reise nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches, mit der edelsten Simplität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist, wie es zur Bewahrung eines Heiligtums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der ein wichtiges Geheimnis anzeigende Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Kopie des sich seit 1900 Jahren in frischer Farbe erhaltenen Gemäldes, das unter dem Namen der Albrandischen Hochzeit bekannt ist. — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das Ganze dieses Anblicks. — Der Eintritt in das Eßzimmer schien mir eine Art Huruf: „Alte Baucis, dein scherzender Traum — steht nun als Wahrheit vor dir. Du dachtest, in Weimar ein Göttermahl vor der Thürschwelle eines Tempels zu sehen, und bekommst nun selbst einen Anteil von Ambrosia!“ denn die mit Blumen und Früchten aller Art so reich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geschmack der Gastmahl, und die Gegenwart der Verfasserin der reizenden „Agnes von Lilien“, der Dichterin der Gefänge von Lesbos, Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apoll, konnten diese Vermutung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönende Musik und die Erscheinung eines Amorino dienten zum Beweise, daß ich bei einer Art von Götterfest zugegen war.“

Eine ähnliche Beschreibung hat Sophie La Roche in einem Briefe an Frau Rat gegeben und sie bald darauf mündlich, als sie auf der Rückreise nach

Frankfurt kam, wiederholt. Im Dezember 1799 waren die Mutter und das einstige „Mamachen“ des Dichters beisammen, und hier wurde nun der aufmerksam lauschenden Frau ganz genauer Bericht über die herrliche und vornehme Wohnung des Sohnes und jenes prächtige Fest gegeben. In dem nächsten Brief merken wir die Wirkung hiervon:

„Lieber Sohn! Nach der Rückkehr der Mama La Roche empfinde ich erst recht — wie Du mir zu Liebe Dich in meiner kleinen Wohnung beholfen hast — Ei! Was hat die mir und allen Deinen Freunden vor eine herrliche Beschreibung Deines Hauses und Deiner ganzen Einrichtung gemacht — das deliziose Gastmahl, das Du ihr gegeben hast — das prächtige, grüne atlasne Zimmer — der herrliche Vorhang — das Gemälde, das dahinter war — Summa Summarum — einen ganzen Tag hat sie mich davon unterhalten — was mir das vor ein Tag war, kannst Du leicht denken!!!“

Vertraulicher und näher, weil mehr auf Charakter und Gesinnungsähnlichkeit beruhend, war der Verkehr von Goethes Mutter und Sophiens Tochter Maximiliane Brentano. In ihrer leidvollen Ehe war Frau Rat der jungen Frau Trösterin und Helferin gewesen; auch Wolfgang bewahrte der einst angebeteten Mäze ein lebendiges Interesse. Bei seinen Besuchen in Frankfurt verfehlte er nicht, sie aufzusuchen, so auch im Mai 1793.

„Deine Mutter hat mir erzählt,“ so erinnerte Bettina ihn an diesen Besuch, „wie Du sie zum letzten Male gesehen, daß Du die Hände zusammenschlugst über ihre Schönheit. . . . Damals sagtest Du voraus, daß Du sie nicht wiedersehen würdest. Deine Mutter hat mir's erzählt, wie Du tief bewegt über sie warst.“

Bald darauf starb Maximiliane am 21. November desselben Jahres. Von Goethes tiefer Trauer sind die Worte Bettinas unzweideutiger Beweis; von seiner Mutter haben wir nur ein vier Wochen später geschriebenes bedauerndes Wort erhalten über den unglücklichen, zum zweitenmal Witwer gewordenen Gatten und seine zwölf Kinder. Auch er folgte seiner Gattin schon im Jahre 1797.

Clemens Brentano.

Von den zahlreichen Kindern Maximilianens hat außer Bettina und Melina noch der spätere Romantiker Clemens Maria Brentano mit Frau Rat in näherem Verkehr gestanden. Im September 1788 geboren, blieb er die ersten Jahre bei dem Großvater, dann bei der unglücklichen Tante Luise, „der Mähnin“,

in Coblenz. Vom Jahre 1789 an war er längere Zeit in Frankfurt. Der lebhafteste, phantastische Knabe hatte sich in dem alten Kaufmannshause mit seiner Schwester ein altes Kaffeefaß als Ritterburg Baduz eingerichtet und lebte hier in einer Märchenwelt, die ihm das triviale Kaufmannsleben vergessen ließ. Als man ihn deswegen verspottete, nahm sich, wie er selbst erzählt, die Hausfreundin, Frau Kat, seiner an und flüsterte ihm mitleidig ins Ohr: „Daß dich nicht irre machen, glaub du mir, dein Baduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht.

Wo dein Himmel, ist dein Baduz,
Ein Land auf Erden ist dir nicht nutz.

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit demselben berührt, wirb's Thränen regnen — Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verrücken, nein, baue sie auf die geflügelten Schültern der Phantasie.“

„Als ich und meine Betrübnis“, so erzählt Clemens weiter, „so herangewachsen, daß die Frau Kat uns nicht mehr Du, sondern Er nannte, sagte sie einstens: „Wenn ich ihn ansehe, geht es mir schier wie dem General, der sah einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schloßhof hereinschleichen, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, zeigte er seinem Diener den Armen und sprach: „Brügle Er mir den Menschen dort vom Hofe hier weg, denn der Kerl erbarmt mich.“ Steht es denn gar so schlecht mit seinen Ländereien? Er sieht ja drein, als sei das Scepter von Juda gewichen und der Herrscher von seinen Leuten. Komme er heute abend mit mir, es soll das schönste Spektakel gezeigt werden, daß je in Baduz auf's Tapet gekommen ist.“ Es folgt die Schilderung jener hübschen Theaterscene, in der Marianne Jung, die spätere Angebetete Brentanos und Suleika Goethes als kleiner Harlekin aus dem Ei kroch, die freilich mehr den Eindruck des Erfundenen macht, als daß wir sie hier verwerten dürften. Auch später noch hat Frau Kat den jungen Freund getröstet, als sie im Verein mit der Mäze beim Vater durchsetzte, daß er nach Bonn auf die Universität gehen durfte.

Durch den Tod des Vaters 1797 völlig unabhängig geworden, lebte Clemens seinen schongeistigen Neigungen. Aber wie seine Poesie, so war

auch sein Leben nicht frei von Extravaganzen. Nachdem seine erste Frau, eine geschiedene Mereau, 1806 gestorben war, entführte er im September 1807 ein Fräulein Busmann aus Frankfurt, eine nahe Verwandte der Bethmanns, oder wie andere sagen, wurde er von ihr entführt. Frau Rat bringt diese unüberlegte Handlung, die für ihn das Unglück seines Lebens wurde, in scherzhafter Weise mit der großen Hitze in Zusammenhang. „Ich vor meine Person,“ heißt es in einem langen Schreiben an den Sohn vom September 1807, „schreibe nun alle Narrheiten, die sich in kurzer Zeit hier gehäuft haben, der erstaunlichen Hitze zu, in Bonn sind sechzig Menschen närrisch worden — so arg ist nun freilich bei uns nicht, aber auch Bonn und Frankfurt!!!“ Demoiselle Busmann, Entelin von Frau Bethmann Schaaf hat einen Bräutigam — soll nur noch etwas warten, läßt sich aber von Clemens Brentano entführen — die Hitze ist ganz allein schuld.“

Der Frau Rat gedachte Clemens Brentano noch im Jahre 1838 in der oben citierten Zueignung seines Märchens „Gockel, Hinkel, Gackeleia“ an die Jugendgeliebte Marianne. „Die Kinder dieser Zeit,“ heißt es dort am Schluß, „wenden mir den Rücken wie die Phantasie, und die Frau Rat, Gott tröste sie, kann mich nicht mehr trösten, wie einstens.“

Bettina.

Auf diesen Beziehungen Goethes und seiner Mutter zu der Familie La Roche-Brentano beruht das ganz eigenartige, viel besprochene und oft falsch beurteilte Verhältnis Bettinens zu Goethe und seiner Mutter.

Bettina Brentano wurde am 4. April 1785 in Frankfurt geboren. Bei der unglücklichen Ehe ihrer Eltern wird ihre erste Jugend nicht die glücklichste gewesen sein. Als Liebling des Vaters mußte sie schon in den frühesten Jahren die Vermittlerin zwischen Mutter und Vater spielen. „Wie ich ganz klein war“, erzählt sie in dem Buch von der Gunderode, „der Vater hatte mich am liebsten von allen Kindern, ich kann kaum zwei Jahr alt gewesen sein, wenn die Mutter was von ihm zu bitten hatte, da schickte sie mich mit einem Willet zu ihm, denn sie schrieben sich immer, sie sagte wenn der Papa das Willet ließt, so bitte daß er Ja schreibt, und er richtete oft nach meinen Bitten seinen Antschluß. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter (1793) kam sie in das Kloster zu Fröhlar; vom Jahre 1801 lebte sie mit mehreren ihrer Geschwister bei der Großmutter in Offenbach, die das sehr lebhaft und geweckte Kind mit den Gestalten ihrer so reichen Vergangenheit be-

kannt machte und sie in die Litteratur ihrer Zeit einführte. Hier lernte sie bedeutende Männer aus Deutschland und Frankreich, die die berühmte La Roche besuchten, kennen, hier lernte sie auch Goethes Werke schätzen, der ja in so nahen Beziehungen zu ihrer Familie stand. Die alte Hausfreundin hatte sie natürlich schon in früheren Tagen gekannt, aber erst mit dem Jahre 1807 begann der vertrauliche, ihr bald zum täglichen Bedürfnis werdende Verkehr mit Goethes Mutter; und auch dieser ging mit der Tochter der lieben Freundin Moxe ein neuer Stern auf, der ihre letzten Lebensjahre in ungeahnter Weise verschönte. Nicht daß sie gleichen Charakters gewesen wären; Bettinens schwärmerisch sentimentale und excentrische, fast krankhaft phantastische Art fand keinen Berührungspunkt mit der kerngesund und natürlichen Denkweise der Greisin. Vor dieser war das Fräulein Gunderode, eine zur Schwärmerei neigende, phantasiereiche Stiftsdame und Dichterin, Bettinens Vertraute gewesen. Sie, die infolge von Schwermut und Liebeskummer 1806 Selbstmord an sich beging, ist von Bettina später in einem eigenen Werke, „die Gunderode“ genannt, verherrlicht worden, Frau Rat jedoch wagte der Sohn gar nicht nach ihr und ihrem Tod zu fragen, weil die Mutter wie er an Frau Frommann schrieb, kurz sagen würde, es sei eine Verrücktheit. Aber wohl konnte Frau Rat den idealen, großartigen Zug selbst hinter den verschrobensten Handlungen Bettinens erkennen, ihre schwärmerische Begeisterung für alles Gute und Große, ihren schönen Optimismus mit ihr teilen; und worin sie beide völlig eins waren, das war die fast abgöttische Verehrung des großen Dichters, von dem die Mutter zu erzählen und Bettina zu hören nicht müde wurde.

Bettina behielt alles in dem liebenden Herzen, was die von der Erinnerung begeisterte Mutter ihr verriet, deshalb war sie, als der berebte Mund sich für immer geschlossen hatte, für Goethe der beste Ersatz und eine treue und reiche Quelle:

„Manches, was sie mir sagte, hab' ich mir gleich damals aufgeschrieben, aus keiner anderen Absicht, als weil mich ihr Geist überrascht und dann auch, weil es so merkwürdig war, sie unter lauter dürrem Holz der einzig grüne Stamm. Manchmal sagte sie mir morgens schon im voraus, was sie alles am Abend erzählen würde; am anderen Tage ward mir der Bericht abgestattet, was es für einen Effekt gemacht hatte.“

An sie wandte sich daher Goethe, als er den Entschluß faßte, sein Leben zu schreiben. „Es fand sich nun, daß ich mit Abfassung der Biographie zu lange gezaubert hatte,“ heißt es in dem Bericht der Annalen. „Bei meiner Mutter Lebzeiten hätte ich das Werk unternehmen sollen; damals hätte ich selbst noch

jenen Kinderscenen näher gestanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden.“

Am 25. Oktober 1810 teilt er zuerst Bettinen diese Bitte mit:

„Ich will Dir nämlich bekennen, daß ich im Begriff bin, meine Bekenntnisse zu schreiben; daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussagen; aber in jedem Falle bedarf ich Deiner Beihilfe. Meine gute Mutter ist abgestorben und so manche andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast Du eine schöne Zeit mit der teuern Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtnis. Setze Dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden.“

„Von der Mutter schreib alles auf,“ lesen wir im Briefwechsel mit einem Kinde, „es ist mir wichtig; sie hatte Kopf und Herz zu That wie zu Gefühl.“

Bettina sandte ihm „diese“, wie er sie selbst nennt, „wunderbaren Auszüge aus einer Hauschronik, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, im liebenden Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden“. Sie haben sich im Goethearchiv gefunden mit der schönen, vom Sohne selbst gegebenen Aufschrift „Aristeia der Mutter“, die zeigen sollte, „wie die Mutter einst sich herrlich hervorgethan hat unter den Frauen“. Diese Aristeia ist im August 1891 in dem letzten Bande von Dichtung und Wahrheit der Sophienausgabe veröffentlicht worden.

Sie sollte im 18. Buche an der Stelle, wo der Name Aja erklärt wird, eingeschaltet werden; doch wurde es den Herausgebern von Goethe freigestellt, „ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können, oder ob solche zu entfernen rätlicher sei“. In ähnlicher Weise, wie die Bekenntnisse einer schönen Seele den Roman Wilhelm Meister, so sollte die Aristeia die Erzählung in der Selbstbiographie des Dichters unterbrechen. Der Inhalt ist unseren Lesern bekannt; denn die einzelnen Berichte sind an ihrer Stelle von uns sämtlich in die Darstellung aufgenommen worden. Eine ganze Reihe bisher vielfach auf ihre Wahrheit hin angezeifelter Nachrichten Bettinens sind hierdurch von Goethe selbst bestätigt worden.

Die Quellen und Zeugnisse über Bettinens Verhältnis zu Goethes Mutter sind doppelter Art; einmal erhaltene Briefe der Frau Rat an Bettina und

Berichte über sie in den Briefen an den Sohn und zweitens Bettinens Werke „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ und „Das Buch gehört dem Könige“, deren Quellenwert mehr oder weniger angezweifelt wird.

Die Briefe an Bettina stammen aus der Zeit, da sie das Ziel ihrer Sehnsucht, Goethe in Weimar zu besuchen, erreicht hatte. Der eine vom 19. Mai 1807 lautet folgendermaßen:

„Gute — liebe — beste Bettina!

Was soll ich Dir sagen? wie Dir danken? vor das große Vergnügen, das Du mir gemacht hast. Dein Geschenk ist schön — ist vorzüglich — aber Deine Liebe — Dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchstabe ausdrücken kann. O! erfreue mein Herz — Sinn und Gemüt und komme bald wieder zu mir. Du bist besser — lieber — größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen — da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im A-B-C-Buch steht — Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich von meiner Schwiegertochter hörte, daß Du in Weimar gewesen wärest — Du hast viel Vergnügen dort verbreitet — nur bedauerte man, daß Dein Aufenthalt so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend — sagt ein altes Sprichwort. Was werden wir uns nicht alles zu sagen haben!!! Darum komme bald — und erfreue, die, bis der Vorhang fällt, ist und bleibt

Deine
wahre Freundin
Elisabetha Goethe.“

Der andere Brief ist an sehr versteckter Stelle gedruckt und daher weniger bekannt.

„Liebe, liebe Tochter! Kenne mich ins Künftige mit dem mir so theuren Namen Mutter, Du verdienst ihn so sehr, so ganz und gar — mein Sohn sei Dein innigstgeliebter Bruder — Dein Freund, der Dich gewiß liebt und stolz auf Deine Freundschaft ist. Meine Schwiegertochter hat mir geschrieben, wie sehr Du ihr gefallen hast, und daß Du meine liebe Bettina bist, mußt Du längst überzeugt sein; auf Deine Ankunft freue ich mich gar sehr; da wollen wir dann zusammen schwätzen — denn das ist eigentlich meine Rolle, worin ich Meister bin, aber Schreiben!

So tintenscheu ist nicht leicht jemand; darum verzeihe, wenn ich nicht jeden Deiner mir so teuren Briefe beantworte, zumal da ich weiß, daß Nachrichten von meinem Sohn Dir das Angenehmste und Liebste sind und ich von seinem jetzigen Thun und Treiben wenig weiß, aber . . . Da sein Lob auch aus fremdem Munde Dir teuer ist, so sende ich Dir eine Recension aus dem theologischen Journal, die Dir wohlthun und Dich ergötzen wird.“

(Folgt die Recension.)

„So weit ist's vor Dich — wenn Du herkommst, reden wir ein Mehreres, — etwas Besseres kann ich für diesmal nicht zukommen lassen — denn obiges ist ganz herrlich, und was ich noch drauf hervorbringen möchte — wäre Wasser unter den vortrefflichen Wein. Lebe wohl, behalte lieb

Deine

Dich herzlich liebende Mutter

Goethe.“

Die Briefe an den Sohn bringen nun folgende sichere Unterlage. Zuerst erwähnt wird Bettina in dem Briefe vom 16. Mai 1807, als sie bereits in Weimar gewesen war.

„Da hat denn doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt und Goethe gesehen — ich glaube, im gegenseitigen Fall wäre sie toll geworden — denn so was ist mir noch nicht vorgekommen — sie wollte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen — vorigen Winter hatte ich oft eine rechte Angst über das Mädchen — dem Himmel sei Dank, daß sie endlich auf eine musterhafte Art ihren Willen gehabt hat. Sie ist noch nicht wieder hier, ist noch, soviel ich weiß, in Cassel — sobald sie kommt, sollt Ihr alles, was sie sagt, erfahren.“

Der nächste Brief enthält einen schönen Beleg des herzlichlichen Verhältnisses von Mutter und „Tochter“ und der schwärmerischen Verehrung Bettinens für Goethe.

„Hierbei kommt ein Brieflein von der kleinen Brentano — hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen sich herumtreibt — auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens — mehr wie ein Alphabet, wie es ihr bei Euch gefallen hat — auf ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich — wenn sie nur die allerkürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe — alles, was er geschrieben hat, jede Zeile ist wie ein Meister-

werk — besonders Egmont — dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben worden — nichts — gar nichts — weil sie nun freilich viele Eigenheiten hat; so beurteilt man sie, wie das ganz natürlich ist, ganz falsch — sie hat hier im eigentlichen Verstand niemand wie mich — alle Tage, die an Himmel kommen, ist sie bei mir, das ist ihre beinahe einzige Freude — da muß ich ihr nun erzählen — von meinem Sohn — alsdann Märchen — da behauptete sie denn, so erzähle kein Mensch u. s. w. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke — läßt mir zum Heiligen Christ bescheren — am ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln — mit zwei süperben Blumen auf Hauben, so wie ich sie trage — und eine prächtige porzellänerne-Schokoladen-Lasse weiß und gold.“

Schon über die Erlaubnis, solche Blättchen Goethe schicken zu dürfen, ist Bettina ganz entzückt. „Antworten sollst Du nicht — das begehre sie nicht — dazu wäre sie zu gering — belästigen wolle sie Dich auch nicht — nur sehr selten — ein Mann wie Du hätte Größeres zu thun, als an sie zu schreiben — sie wollte die Augenblicke, die der Nachwelt und der Ewigkeit gehörten, nicht an sich reißen.“

Im November desselben Jahres waren Brentanos wieder in Weimar. Die Mutter hat einen Freudentag, als sie nach der Rückkehr (Bettina war noch in Cassel) „von der Herrlichkeit des Sohnes berichten — aber nur stückweise, denn der Bettina dürfen sie nicht vorgreifen, die will mir alles selbst erzählen — Ihr, meine Lieben, könnt leicht denken, welchen Freudentag sie mir dadurch gemacht haben — und welche Freude mir durch Bettinens Erzählung bevorsteht.“

Ueber einen Brief von Goethes Hand Anfang Januar 1808 ist Bettina ganz außer sich. „Sie brachte mir ihn,“ schreibt die Mutter, „im Triumph — auch über Herrn Niemers Verse — Weimar ist ihr Himmel — und die Engel — das ganze Haus gehört dazu — seid Ihr!!!“

Weides, die innige Verbindung Bettinens mit der Mutter und ihre schwärmerische Verehrung Goethes erkennen wir aus diesen unanfechtbaren Belegen. Ferner wissen wir durch die aufgefundenen Aristeia, daß Bettinens Aufzeichnungen über die Mutter von Goethe als echte Quelle beglaubigt und benutzt worden sind; so werden wir den von ihr in dem Briefwechsel mit einem Kinde niedergelegten Zeugnissen gegenüber die Stellung einnehmen, daß wir die Briefe nicht für erfunden, sondern für überarbeitet halten. Mögen auch Zeit und Ereignisse durcheinandergeworfen, Reden oder Brief-

stellen verkürzt, verlängert oder phantastisch aufgepußt sein, wie es die Dichterin im Interesse ihres Kunstwerkes für nötig hielt, der Geist des Buches ist wahr. Anders steht es mit dem Werke Bettinens, dem sie den sonderbaren Titel gab „Das Buch gehört dem König“. Das Buch enthält ihre eigenen socialpolitischen Ideen, die sie einer dritten Person, ihrer lieben Frau Kat, — sie vergleicht einmal ihr Verhältnis zu ihr mit dem des Plato zu Sokrates — in den Mund legt. Nur weniges wird daher für uns verwertbar sein; im allgemeinen werden wir mit Friedrich Wilhelm dem Vierten sagen: „Wir können mit dem Buch nichts anfangen.“

Es giebt wenig Bücher, die rein dichterisch gefaßt, sich „dem Briefwechsel mit einem Kinde“ an die Seite stellen dürfen. Was ihm an Wirklichkeit fehlt, wird überreich ersetzt durch eine berauschte Phantasie und eine herrliche Sprache. Wahrer hätte Bettina ihr Verhältnis zu Goethe darstellen können, schöner gewiß nicht. Der Zauber einer dichterisch gesteigerten, leidenschaftlichen Liebe ruht auf dem Ganzen und läßt seinen Glanz auch auf Goethes Mutter fallen. Die Sehnsucht nach dem Sohne hatte Bettina zur Mutter getrieben.

Eine kleine liebenswürdige Bemerkung Bettinens erleichtert die nähere Bekanntschaft. „Da ich,“ erzählte diese in der Aristeia „sie einmal im Theater sah, den Arm mit Braceletten ziemlich hoch schwingen zum Applaudieren, rief ich ihr zu, daß es wohl der Mühe wert sei, solch einen Arm zu schmücken und zu zeigen. Sie nannte mich zwar einen kleinen Schnepfertesch, hatte es aber gar nicht übel genommen.“

Bald vergeht kein Tag, daß Bettina nicht die Mutter sieht. Auf der „Schawell“, auf der niemand anders sitzen darf, sitzt das Mädchen täglich Frau Kat zu Füßen und hört den Geschichten von Wolfgang zu. Ist es doch Frau Kat bald selbst so, als sei das kein rechter Tag, an dem sie nichts von ihm gesprochen habe. „Hätt' ich die Mutter noch,“ klagt Bettina in späteren Jahren, „ich würde ihren Umgang allen anderen vorziehen; mit ihr brauchte man nichts Großes zu erleben, ein Sonnenstrahl, ein Schneegestöber, der Schall eines Posthorns weckte Gefühle, Erinnerung und Gedanken.“ Die Briefe des Sohnes erklärte sie Bettinen: „ich kenne ja den Wolfgang,“ sagte sie, „das hat er mit schwebendem Herzen geschrieben, er hält dich so sicher in seinen Armen wie sein bestes Eigentum. Da streichelte mich diese Hand, die Deine Kindheit gepflegt hatte, und sie zeigte mir zuweilen noch manches aus dem ehemaligen Hausrat, wo Du dabei gewesen warst. Das waren Lieblichkeiten.“ Selbst in des Sohnes Poesien führte sie die junge Freundin ein.

Kein Wunder, daß unter dieser Anleitung die Verehrung des Mädchens zu leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht sich steigerte. Freilich will Frau Rat diese überschwängliche Liebe des Mädchens zügeln und dämpfen, aber in Wirklichkeit ist es doch grade diese Seite, die sie im Umgange mit Bettina so glücklich macht: „Ich will Dir gerne schreiben, was meine arme Feder vermag, weil ich Dir Dank schuldig bin; eine Frau in meinem Alter und ein junges, feuriges Mädchen, das lieber bei mir bleibt und nach nichts andern fragt, ja das ist dankenswert.“

„Daß ich Dich habe,“ heißt es an anderer Stelle, „das kann ich nicht läugnen, das ist meine Freud! 'Andre Leut' sind mir nichts, Du bist mir alles. Seit Du Dich alle Tage bei mir einfindest, gefällt mir mein alt geblüht Tapet wieder und die Schawell grünt wieder auf. Siehst Du, das ist die Verwandtschaft zwischen Deinem Herzen und meinem. Du belebst die Abgestorbenheit des Lebens aufs neue!“ Darum mußte sie auch, daß sie niemand Bessern nach Weimar schicken konnte als Bettina. Ihren Besuch bei Goethe hat Bettina etwas phantastisch beschrieben; was beide über die Mutter gesprochen haben, ist darum nicht weniger wahr: „Wie ich bei ihm war, da war ich so dumm,“ schreibt Bettina der Mutter, „und fragte, ob er Sie lieb habe, da nahm er mich in seinen Arm und drückte mich ans Herz und sagte, berühre eine Saite und sie klingt, und wenn sie auch in langer Zeit keinen Ton gegeben hätte.“

Das freundschaftliche Verhältnis, das sich nun zwischen Goethe und Bettinen bildete, hatte seine Hauptstütze in der Ueberzeugung Goethes, in dem liebenden Mädchen die beste Pflegerin der Mutter, die beste Vertreterin seiner selbst gefunden zu haben. Daher auch schriftlich die sich wiederholenden Bitten: „Halte meine Mutter warm und liebe mich, der Mutter schreibe und lasse von Dir schreiben; liebet Euch untereinander, man gewinnt gar viel, wenn man sich durch Liebe eines des anderen bemächtigt.“

Nach ihrem Tode schreibt Goethe Bettinen:

„Damals schickte ich ein Blättchen an Dich meiner Mutter. Diese Gute ist nun von uns gegangen, und ich begreife wohl, wie Frankfurt Dir dadurch verödet ist. — Alles, was Du mitteilen willst über Herz und Sinn der Mutter und über die Liebe, mit der Du es aufzunehmen verstehst, ist mir erfreulich.“

Eine unbedachte Aeußerung Bettinens gegen Goethes Frau, die diese beleidigen mußte, hatte den Bruch der Freundschaft Goethes und Bettinens zu Folge. Trotz aller Versuche, sich ihm wieder zu nahen, blieb er unerbittlich.

Erst nach Christianens Tod wagte Bettina wieder sich an Goethe zu wenden. Es ist bezeichnend, daß sie an die längst verstorbene Mutter, die ja auch früher der Mittelpunkt gewesen war, wieder anknüpfte. „Heute hatte ich“ — vom 1. August 1817 ist der Brief datiert — „die Haare in den Händen, die Deine Mutter sich abschneid, um sie mir als Zeichen ihrer Liebe nach ihrem Tode reichen zu lassen, und da faßte ich ein Herz, einmal will ich Dich noch rufen, was kann mir widerfahren, wenn Du nicht hörst?“

Von den größeren und kleineren Ereignissen im Leben der Frau Rat in ihren letzten Jahren hat Bettina wiederholt ausführliche Nachricht gegeben, so von dem Besuch der Frau von Staël, des Erbprinzen von Mecklenburg und des Enkels oder von dem Feste beim Fürsten Primas. So wollen wir denn auch der von ihr erzählten, ergötzlichen Scene gedenken, die sie auf einem Extrablatt im Juni 1807 berichtet:

„Ich sollte ihr den Gall bringen und führte ihr unter seinem Namen den Tied zu; sie warf gleich ihre Kopfbedeckung ab, setzte sich und verlangte, Gall solle ihren Schädel untersuchen, ob die großen Eigenschaften ihres Sohnes nicht durch sie auf ihn übergegangen sein möchten; Tied war in großer Verlegenheit, denn ich ließ ihm keinen Moment, um der Mutter den Irrtum zu benehmen; sie war gleich im heftigen Streit mit mir und verlangte, ich solle ganz still schweigen und dem Gall nicht auf die Sprünge helfen; da kam Gall selbst und nannte sich; die Mutter wußte, nicht zu welchem sie sich bekehren solle, besonders da ich stark gegen den rechten protestierte, jedoch hatte er endlich den Sieg davongetragen, indem er ihr eine sehr schöne Abhandlung über die Eigenschaften ihres Kopfes hielt; und ich hab Verzeihung erhalten und mußte versprechen, sie nicht wieder zu betrügen.“

Vielleicht gehörten Gall und Tied zu den schon oben erwähnten Professoren, deren Besuch aus demselben Jahr Frau Rat so bescheiden und doch auch stolz, vor allem aber wie immer höchst humorvoll dem Sohne meldete.

Auch aus ihrem vielfachen Verkehr bei den Brentanos wird uns manch hübscher Zug mitgeteilt so von ihrer Anwesenheit bei der Geburtstagsfeier des berühmten Rechtsgelehrten Savigny, des Schwagers Bettinas, am 21. Februar 1808, eine ergötzliche Scene, die uns zugleich zeigt, daß Frau Rat bis zu ihrem Tode die ganze Kraft ihres Geistes und Gefühls besessen hat.

„Nach Tisch“ — so heißt es hier unter anderm — „erzählte sie der Gesellschaft ein Märchen, alles hielt sich in traulicher Stille um sie versammelt. . . Man hat einstimmig beschlossen, es soll nie ein Familienfest gegeben

werden ohne die Mutter, so sehr hat man ihren guten Einfluß empfunden, ich habe mich gewundert, wie schnell sie die Herzen gewinnen kann, bloß weil sie mit Kraft genießt und dadurch die ganze Umgebung auch zur Freude bewegt.“

Es ist ihr das erspart geblieben, was sie mit tiefstem Mitleid und Entsetzen an ihrem Gatten erlebt hatte, ein allmählicher Verfall der geistigen und körperlichen Kräfte.

Gerade in die letzten Lebensjahre fällt ja der Verkehr, der Bettinens Glück ausmacht, und unter den Briefen gehören die vom Jahre 1807 zu den prächtigsten. Nur wenn die Sechszundsiebzigjährige abends ganz allein war, da stellte sich eine Ermattung und Abspannung der geistigen Kräfte ein, was man in der Familie mit den Worten: „Die Großmutter dämmert“ bezeichnete. Sie weiß sich auch hierüber humoristisch hinwegzuhelfen.

„Hier schneit's wie in Lappland, meinerwegen mag es schneien oder hageln, ich habe zwei warme Stübchen und ist mir ganz behaglich — bei so stürmischen Wetter bleibe ich zu Haus, wer mich sehen und hören will, muß mir eine Kutsche schicken — und so ganz allein abends zu Hause ist mir eine Glückseligkeit. Frau Aja! Frau Aja! Wenn du einmal in Zug kommst, sei's Schwagen oder Schreiben; so geht's wie ein aufgezogener Bratenwender — Bratenwender? das Gleichnis ist so übel nicht, man zieht ihn doch nicht auf, wenn im Haus entweder Fasttag oder Armut ist — sondern wenn was am Spieß steckt, das zum Nutzen und Frommen der Familie genossen werden soll. — Ich glaube also, ich lasse ihn noch laufen, bis ich Euch von meiner Abend-Glückseligkeit einen kleinen Begriff gemacht habe.“

Darauf erzählt sie die Legende vom heiligen Johannes, welcher große Mann zur Erholung von seinen Studien mit einem Rebhuhn gespielt und tausend Spaß getrieben habe, und folgert hieraus die Berechtigung für ihr „Rebhuhn“. Sehr hübsch sind die darauffolgenden Worte:

„Davon ist die Rede nicht, wenn ich unter guten Freunden bin, da lache ich die jüngsten aus — auch ist nicht die Rede vom Schauspiel, da vielleicht keine sechs sind, die das lebendige Gefühl vor das Schöne haben wie ich und die sich so köstlich amüsieren. Die Rede ist, wenn ich ganz allein zu Haus bin, und jetzt schon um ein halb fünf Uhr ein Licht habe — da wird das Rebhuhn geholt — da bin ich aber auch so erpicht drauf, daß keine Seele mehr zu mir darf. Geheimnis ist die Sache nicht, denn alle meine Freunde kennen das, was ich Rebhuhn nenne.“

Man scheint sie deswegen geneckt zu haben, denn es ist sonst gar nicht ihre Art, so ärgerlich zu sprechen, wie in folgenden Worten: „aber das würden sie nicht begreifen, daß eine Frau wie ich ihre einsamen Stunden damit hinbringen könnte — ihre Seelen, die den ganzen Tag abgespannt sind, daß man sehr an ihrer Unterhaltung merkt — haben demnach von Abspannen keinen Begriff.“

In eben diesem Jahre stellten sich auch körperliche Leiden und Beschwerden ein. „Da war ich an Leib und Seele sehr kontrakt und gähnte die Deute an im Taft — die Großmutter ist auch diesen Winter ganz Allegro — sie steckt aber auch wegen ihrem Todfeind, dem Nordost, wie in einer baumwollenen Schachtel — ist den ganzen Winter nicht ins Komödienspiel gegangen — bei gute Freunde desto mehr — aber in Pelz gehüllt von oben an bis unten aus — und wenn es so fortgeht, so triffst Du mich gesünder an, als Deine liebe Mutter mich vorm Jahre gesehen hat,“ meint sie später vom Winter 1806, und im nächsten Winter wiederholte sich der Zustand.

Aus dem innigen Dank, den später Goethe der Familie Stod aussprach „für die liebevolle Vorseege und Vertretung“, ersehen wir, daß gerade diese ihr so liebe Familie sich in dieser Zeit ihrer annahm. Diese Ueberzeugung war es auch, die Goethe und Christiane bei jenem Bericht beruhigten.

Ueber die Beschwerden des Alters half sie sich mit ihrem Humor hinweg. „Ei, schäme dich, alte Rätin!“ so soll sie sich selbst zugerufen haben. „Fast gute Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Willst du denn immer auf Rosen gehen und bist übers Ziel, über siebzig Jahre hinaus!“

Die letzten Briefe an den Sohn (vom Juli 1808) enthalten durchaus keine Klage über ihren Gesundheitszustand. Am ersten Juli hat sie zulezt an den Sohn und die Tochter Christiane geschrieben. Der Brief an den Sohn, der damals in Karlsbad war, erzählt von der äußeren Veränderung des alten Frankfurt unter der neuen Herrschaft ohne wehmütige Gefühle, vielmehr in Freude über die neuerstandenen Anlagen, „und die ganze Stadt ist ein Park, man glaubt, es sei Feerei — unsere alten Perücken hätten so was bis an den jüngsten Tag nicht zuwege gebracht“, und auch darüber, daß Christen und Juden „pele mele alles durcheinander dort spazieren gehen, es ist der rührendste Anblick“. Es ist ein hübscher Zufall, daß das letzte Wort an den Sohn ihr Stedenpferd, das Theater und ihren Lieblingschauspieler, betrifft.

Am Schluß des an demselben Tage geschriebenen Briefes an die liebe Tochter entschuldigt sie die Kürze mit der starken Hitze. „Geschicktes kann ich vor heute nicht zusammenbringen — darum verzeihen Sie die Kürze; ein andermal mehr von Ihrer treuen Mutter Goethe.“

Das Ende.

Gegen Ende August zeigten sich Schwächezustände, die die Familie Schloffer das Aergste befürchten ließen.

Aber Goethe davon zu benachrichtigen, hinderte das ausdrückliche Verbot der Mutter — Bettina war, wie so häufig, im Rheingau. Ihr Bericht an den Sohn über die letzten Tage der Mutter lautet:

„Im September wurde mir ins Rheingau geschrieben, die Mutter sei nicht wohl; ich beeilte meine Rückkehr, mein erster Gang war zu ihr, der Arzt war gerade bei ihr, sie sah sehr ernst aus; als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Recept hin und sagte: Da lese; welche Vorbedeutung mag das haben, ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Del und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfang zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt; du wirst aber sehen, es wird nichts helfen mit diesen kaiserlichen Spezialien von Lorbeer, Wein und Del, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich sehe das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein. Sie sagte mir Lebewohl und sie wollte mir sagen lassen, wann ich wiederkommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen, sie lag zu Bett, sie sagte: Heute liege ich wieder zu Bett wie damals, als ich kaum sechzehn Jahre alt war, an derselben Wunde. Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an, sie drückte mir die Hand und sagte: Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten, denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht.

Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde. Die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für Dich. Die Leute sagen, Du wendest Dich von dem Traurigen, was nicht mehr abzuwenden ist, gerne ab. Wende Dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab; lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade in ihrem letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr.“

„Ruhig und groß,“ konnte Joh. Friedr. Heinr. Schloffer an den Enkel August schreiben, „wie ihr Leben, war ihr sanfter, schmerzloser Tod, und ihre Besonnenheit verließ sie auch nicht in den letzten Augenblicken ihres Lebens.“ An dem Tage vor ihrem Tode ließ sie den Hausarzt, ihren auch uns schon bekannten Neffen Dr. Georg Melber holen und fragte ihn, wie lange sie noch zu leben habe. Da er ausweichend antwortete, soll sie ärgerlich gerufen haben: „Mach er mir nichts vor, Vetter, ich weiß, daß es aus mit mir ist. Sag er's rund heraus, wie lange hab ich noch zu leben?“ Gefassten Muts nahm sie seine Entgegnung, daß sie etwa bis zum andern Mittag noch leben würde, entgegen und bat ihn nur, sie nicht mehr zu verlassen. Von der Ruhe, mit dem sie dem Tode entgegenschah und alles vorbereitete, haben wir eine Reihe zum Teil ergötzlicher Berichte. Goethe erzählte in späteren Jahren seinem Freunde Zelter, daß die Mutter ihren Tod selbst angekündigt und ihr Leichenbegängniß so pünktlich angeordnet hatte, daß sogar die Weinsorte und die Größe der Brezeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war. Sakobi fügt noch hinzu, daß sie sogar den Mägden geboten habe, nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zu nehmen, denn das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können und darüber würde sie sich noch im Grabe ärgern. Derselbe erzählt, daß sie gerade an dem verhängnisvollen Tage von einer Familie, die ihr Unwohlsein für unbedenklich gehalten habe, zu einer Gesellschaft geladen worden sei und auf die Einladung geantwortet habe: sie ließe sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben. Auch soll sie kurz vor ihrem Tode einem Tischler, der sich zur Anfertigung des Sarges empfehlen wollte, ruhig gesagt haben, es thue ihr leid, daß er zu spät komme, da sie bereits alles angeordnet habe; doch ließ sie ihm eine Entschädigung reichen. Der Tod erfolgte am 13. September 1808 um die Mittagszeit. Der Bericht darüber von Frits Schloffer an Goethe von demselben Tage lautet: „Gestern befiel sie eine neue Schwäche, und ihre Krankheit nahm plötzlich eine so rasche Wendung, daß man seit gestern auf ihren Tod mit höchster Wahrscheinlichkeit rechnen mußte. Heute um die Mittagszeit erfolgte dieser, sanft und dem Anscheine nach schmerzlos. Ihre Besonnenheit und der feste, ruhige Mut, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ sie auch vor und bei ihrem Tode nicht. Nur in den letzten Augenblicken ihres Lebens waren keine sichtbaren Aeußerungen des Bewußtseins mehr zu erblicken. — Das ausdrückliche Verlangen der uns allen so theuren Verstorbenen macht es mir zwiefach zur Pflicht, Ihnen von dem Tode derselben sogleich Nachricht zu geben.“

Die Enkelin Henriette berichtet ihrer Freundin im Oktober: „Großmama litt nicht in dem Grade, wie ihre Krankheit sonst leiden macht, und starb schneller, als der gewöhnliche Gang ihrer Krankheit zuläßt. Ihr Tod war sehr kräftig und schön, wie ich es mir dachte.“

Auch an August, der damals in Heidelberg studierte, hatte sie kurz vor ihrem Tode gedacht mit herzlicher Liebe und dem Wunsche, daß nicht seine plötzliche Ankunft zum Besuche bei ihr den Verlust zwiefach schmerzlich machen möge. „Ihre,“ so schreibt derselbe Schloffer an August, „noch vor wenigen Stunden geäußerte Bitte heißt mich Sie sogleich nach ihrem eben erfolgten Tode mit herzlicher Nührung begrüßen.“

Am 17. September erst traf die Nachricht in Weimar ein, gerade als Goethe aus Karlsbad heimkehrte. Alles war festlich geschmückt, das Haus mit Kränzen und Guirlanden umhängen. „Nach Tisch mußte es ihm gesagt werden; er war ganz hin,“ schreibt der Augenzeuge Vulpius an August. Es ist bei Goethes Gewohnheit ein Zeichen des tiefsten Schmerzes, daß er den Tod der Mutter im Tagebuch nicht erwähnt. In diesem Charakterzug berühren sich Mutter und Sohn, wie in so vielen andern, auf das Innigste. Wie Frau Mat alles Betrübende und Traurige, ja sogar auch das Verdrießliche und Unangenehme sich fern hielt und darin Schonung von ihrer Umgebung verlangte, so durfte man zum Sohne vom Tode geliebter Personen nicht sprechen und sogar bei seiner Krankheit seines leidenden Zustandes nicht gedenken. Erst am 21. September berührt er den großen Verlust in einem Briefe an Silvie von Biegefar:

„Als mich, liebste Silvie, der Eilbote aus Ihrem freundlichen Thale wegrief, ahnte ich nicht, was mir bevorstehe. Der Tod meiner teuren Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt.“ Einige Tage später schrieb er an Louise Nicolobius, die Tochter Corneliens: „Unsere gute Mutter hat uns immer noch zu früh verlassen; doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie sich durch den Drang der Zeiten selbständig durchgehalten hat. Ich danke Ihnen und Ihrem lieben Gatten, da Sie durch Ihr Schreiben ein neues Band anknüpfen wollen, indem sich das alte auflöst.“

Wie Bettinen war auch ihm Frankfurt verödet. Jahrelang hat er es gemieden, ja gefürchtet, weil er die Mutter daselbst vermiffen würde, ohne die er die Stadt sich niemals gedacht hatte.

Am 15. September wurde, was sterblich an Goethes Mutter war, der Erde übergeben. Sie ruht neben dem Gatten in der Tectorischen Gruft auf

dem Friedhofe der Peterskirche. Da dieser später in eine öffentliche Anlage verwandelt wurde, mußte erst durch eingehende Nachforschungen die Begräbnisstätte festgestellt werden.

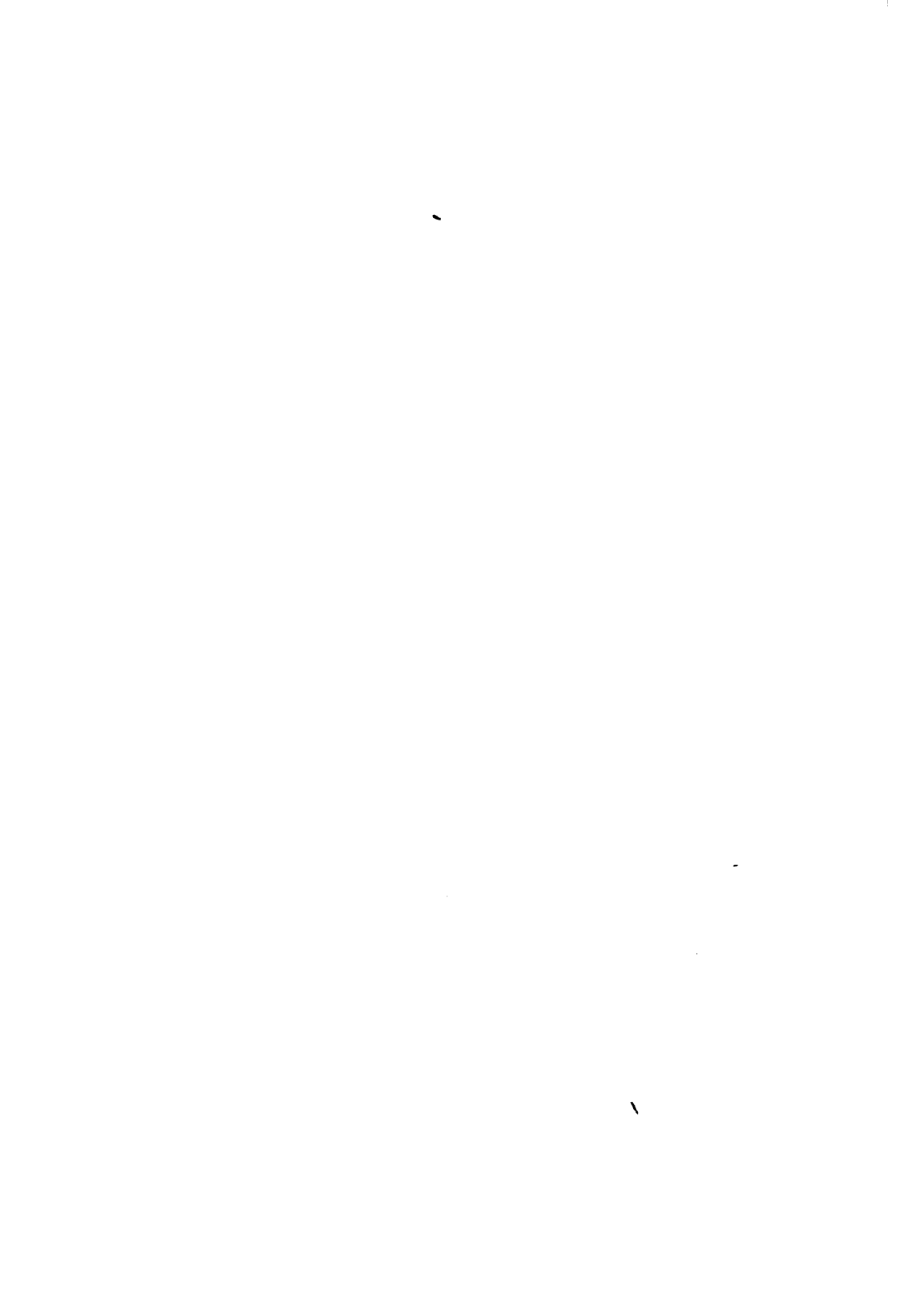
Am 25. Mai 1883, dem hundertjährigen Todestage des Vaters, wurde das von der Stadt Frankfurt Goethes Eltern auf ihrer Grabstätte errichtete Denkmal eingeweiht.

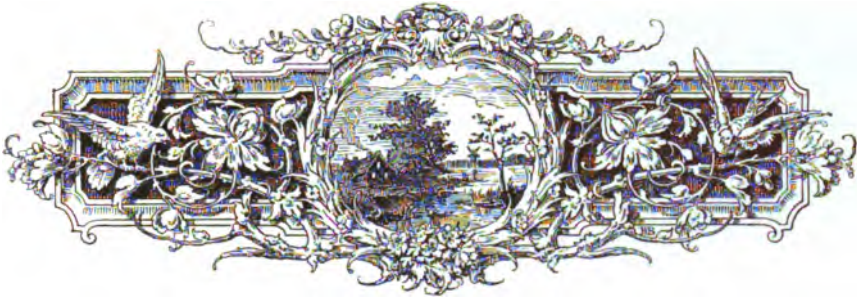
Unseres großen Dichters Lebensbeschreibung entbehrt eines einheitlichen, in sich abgeschlossenen Bildes seiner Mutter — auch die *Aristeia* enthält ja nur Berichte Bettinens. — Daß hierfür Lieblosigkeit oder Geringschätzung ihres Einflusses der Grund war, wird wohl niemand mehr, der die schöne Einleitung zur *Aristeia* gelesen hat, behaupten.

Rein, wenn der Einfluß der Mutter auf das Kind auch nicht minder wichtig, ja vielmehr größer und bedeutender erscheint als der des Vaters, so ist er doch nicht greifbar und darum nicht darstellbar. Es sind überaus zarte, oft kaum erkennbare, aber darum nicht weniger feste Fäden, die sich leise und unmerklich um das Herz der Mutter und des Kindes spinnen. Ehe die Erziehung anfängt, ehe der Verstand zu reifen beginnt, ergießt sich von hier schon ein ununterbrochener Strom von unsichtbaren Einflüssen, deren Wirkungen als angeboren, nicht anerzogen erscheinen. So ist jener vielen auffallend erscheinende Mangel ein schönes Zeichen der Weisheit des Biographen und Dichters und zugleich auch ein Zeichen der Tiefe und Barmherzigkeit seiner Empfindung.

Denn wie der Mensch in tiefstem Leid und in höchster Freude verstummt, so giebt es noch andere heilige Gefühle, die man scheu auch vor freundlicher Berührung hütet und in der innersten Brust treu als eigensten herrlichen Besitz bewahrt; so das heiligste aller Gefühle, die Liebe zur Mutter.

Quellen und Nachweise.





Erklärung der Abkürzungen.

- A. A.** = Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalie. Neu herausgegeben von R. Heinemann (Leipzig, Artur Seemann, 1889).
- Belli** = Maria Belli Gontard: Leben in Frankfurt am Main 1722—1821, Bb. I—X. Frankfurt a. Main 1850.
- Bettina**: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. 3. Aufl. Berlin 1881.
- Br.** = Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christian und August v. Goethe. Weimar 1889.
- D. u. W.** = Goethes Dichtung und Wahrheit, herausgegeben von Loeper (Hempel).
- Dünzer** = H. Dünzer: Frauenbilder von Goethes Jugendzeit 1852.
- Goethes Werke (G.)** = Hempelsche Ausgabe.
- " " (S.) = Sophienausgabe, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar.
- J.-B.** = Goethejahrbuch, herausgegeben von Geiger, Bb. I—XII.
- Keil** = Frau Kat. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach den Originalen mitgeteilt von Robert Keil. Leipzig 1871.
- Merd I; II; III** = Briefe an und von Merd, herausgegeben von Wagner, Darmstadt. Bb. I 1835, Bb. II 1838, Bb. III Leipzig 1847.

I. Briefe von Goethes Mutter.

Reihenfolge der Zeit nach.

- 1) 12 Briefe von Goethes Eltern an Lavater, Leipzig 1860 (von 1774 an), dazu: Brief der Frau Kat an Lavater vom 9. April 1795, abgedruckt im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek, Zürich 1888, S. 55.

- 2) Brief an Zimmermann in Hannover vom 16. Februar 1776, abgedruckt in der Allg. Zeitung vom 5. Juni 1891.
- 3) Brief an Klinger in Gießen vom 26. Mai 1776, abgedruckt bei Riemer: *Mitteilungen über Goethe*, II 27, und Kieger: *Maxim. Klinger*, S. 383.
- 4) Brief von Goethes Eltern an Schönborn in Algier vom 24. Juli 1776, abgedruckt bei A. Nicolovius: „*Ueber Goethe*“, Leipzig 1828, S. 438 fig.
- 5) Brief an Salzmann in Straßburg vom 24. Juli 1776, abgedruckt im *Morgenblatt* 1838 Nr. 38 und bei Stöber: *Aktuar Salzmann*.
- 6) Briefe an Archivrat Krespel von 1777, abgedruckt in der *Abendzeitung* vom 24. November 1837 und dazu einer vom 18. Januar 1777 f. *J.-B.* XI 114.
- 7) Briefe von Großmann (von 1777 an), *Archiv für Literaturgesch.* III. Der Brief im *J.-B.* III 383 ist nicht an Großmann, sondern an Unzelmann gerichtet f. Dorow f. 185.
- 8) Briefe an Philipp Seibel 1777 und 1778, abgedruckt in den *Grenzböten* 1870 und *Jahrb.* II 309.
- 9) Brief an Wieland 1778 und 1779, abgedruckt im *Mitternachtsblatt* 1826 Nr. 8 S. 163 und *Morgenblatt* vom 5. August 1855.
- 10) Brief an Merck vom 21. Februar 1783, abgedruckt in *Briefen an und von Merck* 1835 S. 377.
- 11) Briefe an Anna Amalia 1778—1787, abgedruckt in den *Schriften der Goethegesellschaft* Nr. 2 und in meiner Ausgabe 1889 (A. Seemann).
- 12) Briefe an Fräulein von Göschhausen von 1778—1785, abgedruckt bei Keil: *Frau Rat*, Leipzig 1871.
- 13) Briefe an Fritz von Stein von 1784—1790, abgedruckt in *Briefen von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein*, herausgegeben von Ebers u. Kahler, Leipzig 1846.
- 14) Briefe an Frau von Stein 1785 und 1787 eod. loco, dazu der in der Ausgabe fehlende Anfang des Briefes vom 14. November 1785, gedruckt unten S. 359.
- 15) Brief an Vertuch 1784 (*Jahrb.* IV 229).
- 16) Briefe an die Enkel Schloffer 1784—1796, abgedruckt in den *Briefen der Frau Rath an ihre lieben Enkelins* zum 13. Februar 1855 und in Ulrichs: *Briefe Goethes an Johanna Fahlmer* S. 137 fig.
- 17) Briefe an Unzelmann 1788—1793, abgedruckt in Dorow: *Reminiscenzen*, Leipzig 1842 S. 134 fig.
- 18) Briefe an Kestner und Lotte 1788 und an Hans Buff 1776 in *Kestner: Goethe und Werther* 244 und 274.
- 19) Brief an Frau von Knigge vom 23. Juni 1789, abgedruckt in „*Aus einer alten Kiste*“, Leipzig 1853.
- 20) Briefe an den Sohn, Christiane und August von Goethe 1792—1808 in den *Schriften der Goethegesellschaft* Nr. 4 1889; einer vom 23. März 1780, einer vom 17. Juni 1781 und einer vom 17. November 1786; der letzte war schon vorher erschienen in dem Buche: „*Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II.*“, Wien 1868, S. 157 fig. Neudruck bei Reclam, besorgt von Ph. Stein.

- 21) Briefe an Senator Stod und dessen Gattin 1794—1808, abgedruckt im *J.-B.* I 360 fig. u. II 451, dazu einer vom 9. Mai 1808 *f. J.-B.* XI 120.
22) Briefe an Bettina 1807: 1) *Jahrb.* I 375 vom 19. Mai 1807 und 2) vom 13. Juni 1807 in der Sammlung berühmter histor. Autographen 1845 Nr. 248.

Außerdem:

- 1) Ein Neujahrswunsch für Lenz (1877), abgedruckt bei Dorer-Egloff: Lenz und seine Schriften 1857 S. 178 aus dem Archiv der Familie Sarasin.
- 2) Anfang eines Briefes an Großmann vom 22. September 1779 in dem Verzeichnis einer Autographensammlung von Claus in Leipzig 1872.
- 3) Eine Stelle aus einem Briefe an den Schwiegersohn Schloffer aus dem Jahre 1794, abgedruckt bei Nicolovius: „Johann Georg Schloffer“ 1844 S. 227.
- 4) Eine Nachschrift zu einem Briefe an den Sohn vom Ende Februar 1786, von Goethe Frau v. Stein mitgeteilt unterm 28. Februar 1786 mit den Worten: „Hier ein Wort von meiner Mutter“, abgedruckt in Goethes Briefen an Frau v. Stein, herausgegeben von A. Schöll 1885 II S. 313.
- 5) Briefstelle aus einem Briefe an Frau Schloffer geb. Fahlmer vom Juni 1793, mitgeteilt von Helene Jacobi an Frau La Roche 28. Juni 1793, abgedruckt in Jakobis Nachlaß II S. 161.

II. Die Bilder der Frau Kat.

Reihenfolge der Zeit nach.

- 1) Die Schmoltsche Zeichnung vom Juni 1774 für Lavaters Physiognomik.

Oben S. 69 ist berichtet worden, daß Goethe die Aufnahme dieser mißlungenen Zeichnung in die Physiognomik nicht gestattete, worüber Frau Kat freilich nicht erfreut war. Das Original befindet sich in der k. k. Familienideicommissbibliothek zu Wien, eine Kopie davon in Armbrusters Physiognomik. Ein Abdruck in Roennedes Bilderatlas.

- 2) Die Silhouette aus Nicolovius „Ueber Goethe“ (s. oben S. 156).

In seinem Buche „Ueber Goethe“, Leipzig 1828, veröffentlichte A. Nicolovius eine Silhouette von Herrn und Frau Kat mit den Worten: „Die beiden Silhouetten, deren Nehmlichkeit der gefeierte Sohn verbürgt, gewähren so manche Betrachtung Im Bilde der Mutter scheint sich ein ausgezeichnete Charakter gleichsam schalkhaft bemerkbar zu machen, der sich in schlächter und einfältiger Hülle verbirgt.“

- 3) Das Melchiorische Relief (s. oben S. 143).

als Gegenstück ein Relief des Vaters (s. oben S. 142), beide aus dem Jahre 1779.

Von demselben Künstler giebt es zwei Reliefbilder Goethes aus dem Jahre 1775 und 1785. Diese Melchiorischen Reliefs meint Frau Kat in dem Briefe an Großmann vom 19. Mai 1780 (s. Archiv III): „Heute ist mit Schiffer Franz Matthäus mein und meines Sohnes Gipsgesicht an Ihnen abgegangen; wünsche viel Freude daran zu erleben.“ Davon existiert eine Copie (Stich in Umrißlinien), von Bettina veröffentlicht, in der englischen Ausgabe des „Briefwechsels mit einem Kinde“, Berlin 1838.

4) Das Heuser'sche Pastellgemälde.

A. Das Original (s. Titelbild).

Dieses einzige erhaltene Gemälde der Frau Rat befindet sich im Besitze der Ururenkelin der Mutter Goethes, der Frau Stadtrat Marie Heuser-Nikolovius in Göln. Es stellt Frau Rat etwa in den 50er Jahren dar; der Maler ist unbekannt. Schon früher hatte die Besitzerin eine kleine Auswahl Photographien von dem Originalbild anfertigen lassen, von denen auch S. Hirzel eine erhielt. Nach dieser ist das Porträt der Frau Rat in Königs Litteraturgeschichte angefertigt worden; es ist ein wenig genügender Holzschnitt, der die falsche Angabe enthält, daß das Originalbild sich in Hirzels Besitze befinde.

Eine neue, kürzlich gemachte, vorzüglich gelungene Photographie hat die verehrte Besitzerin uns gütigst zur Verfügung gestellt. Nach ihr ist die Hellogravüre gemacht, die unserem Buche zur Zierde gereicht. Die Ähnlichkeit von Mutter und Sohn, die Zeitgenossen bezeugten (vgl. den Brief Kranzens an Frau Rat oben S. 130 und der Frau Rat an Fritz v. Stein vom 9. September 1784 (s. oben S. 209) tritt hier unverkennbar zu Tage.

Eine Kopie von A., vom Maler Junker gemalt, ist in dem Berichte des freien Hochstiftes zu Frankfurt am Main (1885/86 Heft 2) veröffentlicht worden, danach in meiner Ausgabe der Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia.

B. Die verjüngende Henschelsche Lithographie.

Um 1820 wurde auf Anregung von G. H. L. Nikolovius († 1839) von den Gebrüdern Henschel in Berlin eine absichtlich verjüngte Nachbildung des Originals und zwar eine Lithographie angefertigt. A. Nikolovius schrieb am 17. Februar 1886 an den Maler Junker in Frankfurt: „Auch Goethe äußerte ein kritikloses Wohlgefallen daran, wie ich einige Jahre später persönlich vernahm.“ (Mitteilung von Ballmann an Jarncke.) Erwähnt wird diese Lithographie auch bei A. Nikolovius „Ueber Goethe“ S. 415. Jene persönliche Wahrnehmung hat A. Nikolovius gemacht, als er zur Feier des Goethischen Jubiläums (1825) in Weimar war. Damals verschenkte er einen Abdruck dieser Lithographie an Frau von Stein, die sich in ihrem Dankschreiben vom 28. November 1825 folgendermaßen äußert (Brief von Goethe an Frau von Stein, Ausgabe von Schöll-Fielitz II 481): „Die gute Urgroßmutter, welche die mannigfaltige Welt mit ihrer gutmütigen Laune ansah, habe ich doch noch etwas wieder in den Zügen Ihres mir lieben Bildchens erkannt, obgleich sie, als ich sie in Frankfurt besuchte, damals viel älter war, als dieses mir so gütig geschenkte gezeichnet ist. Es hängt jetzt meinem Bette gegenüber.“ Von dieser Lithographie befindet sich ein Abdruck im Besitze des Hochstiftes (vgl. die Berichte a. a. D.). Dieser Abdruck enthält die eigenhändigen Widmungszeilen von Ottilie von Goethe an Frau Konsul Koch in Frankfurt:

„Die Mutter Goethes liebte Sie,

Der Vater hätte Sie geliebt

Und die Tochter liebt Sie mit inniger Dankbarkeit.“

Ferner hatte von dieser Lithographie in Kreidemanier S. Hirzel eine Photographie erlangt, die in den Besitze des Herrn Geheimrats Jarncke überging. Von dieser Photographie habe ich mit gütiger Erlaubnis des Herrn Besitzers in meiner Ausgabe der

Briefe der Frau Rat an die Herzogin Anna Amalie eine Reproduktion veranstaltet. Nach der ersten lithographierten Nachzeichnung ist eine zweite Steinzeichnung in das Festalbum übergegangen, das zur Enthüllung des Goethebentmals in Frankfurt erschien. Unter den von hier herstammenden zahlreichen Reproduktionen ist besonders zu erwähnen die Phototypie des Seidlitzschen Porträtwerkes.

5) Die Silhouette der Frau Rat (s. oben S. 261).

Sie stammt aus dem Besitze der Frau Stodt in Frankfurt und war für deren Stammbuch 1805 angefertigt. Sie wurde veröffentlicht in Replers Gedenkblättern 1846. Eine Kopie davon befindet sich in den Briefen der Frau Rat an ihre liebe Enkeleins (Leipzig 1855).

6) Die Silhouette aus Augusts Tagebuch (s. oben S. 281).

Die Silhouette befindet sich auf der Rückseite der Seite 164 von August v. Goethes Tagebuch. Das Nähere darüber s. oben S. 281. Die unter der Silhouette befindliche Unterschrift: „Catharina Goethe geborne Tector“ rührt nach Mitteilung des Herrn Dr. med. Vulpus, des Besitzers des Tagebuchs, von Fritz Schloffer her. Eine Zeitbestimmung ergiebt sich daraus, daß unter der Einzeichnung der Frau Rat sich das Datum befindet: 23. April 1805.

Außerdem werden Bilder der Frau Rat erwähnt:

- 1) In einem Briefe an Fräulein von Göchhausen Weihnachten 1781, in dem sich Verse zu einer Silhouette in einem Medaillon der Frau Rat, von ihr selbst gebichtet, befinden. S. oben S. 140.
- 2) Am 9. September 1784 sandte Frau Rat an Fritz v. Stein zwei Schattenrisse von sich mit den oben S. 209 erwähnten Worten.
- 3) In dem Briefe an die Enkeleins vom 1. Februar 1796 verspricht sie einen Schattenriß von sich zu senden.

III. Anmerkungen.

- ©. 3. Vgl. Dünker: Das Geschlecht Textor in den Grenzboten 1888 Nr. 18, 19, 21, 22; J.-B. II 475 u. i. Register ist der 1701 gestorbene Joh. Wolfg. Textor fälschlich als Urgroßvater Goethes bezeichnet worden.
- ©. 4. v. Hoffmann vgl. J.-B. X 254 fig. gegen Dünker a. a. D. 221. — Die Angabe i. D. u. W. III 287, daß sich ein Porträt vom Stadtschultheßen in Gewinner: Kunst und Künstler in Frankf. a. M. befände, beruht auf einem Irrtum.
- ©. 5. So trug er s. D. u. W. I 33.
- ©. 7. Krankenstuhl s. Br. Goethes an seine Großmutter Februar 1771 und Campagne in Frankreich, Trier 28. Oktober. — Zug von Bescheidenheit s. Dünker Grenzboten 1888 S. 376.
- ©. 8. Freude der alten Mutter s. N. N. S. 39.
- ©. 11. Stammbuch s. J.-B. XII 175 fig. — ©. Br. S. 165.
- ©. 12. Unterricht s. D. u. W. I 11.
- ©. 13. Sangerhausen s. J.-B. IX 338 und Mitteilung von Dr. G. Lorenz in Dessau an Fr. Zarnke.
- ©. 14. 15 000 Gulden s. Dünker Goethes Leben S. 2. — Koburg s. D. u. W. I 261 und I 9.
- ©. 15. Puppenspiel s. D. u. W. I 11. 1738 s. D. u. W. I 261. — Tagebuch s. Erich Schmidt, Schriften der Goethegesellschaft II 383. — Edermann s. Gespräche Goethes mit Edermann II 222.
- ©. 16. Italienische Reise s. Nationall. I 246. — Aus Venedig ebenda I 84. Kaiserliche Bestätigung s. Goethes Werke (©.) 26, 365. — Trauung s. Belli III 92. — Fresenius s. J.-B. XI 159.
- ©. 19. Meine Mutter s. D. u. W. IV 54. — Haimonskinder s. Dünker S. 457 u. Simrods Deutsche Volksbücher II 66 fig., s. auch Brief Goethes an Gustchen vom 3. August 1775 und oben S. 99.
- ©. 21. 200 Dukaten s. Dünker S. 129, nach mündlicher Mitteilung von Frau Maria Belli. — Zanfsüchtige Gattin s. Dünker Goethes Leben 9. — „An Geist soll sie“ s. Belli III 92.
- ©. 22. Tochter des Hauses vgl. D. u. W. I 269. Da Frau Melber ihre Schwester viele Jahre überlebte, hat Goethe sie als Quelle für seine Biographie, besonders für die Kinderjahre, benutzen können. Ein Fund im Goethearchiv hat jüngst ergeben, daß bibliographische Notizen der Frau Melber über

ihren Vater von Goethe fast wörtlich benutzt worden sind. Werke (S.) 26, 365. — lustig machte f. Br. an Cornelia 11. Mai 1767. — Spätere Andeutungen vgl. Annalen vom Jahre 1797 und D. u. W. I 286.

- §. 23. in der Dachstube f. Br. S. 71 Nr. 41.
- §. 26. Pallmann: Das Goethehaus in Frankfurt a. Main 1889 S. 7 fig. — Ueber den Umbau vgl. J.-B. IX 285.
- §. 29. Goethe schreibt Anfang März an Gutschén f. Arndts Ausg. S. 14: „Gefegnet sei der gute Trieb, der mir eingab, statt allen weitern Schreibens Ihnen meine Stube, wie sie da vor mir steht, zu zeichnen.“ Vorher steht die oben wiedergegebene Zeichnung. Der frühere Besitzer des Briefes und Herausgeber der ersten Auflage der Briefe Goethes an Gutschén hatte diese Zeichnung herausgeschritten. Darum fehlt sie — auch in der zweiten von Professor Arndt besorgten Auflage. Zur Zeit ist sie im Original wieder eingelebt.
- §. 32. Leidenschaftliche Tante f. D. u. W. I 42.
- §. 33. Da redeten sie u. f. w. vgl. Kriegf: Sendenberg 136. — Erst im Sommer 1761 f. Berichte des Hochstifts 1890 II 9, 300. — Bericht der Mutter f. die Aristeia und Werke (S.) 29 B.
- §. 34. Familienbild. Das Bild ist kurz vor dem 24. September 1762 entstanden, wie die von Herrn Prof. Barnde mir gültig mitgeteilte Notiz auf S. 34 beweist. Die Größe des Originals beträgt nach Angabe des Herrn Besitzers 75 c zu 50 c. Die Annahme, daß die fünf Genien rechts im Hintergrunde die früh verstorbenen Geschwister Goethes darstellen sollen, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß deren nur vier gewesen sind; f. auch Br. 373.
- §. 35. Musik: Goethes Leben und Dünker I 36. — Mozart vgl. Werke (S.) 28, 359, Belli V 24 und Goethes Gespräche VII 196.
- §. 36. Poetische Gedanken, erst 1765 entworfen und 1766 gedruckt in der Zeitschrift „Die Sichtbaren“ wider den Willen des jungen Studenten J.-B. VII 72 u. 132. — Klauer f. D. u. W. I 335 fig. — Konfirmandenunterricht f. D. u. W. II 304, dagegen J.-B. XI 159.
- §. 37. Vater und Mutter begleiteten f. D. u. W. II 75. — Schneider vgl. Schriften des Hochstifts 1890 II.
- §. 38. Marciß vgl. auch Kriegf: Sendenberg 365. — wenige Freunde vgl. Werke S. 26, 364. — jüngst gedruckt vgl. Br. 71, 15.
- §. 39. wie Bettina erzählt f. Bettina 357 fig. u. 362 und Aristeia.
- §. 40. Ihre Bestimmung f. Bettina 362.
- §. 41. Passavant: Frankfurter Didaskalia 1874 Nr. 309. — Ungeheures f. Werke (S.) 26, 355, und Dünker Abhandl. zu Goethes Leben I 35 fig., Scherer Aufsätze über Goethe und Archiv f. Litteratur XV 276. — Verstört f. D. u. W. I 194.
- §. 42. seelische Erschütterungen, „hypocondrische Thorheit“ vgl. Werke (S.) 26, 376 u. 381. — Hofmeister vgl. Werke (S.) Briefe I 57, J.-B. VII 130, Dünker Goethes Leben 49.
- §. 43. Verhältnis der Eltern vgl. Werke S. 26, 368. — der alte Meister vgl. Lehrjahre I 5 Kap. — Goethe sagt vgl. D. u. W. II 114.

- §. 44. Dazu noch vgl. D. u. W. IV 59 ffg. — Zimmermann über Corneliens Augen vgl. Bodemann: Zimmermann 1878 S. 92 ffg. — f. Eckermann II 223, D. u. W. II 16, IV 59, Br. an Frau v. Stein I 56.
- §. 46. Tod der Tochter f. Br. Goethes an Mikolobius vom 20. Oktober 1811. Die Stelle ist abgedruckt bei Strehlke: Goethes Briefe II 15. — beklagte f. D. u. W. II 115.
- §. 47. Verhältnis zur Schwester vgl. Br. an Frau v. Stein, her. von Schöll I 36. — ernste starre Wesen vgl. D. u. W. III 165. — Heirat des Oheims f. D. u. W. II 81 u. Anm. — Tod der Großtante vgl. J.-B. VII 47. — Verhältnis mit Schloffer f. J.-B. X 285. — Briefwechsel f. D. u. W. II 125; II 114.
- §. 48. Die Stellen aus den Leipziger Briefen stehen J.-B. VII 68, 69 u. 70. — Miß Aunt J.-B. f. VII 8. Gedicht J.-B. VII 59.
- §. 49. Krankheit und deren Verlauf f. D. u. W. II 351, 355, 124.
- §. 52. Schatzkästlein f. J.-B. VII 138, XII 175, Divan IV 293.
- §. 53. „Zu Anfang der sechziger Jahre“ f. Lappenberg Reliquien des Fräul. v. Mettenberg 209 ffg.
- §. 54. Rat und That f. D. u. W. III 189. — Der von Swedenborg entlehnte Aufsatz ist von Frau Rat G. S. L. Mikolobius verschenkt worden, vgl. Denkschrift auf G. S. Mikolobius 1841. 218. — mythische Studien vgl. D. u. W. II 119. — 7. Dezember vergl. Br. an Frau v. Stein vom 9. Dezember 1777.
- §. 55. Simprecht f. Br. vom 13. April 1770. — „Das Element“ f. D. u. W. II 144. — Auftritt f. D. u. W. II 131.
- §. 56. unbedachter Scherz f. D. u. W. II 140. — Textor der Großvater vgl. Kriegt 338. — Dissertation vgl. Br. an Engelberg vom 10. September 1770. — Uebereinstimmung mit der These u. f. w. f. J.-B. V 345. — Advokat vgl. Kriegt: Goethe als Rechtsanwalt.
- §. 57. Die wahre Frau f. D. u. W. III 56. — Oheim Textor vgl. Kriegt a. a. D. 266.
- §. 58. himmlische Erscheinung vgl. Br. a. d. Juli 1772. — schreibt Volkslieder f. Briefe an Herder Herbst 1771. — Violoncell f. Dünker Goethes Leben 137. — Schloffer f. Abeken Goethe in den Jahren 1771—1775 S. 85.
- §. 59. „Die Unnatur“ f. Abeken 90. — Mephistopheles vgl. A. A. 87, 11, u. 35, 37.
- §. 60. Natur und Griechen vgl. Kestner: Goethe und Werther 78. — Lante f. D. u. W. III 339. — spätere Aeußerung f. Br. vom 15. September 1773 an Kestner. — vergnügteste Zeit vgl. Frau Rat an Hans Buff am 2. Februar 1776.
- §. 61. Bericht an Lavater, abgedruckt im Neuen Reich I 273. — Geldheirat. Cornelia hatte an Geschenken und Mobilien einen Wert von 1355 Fl. 50 Kr., an Mitgift ein Kapital von 10000 Fl. empfangen. Letzteres blieb aber bei den Eltern zu 10 Prozent verzinslich stehen. Aus Briefen Goethes an Joh. Fahlmer, herausg. von Ulrichs S. 109 Anm.

- §. 62. immer im Grad vgl. *N. N.* 15. — Gerolds f. Br. von und an Merd, herausg. von Wagner, *M.* III §. 58. — Wolfgang las vor vgl. Br. an Kestner vom 28. Januar 1773. — Kestners Tagebuch f. Goethe und Werther 50, 68, 84.
- §. 63. Redner f. *D. u. B.* II 19. — Besuch Sophiens f. Loeper Br. Goethes an Sophie v. La Roche §. 19. — Susanna Magdalena Münch vgl. Dünker in den *Bl. f. litter.* Unterh. 1864 5. Mai. — Dazu f. Br. vom 11. Februar 1873 und 14. April 1873, *Werte* (S.) 80 u. 82.
- §. 64. Hochzeit Corneliens f. auch Pallmann Goethehaus §. 29. — „Ich sehe einer“ an Joh. Fahlmer vom 18. Oktober 1773 und an die La Roche vom 12. Oktober 1773. — Teilnahme am Götz f. *D. u. B.* III 116. — „Es geht ihr wohl“ f. Br. an Kestner 25. Dezember 1773.
- §. 65. Götz in Straßburg f. *D. u. B.* II 184. — Götz; Widersprüche sehe ich in den beiden Berichten nicht. Goethe las in Frankfurt unter den juristischen Büchern auch Pistorius: „Historische Nachrichten von dem Ursprung der Fehden“, eine Abhandlung, die, wenn sie auch auf Goegens Lebensbeschreibung im ersten Paragraphen Beziehung nimmt, doch sonst für sich abgeschlossen ist. In diesem juristischen Buche fand er nun im ersten Paragraphen der Abhandlung „etliche Spuren des vortrefflichen Mannes“ Götz v. Berlichingen und ließ sich „Gögens Lebensbeschreibung“ aus Nürnberg — wo das Buch erschienen war — kommen. Nach der Lektüre dieser Lebensbeschreibung spielt sich dann die dem Engländer geschilderte Scene ab. Auf jeden Fall wird die Ansicht, daß Goethe die Lebensbeschreibung erst in Straßburg gefunden habe, durch beide Berichte widerlegt.
- §. 66. Br. von Goethes Eltern an Schönborn f. Nicolovius „Ueber Goethe“ 438. — Brief Lavaters f. *D. u. B.* III 406.
- §. 68. Mitarbeiter an der Physiognomik vgl. v. d. Hellen: Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten 1888 §. 14 flg. — vortrefflicher Text f. v. d. Hellen a. a. D. §. 242. — Gleich am Tage f. Briefe von Goethes Eltern an Lavater, Einleitung, und Lavaters Tagebuch (180).
- §. 69. Vorwürfe f. Br. vom 26. August 1781 und vom 1. November 1776. — Reise Wolfgangs 13. oder 14. Juli bis 13. August f. *D. u. B.* III 432.
- §. 70. Klopstock ist ein edler f. Brief vom 20. November 1774 an Sophie v. La Roche. — Woie vgl. Br. Goethes an ihn vom 23. Dezember 1774 und Dünker Goethes Leben 219. — v. Salis f. *D. u. B.* III 460. — Knebel f. Br. vom 28. Dezember 1774 und *Allg. Zeitung* vom 5. Juni 1891 Beilage. — Frau Rat beim Tode des Fräulein v. Klettenberg f. Lappenberg a. a. D. 280.
- §. 71. An ihr f. *D. u. B.* III 189. — Christlicher Freigeist f. *J.-B.* X 140 und *D. u. B.* III 410. — Stammbuch f. *J.-B.* XII 176.
- §. 72. Rezension Psalm 1 vgl. Br. §. 96 Dezember 1795.
- §. 73. Plan des Vaters f. Brief an Kestner vom 15. September 1773. — Praxis mit f. Brief an Kestner vom 25. Dezember 1773. — Druck des Goeg f. Br. an Sophie 23. Dezember 1774.

- S. 74. Anna Sibylla Münch vgl. Dünker in den Blättern für litterar. Unterh. 1864 5. Mai. — Lobpreisende Schilderung f. D. u. W. III 201. — Oktober 1774 f. Loeper, Goethes Briefe an d. La Roche S. 81 fig.
- S. 75 fig. La Roche f. Ludmilla Aßing: Sophie v. La Roche S. 158, 143, 74, 142.
- S. 77. Goethes Rezension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen f. Zimmermann: Merck S. 174 u. 195. — Heinse f. Aßing S. 179. — Begegnung mit Wieland f. Aßing S. 153 und Zimmermann S. 175.
- S. 78. Brief an Anna Amalie f. A. A. S. 27. — Die älteste f. D. u. W. III 108. — Brentanos große Eitelkeit u. f. w. f. Brief der Frau Rat an Krespel vom 17. März und 17. April 1777, anders urteilt Goethe, Br. an Betty Jakobi Anfang Februar 1774.
- S. 79. Im Oktober vgl. Br. an Kestner vom Oktober 1773 und an Betty Jakobi vom 31. Dezember 1773. — Brief Mercks bei Aßing: Sophie La Roche S. 185. — „aus dem heiteren Thal“ f. D. u. W. III 131. — Merck in seiner Sprache u. f. w. f. Br. vom 14. Febr. 1774, W. III 88. — Spazierfahrten f. Loeper a. a. D. Nr. 8. — Bettina f. Bettina S. 364.
- S. 80. eingeladen hatte f. Br. vom 29. Januar 1774, W. III 86. — Br. vom 22. Januar 1774 f. Loeper a. a. D. Nr. 9. — „die liebe Mager“ u. d. anderen Stellen f. Loeper a. a. D. Nr. 17, 19, 28, 30.
- S. 81. Ich versprach f. Loeper a. a. D. Nr. 37 u. 38. — Viel Verkehr f. Loeper Nr. 41 u. 43. — Demoiselle Fahlmer f. D. u. W. III 164. — Adelaide. f. Scherer, Aufsätze über Goethe S. 89 fig.
- S. 82. Ihr vertraute er f. Br. Goethes an Johanna Fahlmer, herausg. von Ulrich, — ohne eine Spur u. f. w. f. D. u. W. III 164.
- S. 83. Die Schönmännin gehört f. D. u. W. IV 47 u. Fügel: Puppenstube 324. — f. D. u. W. IV 14 fig.
- S. 84. Staatsdame f. D. u. W. IV 95. — Sie war u. f. w. f. D. u. W. IV 39. — selbst der Reichtum f. Dünker 280. — Der gern didaktische u. f. w. f. D. u. W. IV 61.
- S. 85. durchgebrogener Bär u. f. w. f. Br. an Johanna Fahlmer vom 24. Mai 1775. — Cornelia u. f. w. f. D. u. W. IV 61 fig. — „Amor das Kind“ f. D. u. W. IV 62. — „Hier in diesem“ f. Br. an Auguste v. Stollberg vom 3. August 1775.
- S. 86. eifersüchtig f. D. u. W. IV 93. — Abschied f. D. u. W. IV 107. — „Lili ausgesprochen hat“, Bericht der Gräfin v. Egloffstein f. Bielschowsky Westermanns Monatsh. 1887 August S. 604.
- S. 87. Katharina Zimmermann f. D. u. W. III 196. Hier ein Jahr zu früh angelegt.
- S. 88. Motivierung f. D. u. W. III 458, Dünker 352, Bodemann: Joh. Georg Zimmermann 1878 S. 95. Dünker (352) hat Goethe mehrere Unrichtigkeiten in der Darstellung dieser Episode nachgewiesen. — Des Vaters eigene Worte f. Dünker 353. — zurückreißt f. D. u. W. III 457. — Goethe beantwortet f. D. u. W. III 197. — jüngst bekannt geworden f. Allg. Zeitung vom 5. Juni 1891, Weilage.

- §. 89. Unbequemlichkeit f. D. u. W. IV 15. — Jung-Schilling f. seine Selbstbiographie I 334 u. 341.
- §. 90. Verächtigung: Die Theodicee des Hirtenknaben als Verächtigung und Vertelbigung der Schleuder desselben, Frankfurt 1776. — zufällige Aeußerung f. Br. 270, 25.
- §. 91. „Zwischen Furcht u. f. w.“ f. D. u. W. IV 19. — Jungs Biographie S. 339. Man vergleiche damit die Worte Nicolais an Merck vom 28. Dezbr. 1875 (M. I 80): „Man erzählt, Goethe habe Jung zur Hirten Schleuder aufgemuntert und, da er Schimpfworte austreiben wollte, die Worte gesagt, er wolle ihn in Schutz nehmen, wenn er angegriffen würde.“ — Rolle der scheltenden u. f. w. f. D. u. W. IV 19. — streng geschlossen u. f. w. f. D. u. W. IV 20. — Morgen kommt Jung f. Br. an die Fahlmer vom 10. Februar 1775.
- §. 92. Friß Jacobi vgl. Br. an die Fahlmer S. 65 Anm. — Klopstock f. Br. an die Fahlmer vom 30. März 1775 und an Klopstock vom 15. April 1775. — Stolbergs erwartet f. Br. an Gutschén vom 26. April 1775. — Froitzheim (Goethe und Wagner S. 24) will daraus, daß Klopstock diesmal nicht bei Goethe, sondern im Gasthof wohnt (f. Brief Deinets an Ring vom 5. April 1775), auf eine unfreundliche Stimmung Klopstocks gegen Goethe in folgender Farce „Prometheus u. f. w.“ schließen; er vergißt mitzuteilen, daß Klopstock an diesem Tage mehrmals in Goethes Haus und zu Tisch war; vgl. die oben citirten Briefe an die Fahlmer und an Klopstock. — Flugschrift. Die Schrift Froitzheim: „Goethe und Hein. Leop. Wagner“ 1889, die den von Goethe geschilderten Sachverhalt als unwahr darstellen will, hat mich nicht überzeugt; vgl. auch Preuß. Jahrb. 1890 Dezember.
- §. 93. Klinger wurde erst 1774 mit Goethe bekannt. Aus einem Gedicht Goethes an Klinger „An diesem Brunnen hast auch du gespielt“, Nationallit. Gedichte III, II 95, hat Volger (Goethes Vaterhaus) den Schluß gezogen, daß Klinger im Nebenhause des Goethehauses geboren worden sei. Kieger (Klinger S. 18 fig.) schloß sich dem an mit der Begründung, daß die Briefstelle Klingers über Frau Rat: „Wie manche Stunde habe ich vertraut bei ihr auf dem Stuhl genagelt bei ihr zugebracht und Märchen zugehört“ auf Bekanntschaft des Knaben Klinger mit Frau Rat schließen lasse. Diese Annahme ist durch den im Jahrb. IX 10 abgedruckten Brief Klingers an Lenz, in dem er ausdrücklich sagt, daß er Goethe erst im einundzwanzigsten Lebensjahre kennen gelernt habe, widerlegt worden. Auch sind Goethes Worte in Dichtung und Wahrheit (S. III 148 oben) doch gar nicht anders aufzufassen. Jene Verse sind aber mehr allgemein und in weiterem Sinne zu verstehen, wie sie ja für die Prinzess Cumberland, der Goethe dieselben Verse schickte, überhaupt nicht anders aufgefaßt werden können. — Dünker (Zur Goetheforschung S. 53) hält den Brief für unecht; aber Frau Rat hat (f. Br. S. 224) seinen Inhalt beglaubigt. — „Du glaubst nicht“ f. Kieger „Klinger“ 1776 S. 383. — Auch Wieland f. Keil: Nr. 12. — Geschenk des Kaisers f. Br. 224, 15. Das Geschenk — eine Dose — galt nicht Goethe, sondern

- dem Weimarschen Ministerium, wie ein von Gaederg im Magazin für Litteratur 5. Sept. 1891 veröffentlichter Brief Goethes an Voigt (vom 26. Nov. 1801) beweist.
- §. 95. Empfehlungsschreiben f. J.-B. VIII 122. — Silhouette f. Kieger §. 13. — Kayser f. Burkhardt: Goethe und Kayser 1879 §. 30. — Goethes Handschrift u. s. w. f. Burkhardt a. a. D. §. 3. — Ich trage dich f. Briefe vom 15. August 1776.
- §. 96. Achte nicht auf vgl. Br. an die La Roche vom 20. Novbr. 1774.
- §. 97. Klingers männlicher Charakter f. Goethes Worte an v. Müller (31. März 1831): „Das war ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner.“
- §. 98. Hol's der Teufel f. Br. an Fr. v. Stollberg Oktober 1875. — die Citate vgl. Hennes: Aus Fritz v. Stolbergs Jugendjahren 1876 §. 45 fig. u. 9 fig. und Dünker Abhandlungen zu Goethes Leben und Werke 1885 I. — Haugwitz f. Herzfelder Goethe und die Schweiz 1891 §. 5. — Die immer heftiger f. D. u. W. IV 54. — Tyrannenblut vgl. z. B. Br. an Ungelmann vom 29. April 1788, an den Sohn vom 24. August 1795.
- §. 99. die vier Heumannskinder f. Br. vom 3. August 1775. — Salzmann und Lenz f. J.-B. IX 119, D. u. W. IV 184. — Passavant und Kayser f. Herzfelder a. a. D. §. 15. — bei Lavater 26. Juni f. Herzfelder a. a. D. §. 33. — Klinger ebenda §. 42, D. u. W. IV 204. — 24. Juli f. Herzfelder §. 45.
- §. 100. Zimmermanns Brief f. D. u. W. III 454. Der Brief der Frau Mat ist abgedruckt in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 5. Juni 1891.
- §. 101. Karl August f. D. u. W. IV 224 fig. u. 106. — gottlose Geschwärme f. Br. an Lavater von Ende September 1785. — die zerstreutesten u. s. w. f. Br. an Bürger vom 18. Oktober 1775. — der wachsende Tag; geheime Referendar f. D. u. W. IV 29.
- §. 102. gönnten mir f. D. u. W. IV 95. Eine hübsche Bestätigung hierfür ist die Klage des Herrn v. Trümbach aus dem September 1775 über den säumigen Sachwalt Dr. Goethe in Angelegenheiten des Nachlasses des Fräulein v. Klettenberg. Goethe hatte ihn ein halbes Jahr ohne Nachricht gelassen und sogar die Briefe nicht beantwortet. Der Vater nahm sich deshalb der Sache an. Vgl. Bericht des Hochstifts 1891 I §. 55 vom Stadtarchivar Dr. Jung in Frankfurt. — „Von den gefelligen Schmerzen“ f. D. u. W. IV 96. — Der Vaterton u. s. w. f. J.-B. II 381 aus einem Briefe von Fr. Jakob an Wieland: Gespräch zwischen Goethe und Johanna Fahlmer vom 8. Mai 1774.
- §. 103. Briefe an Merd f. Br. vom 8. August 1775, vgl. 11. Oktober 1775. — Zimmermanns Brief f. D. u. W. IV 227. — häuslicher Friede f. Br. an Lavater vom Ende September 1775. — Mißgeschick f. D. u. W. IV 227 u. IV 106.
- §. 104. Burſche Seibel f. D. u. W. §. 231. — Tagebuch W. I §. 8. — Eine noch nicht erlöschene f. D. u. W. IV 109. — Adoptivväter f. den Br. an Zimmermann vom 16. Februar 1776. — Berthers Briefe aus der Schweiz f. Werke (G.) XIV 231 fig.

- §. 109. Unthätiges Leben f. Brief an die Fahlmer vom 14. Februar 1776. — Aja ahnte f. Br. an Buff vom Januar 1776. — Herder f. Br. an Herder vom 2. Januar 1776: „ich muß das stiften, eh' ich scheide“. — Frist auf ein paar Jahre f. Br. an Joh. Fahlmer vom 14. Februar 1776. — Karl August u. f. w. f. meinen Auffatz in den Neuen Monatsheften vom April 1890.
- §. 110. „Sie können es nicht begreifen“ f. Br. an Krespel vom 1. Februar 1777. — „Man soll ihn nicht empfangen“ f. Br. an Joh. Fahlmer vom 19. Februar 1776.
- §. 111. Jetzt brauch ich Geld f. Br. vom 5. Jan. 1776. — Bald darauf u. f. w. vgl. Br. an die Fahlmer vom 18. März 1776. — Am 16. März f. v. Kalbs Brief bei Keil Nr. 1. — Bitten an ihn f. Merck I 84 u. 98. — an Schönborn f. Nicolovius „über Goethe“ Anhang. — teilte mit Klingern. Den Brief, f. Keil Nr. 2, kann man wohl so auffassen. — An Salzmann f. Morgenbl. 1838 Nr. 38. — Schloffer in Strassburg u. f. w. f. J. v. X, Anmerk. Weinholds zu Lenzens „Poeten“.
- §. 113. Schleiernmacher war Frau Rat wohlbekannt, wurde von ihr eingeladen, vgl. Kieger: Klinger 383 u. 389; ebendort der Brief von Agnes Klinger. — er will sogar f. Froitzheim: Lenz und Goethe 1891 §. 29. — vorübergehender Besuch. Ganz anders stellt Froitzheim: Lenz und Goethe 1891 §. 28 die Sache dar; er nimmt — wie mir scheint, ohne triftige Beweise — eine von Weimar erfolgte Berufung Lenzens an.
- §. 114. Klinger in Gießen vgl. Kieger: „Klinger“ 143, Br. an Rahser (Pfungiten 1776): Goethes liebe Mutter, von der ich manchmal noch etwas von Goethe erfahre.
- §. 115. schreibt Wieland f. Merck Br. vom 24. Juli 1776. — „mit mähnenartig u. f. w. f. Dünker Histor. Taschenbuch 1859 §. 157. — Aus der Briefstelle Wielands an Frau Rat am 31. Dezember 1776, Keil §. 72: „Ohne Zweifel habt Ihr, ehe dies Brieflein ankommt, eine Erscheinung von Kaufmann gehabt“ und der §. 115 unten citierten Stelle aus einem Briefe der Frau Rat an Lavater vom 20. März 1778 ergibt sich ein Besuch Kaufmanns bei Frau Rat mit Gewißheit.
- §. 116. Frühjahr 1778 f. Kieger §. 257. — Herzogin Luise f. Weinhold: Gedichte von J. M. R. Lenz 1891 §. XVII. — besucht Frau Rat vgl. Wielands Brief an Frau Rat Keil §. 71. — Der Neujahrsgruß f. oben §. 341 Verzeichnis der Briefe. Es fehlt die Jahreszahl. Dorer nahm mit Recht das Jahr 1777 an; denn Neujahr 1776 kannte Frau Rat Lenz noch nicht persönlich; Neujahr 1778 war er schon wahnsinnig. — Mein Schutzgeist u. f. w. f. Weinholds Ausgabe §. 227. — Die Krankheitsgeschichte f. Weinhold a. a. O. §. XIX. — Reisegeld f. ebenda. Der Bericht des Bruders ist jetzt gedruckt bei Froitzheim: Lenz u. Goethe 1891 §. 67. Das gültige und edle Benehmen Goethes wird hier besonders hervorgehoben.
- §. 117. Der Brief an Wieland steht im Morgenblatt Nr. 32 1855.

Goethe, der hier Legationsrat genannt wird, am 6. September 1779 Geheimer Rat wurde. — „Der Herr Doctor“ und die anderen Stellen vgl. Keil Nr. 31 u. 33.

- ©. 140. „Doch ist Frau Uja“ vgl. Keil Nr. 48. — Dank f. Keil Nr. 49. — Einige andere Briefe vgl. Keil Nr. 66, 69, 70. — jugendlichen Fürsten f. Beau lieu-Marconnay: Anna Amalia, Karl August ©. 145 fig.
- ©. 142. Anfrage des Sohnes f. Br. vom 9. August 1779.
- ©. 146. Ueber die fünf Tage f. A. A. ©. 39.
- ©. 147. „Liebe Mutter Uja“ vgl. Keil Nr. 36. — Bericht Goethes f. A. A. ©. 43. — längerer Besuch f. A. A. ©. 48. — letzte Tage vgl. Br. an Frau v. Stein I 461. — Jetzt sieht u. f. w. f. A. A. ©. 50, 51 142. — zu Merck f. Merck I 187. — Briefsteller f. A. A. ©. 50 u. 51.
- ©. 148. „Wedel wird ihr“ j. Br. an die Mutter von Mitte August 1779. — Liebesabenteuer u. f. w. f. A. A. ©. 48, 51, 141. — Hüfte des Herzogs f. A. A. ©. 57 u. 143. — Karl Augusts Schreiben f. Keil Nr. 41. — Summe Geldes f. Merck I 211.
- ©. 149. „Hätte ich nur“ f. A. A. ©. 57. — rosenfarbener Humor f. A. A. ©. 50. — beste Gevatter u. f. w. f. A. A. ©. 84. — Brief an Wieland f. Morgenblatt Nr. 32 1855.
- ©. 150. „Sie soll die erste“ f. Keil ©. 153. — Wielands treffliches j. A. A. ©. 57. — Einen Finger u. f. w. f. Keil ©. 162. — Es geht in der Welt f. Merck I 247. — Königin aller Weiber j. Merck I 166. — letzter Brief f. A. A. ©. 124. — Knebel f. Br. Goethes vom 13. August 1780.
- ©. 151. nicht ohne Eindruck f. Br. Goethes an Lavater v. 29. Oktober 1779 früh.
- ©. 152. Ihre Durchlaucht u. f. w. f. A. A. ©. 53. — Vaters Krankheit f. Br. an Großmann vom 16. November 1780. — „Freilich wäre es“ f. A. A. ©. 64. — Kranzens Studienreise f. Br. Goethes an Kobell v. 3. Dezember 1780. — Kranzens Erscheinung f. A. A. ©. 69.
- ©. 153. Mit dem Sehen f. A. A. ©. 153. — Prinz Konstantin f. A. A. ©. 149 u. Br. 2.
- ©. 154. Von Kalb f. Br. 2.
- ©. 155. die Herzogin f. A. A. ©. 122. — Antwort f. A. A. ©. 76. — Wir waren f. Br. ©. 7. — Nicolai f. A. A. ©. 82. Nicolai hatte auch seinen Sohn mitgebracht, in dessen Stammbuch Frau Rat die Lessingschen Verse schrieb: „Trau keinem Freunde sonder Mängel, Wähl Dir ein Mädchen, keinen Engel f. J.-B. I 370.
- ©. 157. Wenn Sie nur u. f. w. f. Merck Br. vom 19. Januar 1776. — brandmarkt f. D. Merkur 1778 Juli 75—90; August 165 fig. u. f. w. Die Behauptung Wielands, daß Nicolai das Buch selbst übersezt habe, war freilich nicht gerechtfertigt. Der Titel des Buches, das bei Nicolai 1778 erschien, lautete: Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels nebst dem Leben verschiedener Frauenzimmer. Aus dem Englischen übersezt.

- Berlin 1778 vgl. L. Geiger: Im Neuen Reich 1881 II 417. — Perbonte f. Br. vom 12. März 1779; Morgenblatt Nr. 32 1855.
- §. 158. Worte Karl Augusts f. Keil S. 175. — „Wenn es kein Weimar gäbe“ f. Br. S. 1. — Maler-Müller f. Seuffert: Maler-Müller 1877 S. 24, 83, 323; Keil S. 100. — Hofrat Ring f. J.-B. II 129 u. Erich Schmidts Charakteristiken. — von Lavater f. Br. an Lavater vom 20. August 1781. — hübsche Neußerung f. Sophienausg. Bd. 29 S. 238.
- §. 159. Worte der Mutter f. Br. an Lavater vom 23. Juni 1777. — Bericht an Seidel vom 10. Oktober 1777 f. J. B. II 309. — „Meinen Vater“ f. Br. an Frau v. Stein vom 20. September 1779.
- §. 160. Anwesenheit der Herzogin f. Br. an Großmann vom 16. November 1780. — Aristea f. Sophienausg. Bd. 29 S. 237. — an Lavater f. Br. vom 20. August 1781. — dem Sohn f. Br. S. 9. — Herzog ausruft f. Merck II 209. — Der Todesstag war der 25. Mai wie sich aus dem Br. an Anna Amalia vom 11. Juni 1782 ergibt. Der 27., den Velli (VII 16) angiebt, war der Begräbnistag. — Ausflüge zu Merck f. A. A. S. 60.
- §. 161. Konzerte f. A. A. S. 68 u. 84. — „ich mach's wie Frau Uja“ f. Merck I 190. — Schachspiel um 10 Uhr f. Brief an Großmann Archiv f. Litter. III 114. — Wir lachen was rechts f. Br. an Kreßpel vom 16. April 1777, Abendzeitung vom 24. November 1837. — Spazierfahrt f. A. A. S. 60/61.
- §. 162. Verlust f. Br. an Frau v. Stein I 370, I 165. — Wir sind f. Br. an Frau v. Stein I 183.
- §. 163. Freund Merck f. Br. vom 11. Oktober 1780 Merck I 269. — Jahrmarkt f. A. A. S. 153. — Aquarellbild f. A. A. S. 153, 87. Die beiden Briefe stehen A. A. Nr. 36 u. 37. Die Erklärung dazu in den Anmerkungen daselbst.
- §. 164. Von dem schönen Gelese f. Archiv f. L. III und A. A. S. 146. — Entgegnung Goethes f. Br. Goethes in der Sophienausg. Bd. V, S. 35, 39, 59, 144. — Es ist bezeichnend ebenda V 221. — Thüringer Klima f. Merck I 309. — Frau Ujas Fluch über das Weimarer Klima f. Br. der Herzogin Anna Amalia an Merck v. 6. November 1781.
- §. 165. Brief vom 17. Juni 1781 f. S. 2.
- §. 166. Eine Reihe Briefe verloren f. z. B. den vom Anfang Oktober 1782 oder Mitte Februar 1779 und August 1781 f. Br. an Frau v. Stein. — Auch der Brief, der A. A. S. 92 erwähnt wird. — mit Ausnahme von dreien nämlich vom 7. Dezember 1783; 3. Oktober 1785; 4. November 1786. Aus den Jahren 1775 (von November) bis 1777 mit sind in den Notizen Goethes über seine Postsendungen 19 Briefe an die Mutter, 13 an den Vater notiert. In den Angaben aus späteren Jahren sind so viele Briefe ohne Adresse, daß man nichts Bestimmtes angeben kann. Die große Masse der aus den Jahren 1792—1808 erhaltenen Briefe der Mutter (über 200 an den Sohn, Christiane, August) lassen auf eine große Zahl von

Briefen Goethes schließen. Erhalten sind aber nur 11 Briefe, die alle oben citiert worden sind.

- §. 167. Der Schlegelsche „Hermann“ ist 1743 im 4. Teil der Gottschedschen Schaubühne erschienen. Gottsched meldet das selbst an Schlegel in einem in der Vita (Schlegels Werke Bd. V, S. XXXII) abgedruckten Briefe vom 20. Mai 1743; zugleich spricht er seine Verwunderung darüber aus, daß die Neuberin den Hermann nicht mehr aufführe, da er selbst ihn gern sehen möchte. Dasselbe beklagt Schlegel in einem handschriftlich auf der Leipziger Universitätsbibliothek erhaltenen Briefe an Gottsched vom 2. April 1744, „da ich es gern sähe, wenn es zu seinem Endzweck gebracht würde wozu es gemacht ist . . . auf den Schauplatz zu treten und sich dem Urtheil des vernünftigsten Richter als Eure Magnificenz sind, zu zeigen“. Die Neuberin hat also den Hermann, vor dem er gedruckt war, aufgeführt — sie spielte 1742 im Juni in Leipzig — vgl. auch Vita S. XXVII. Damit ist die Möglichkeit der Behauptung der Frau Rat, daß sie als 10jähriges Kind, das heißt also etwa 1742 den Hermann gesehen habe, nachgewiesen. Nun findet sich auch wirklich bei Belli III 12 eine Ankündigung sächsischer Komödianten gerade im November 1742, „es spielen die sächsischen Komödianten alle Tage . . . sehenswürdige Haupt- und Staatsaktionen“. Hierdurch wird es sehr wahrscheinlich, daß die Neuberin wirklich im November 1742 in Frankfurt war und den Hermann gespielt hat. Freilich macht die gelehrte Kennerin der Frankfurter Theatergeschichte, Frau C. Menzel daselbst, mit Recht darauf aufmerksam, daß im städtischen Rechnungsbuch, wo alle Prinzipale mit ihren Standgeldern eingetragen sind, von der Neuberin im Jahre 1742 nichts zu finden ist und daß die Neuberin schwerlich Haupt- und Staatsaktionen anzeigen würde; aber andererseits scheint mir die Annahme, daß Frau Rat sich in den Jahren geirrt und die von Frau Menzel (Geschichte d. Frankf. Theaters S. 212) für 1748 nachgewiesene Aufführung des Hermann von der Schuch'schen Gesellschaft gemeint habe, wenig annehmbar. Ob man ein Drama im 11. oder 17. Lebensjahr gesehen hat, darin wird man sich niemals irren. Auch ein Druckfehler liegt, wie der Herr Besitzer der Briefe, Georg Restner in Dresden, versichert, nicht vor. — Ueber die Aufführungen s. Belli VI S. 9, 29, 55, 72, 92.
- §. 168. Briefe an Klinger s. Kieger „Klinger S. 383“. — Stedenpferd s. Br. an Unzelmann vom 27. Mai 1788. — Seyler'sche Truppe vgl. Menzel: Geschichte des Frankfurter Theaters S. 342. — Briefe von Schiller s. Archiv f. L. III 277 ff.
- §. 169. Wagner vgl. Br. an Großmann vom 9. Dezember 1777 und 7. März 1779. — Emilia Galotti s. Menzel a. a. O. 350. — Götz von Clavigo s. Menzel 370. — Großmann und Hellmut s. Menzel a. a. O. 390 u. 529.
- §. 170. bleibendes Heim u. s. w. s. v. Oden: das erste Städtische Theater in Frankfurt a. Main 1872 S. 30. — damit sie das Kind s. Br. vom 19. Dezember 1777. — Hamlet s. Belli VI 138 u. 148. — Die günstige s. Br. vom 19. Februar 1779.

- §. 171. Es wurde f. Br. vom 16. November 1780, Archiv III. — Einfluß f. Br. vom 10. Juli 1781. — „Die Böhmishe Truppe“ f. Br. an Großmann vom 10. Juli 1781.
- §. 172. „Der liebe Gott“ f. Br. an Großmann vom 4. Februar 1781. — So gut Wein und Früchte f. A. A. S. 79. — und gestattete f. Menzel 270.
- §. 173. Böhmischen Truppe f. Br. vom 9. Juli 1785. — Nochmals f. Br. an Großmann vom 19. Mai 1780.
- §. 174. Lieblingsdramen der Frau Kat vgl. A. A. S. 145 Anm. — Das dort noch nicht nachgewiesene Lustspiel „Die Schwiegermütter“ ist von Brandes f. Menzel V 523. — von Knigge f. Br. an Unzelmann Dorow S. 267. — Frau Kat widmete f. Menzel, Schillers Dramen auf der Frankfurter Bühne S. 251 und Frankfurter Kleine Chronik 1887 vom 27. November S. 4 und vom 4. Dez. S. 5 flg. — Am 3. September f. Maria Belli VII 9. — Heinrich IV. f. Menzel, Schiller S. 269. — Clavigo f. Menzel, Geschichte u. f. w. S. 523. — Den ganzen Winter f. A. A. S. 95. — Clavigo nicht gespielt f. Menzel, Schiller S. 269.
- §. 175. Ferrari f. Menzel a. a. D. — Fiala f. Br. an Großmann vom 27. April 1793. — Stegmann f. Keil S. 237. — Beck und Bösenberg f. Menzel S. 267. — Goldoni f. A. A. S. 111. — Alles verlangt f. Br. an Stein vom ersten Ostertag 1784 und Menzel, Schiller S. 299. — Kabale und Liebe f. Menzel S. 285. — Brand im Theater f. Belli VII 9 Anm.
- §. 176. Den 16. April f. Br. an Stein vom 16. Mai 1785. — erste Auf-
führung des Götz f. Menzel S. 376 u. 523. — Der 8. Mai f. Br. an Stein vom 25. Mai 1786.
- §. 177. Eine Kritik f. Braun, Goethe I 409. — Zur Anmerkung f. Menzel, Frank-
furter Chronik 1887 Nr. 22 S. 4. — Die unerwartete f. Br. vom
24. April 1789.
- §. 179. Regisseur Koch f. Menzel Frankfurter Chronik 1887 Nr. 22 S. 4. —
Figaro f. Menzel a. a. D. S. 23.
- §. 180. glücklichste Zeit f. Br. an Unzelmann bei Dorow S. 163. — Wie er-
gözte ich f. Dorow 166. — Tyrannenblut f. Br. an Unzelmann S. 148.
— besondern Stuhl f. ebenda 160. — die alten Herren ebenda
S. 161. — Dose f. Br. ebenda S. 148. — Der freudige f. ebenda
1 60. — pekuniäre Lage f. ebenda 189. — „Grundstein der Größe“
f. ebenda 151. — „Meine Meinung“ u. f. w. f. ebenda 147. — 5. April
f. Menzel, Schillers Dramen S. 245 gegen Minor, Schiller I 409.
- §. 181. Franz von Moor u. f. w. f. Braun, Schiller I 222. — Rivalität Kochs
f. v. Oven a. a. D. 32. — Schulden f. Dorow S. 137. — Dennoch
kam Unzelmann f. Br. an Unzelmann 188. — Graf Spaur f. Br. an
Unzelmann 143. — Dalberg f. ebenda 143.
- §. 182. „Den Tag Ihrer f. Br. an Unzelmann 140. — „So ist denn be-
schlossen“ f. ebenda 142. — Die darauf folgenden Citate stehen bei Dorow
S. 143, 147, 150.

- ©. 183. Die Citate stehen bei Dorow ©. 157, 153, 152, 145 fig., 159, 151, 154, 156. — Baruch f. von Dven a. a. D. ©. 31.
- ©. 184. haßt sie f. ebenda 159 u. 167. — „Was ist dann“ f. ebenda 170. — „Meisterstreich“ f. ebenda 174. — Mantel f. ebenda 171. — fort von Berlin f. ebenda 171.
- ©. 185. Die Citate stehen bei Dorow a. a. D. ©. 176, 183, 185.
- ©. 186. „Einsam“ u. f. w. f. A. A. ©. 94. — Ich befinde mich f. A. A. ©. 99. — Undank f. A. A. ©. 109
- ©. 187. März 1783 f. A. A. ©. 99, 41 fig. — „die Ruhe und Stille“ f. Br. an Stein vom 10. Dezember 1785. — Wir haben f. Br. an Stein vom 10. Dezember 1785. — König Saul f. A. A. ©. 95. — vier Stedenpferde f. Br. an Stein vom 20. Dezember 1790, also einige Jahre später.
- ©. 188. musikalisches Talent f. Br. 153, 2 u. 109, 22. — Der Violinschlüssel, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufkam, ist ihr bei ihrem Klavierunterricht noch nicht gelehrt worden, vgl. Br. vom 17. Januar 1795, der oben im Text gleich darauf citirt ist. — Opferfest f. Belli III 93, Br. ©. 381. — „es wird ihm“ f. Br. ©. 217, 22. — „Die Romanzen“ f. Br. 71, 25. — Kranz f. Br. ©. 190, 31. — Lied aus dem Faust f. Schüp, Goethes Philosophie VII 5. — „und da jubeln“ f. Br. an Stein vom 10. Dezember 1785. — unterstützte die Schwester f. J.-B. I 263.
- ©. 189. große Gesellschaft f. Dorow a. a. D. 134. — Wasserstot f. Br. an Stein vom 20. Oktober 1785 u. A. A. 106 fig. — Gedicht f. Keil ©. 209. — ernstlich krank f. A. A. 113 Br. an Stein Ausg. von Ebers u. Kahler ©. 85; 96. — „Meine Situation“ f. Merck II 274 u. III 276.
- ©. 190. Karl August f. Zimmermann, Merck ©. 545. — die quälende Angit vgl. Feidenheimer in Haupt's Zeitschrift 22 ©. 438 fig.; f. auch über Merck Dünkers Aufsätze in der Allg. Zeitung vom 23. bis 27. Juni 1891.
- ©. 191. Grüße aus Weimar f. A. A. ©. 92. — Brief der Herzogin f. A. A. ©. 154. — Antwort f. A. A. ©. 94. — ich zitterte f. A. A. ©. 97. — Sie weiß das f. A. A. ©. 99, 25 fig.
- ©. 192. „Das Bild“ u. f. w. f. A. A. ©. 157. — „Nie soll“ u. f. w. f. A. A. ©. 105, 5. — Wunsch noch einmal f. A. A. ©. 109, 31. — „denn damit Thro“ f. A. A. ©. 112. — Besuch 1784 f. Br. an Stein vom 23. Dezember 1784.
- ©. 193. Besuch 1787 f. A. A. ©. 159 u. an Stein ©. 117. — „die sichere Erfahrung“ f. Keil ©. 261. — 1786 ein Schreiben f. A. A. ©. 112 fig. — zustimmende Antwort f. A. A. ©. 114. — Der Todesfall u. f. w. f. Br. ©. 306.
- ©. 194. Ich bin viel glücklicher f. Br. an Stein vom 23. Dezember 1784. — An Karl August f. Br. vom 26. Dezember 1784 und an Knebel f. Br. vom 6. Januar 1785. — Aeußerung über Goethe f. Goethes Gespräche Bd. VIII ©. 102. — Tagebuch f. Vor hundert Jahren: Elise von der

- Nedes Reizen durch Deutschland 1784—86 nach dem Tagebuch ihrer Begleiterin Sophie Becker (Coll. Spemann) S. 165.
- §. 195. Bürger und Reichardt f. Br. an Stein vom 25. Mai 1786. — Herzogin von Württemberg f. Br. an Lavater vom 18. Juni 1786. — Der Brief an Lavater (1795) ist abgedruckt im Neujahrsblatt der Züricher Stadtbibliothek 1888 S. 55.
- §. 196. „So geht's einem“ f. Br. an Lavater vom 5. Januar 1783. — Knigge f. Br. in „Aus einer alten Kiste“ (Leipzig 1853) S. 42. — „dramaturgische Blätter“ f. Br. an Großmann vom 24. April 1789 — an Keßner f. Br. vom 24. Oktober 1787.
- §. 197. Goethe antwortete f. Br. vom 10. November 1788. — Antwort der Patin in Keßners Buch Goethe und Werther S. 275. — Besuch Schloßers ebenda 273. — Tod des Kaisers f. Br. an Stein vom 1. März 1790.
- §. 198. Frau Rat hoffte f. Br. an Stein vom 22. April 1790. — Eine Berechnung f. Br. an Stein vom 12. Juni 1790.
- §. 199. Bruder Georg. Seine vielfach bezweifelte Anwesenheit ist bewiesen durch Br. 296, 16 fg. — Noch in späteren Jahren (1822) f. Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Berlin 1834, III S. 69.
- §. 200 Versuch der Hofdame vgl. Pfau, Königin Luise S. 59 und Palmann, das Goethehaus S. 11 fg. — „Denn ich hätte“ f. Bettina S. 117. — Von dem fröhlichen f. Br. S. 296, 10—297, 3. — guten Pfanneku Br. S. 179. — „erkannt wird“ f. Bettina a. a. D. 166.
- §. 201. Eine andere hübsche u. f. w. f. Rahel a. a. D. III 70.
- §. 202. Wie drollig u. f. w. f. Rahel a. a. D. III 69. — Glück im nächsten Jahr f. Br. S. 34, 9.
- §. 203. „Mir ist eine Ehre“ f. Br. S. 179, 3 fg.
- §. 204. Antwortschreiben f. Keil Nr. 139.
- §. 205. Hausuhr f. J.-B. I S. 447. — Gedicht f. Nationall. III, II S. 95 u. III, I S. 129. — Cumberland f. Briefe an Zelter III S. 94, 123, IV 301, Eckermann I S. 103.
- §. 206. Goethes Blitz f. Br. an Großmann vom 19. Februar 1779. — Wein-ernte f. A. A. S. 104. — „Tausend Dank“ f. Br. an Frau v. Stein, herausg. von Schöll II S. 164. — Besuch unterlassen ebenda II S. 222. — Antwort f. Br. an Friz v. Stein S. 115 vom 14. November 1785. Der dort nicht abgedruckte Anfang des Briefes lautet: „Gnädige Frau Theureste Freundin! Ich habe die Antwort auf dero zwey mir so lieben Briefe so lang aufgeschoben, biß ich von der mir aufgetragenen Commission zuverlässigen Bericht abzustatten im stande war. Die ohrgehenge habe von vier Subskriben und einem Juden schätzen lassen. Der Jude bietet das meiste nemlich 60 Carolin — Zu dem Preis wie sie bey Ihnen sind geschickt worden, kann ich sie hier nicht anbringen — Die Spizen noch weniger — ich habe noch nicht einmahl ein Anbot drauf bekommen — Die ursach ist leicht zu errathen. Leute die reich sind kaufen so was neu — geringeren ist's zu kostbar. — über dasselbe erwarte dero gefällige Rückantwort.“

- (Das Uebrige wie bei Ebers und Kahlerl S. 115.) Vor dem letzten Satz „. . . womit ich die Ehre habe . . .“ steht noch: „Ich erwarte mit nächsten von Ihnen neue Verhaltungs Befehle und erbiere meine Dienste vor jezt und in Zukunft.“ Der Brief ist im Besitz des Herrn K. Brodthaus in Leipzig, der den Abdruck gütligst gestattete.
- §. 207. Juwelen und Spitzen f. Br. an Frau v. Stein II 313. — sich bedankt f. Br. vom 9. Jan. 1787. — große Freude f. Brief an Frau v. Stein II 357. — „Du hast meine“ f. Br. an Frau v. Stein vom 8. Juni 1789. — eigene Angaben f. die schon oft citierte Ausgabe von Ebers u. Kahlerl, Einleitung, und Br. an Frau v. Stein II 550.
- §. 208. Oktober 1783 f. a. a. D. II 140 und Juni f. ebenda II 189. — Vorklage f. Br. an Friz v. Stein Nr. 1 vom 9. Jan. 1784. — der zweite Brief vom 12. Februar 1784.
- §. 209. Die kleinste Begebenheit f. Br. an Friz v. Stein S. 78. — „Das Reisen war“ ebenda S. 82. — „Bravo, lieber Sohn“ ebenda S. 83. — „Hier schick ich“ ebenda S. 83, Keil S. 225.
- §. 210. „Mein lieber Cherubim“ f. Br. an Friz v. Stein S. 91. — „Fröhlichkeit ist die“ ebenda S. 95. — Figaros Hochzeit von Beaumarchais. Die von Dünker S. 502 und Erich Schmidt in den Charakteristiken ausgesprochene Meinung, daß es sich hier um eine Mozartsche Melodie handle, die ja bei der großen Vorliebe der Frau Kat für Mozart viel Wahrscheinliches hat, widerlegt sich dadurch, daß Mozarts Figaro am 1. Mai 1781 (in Wien) zum ersten Male aufgeführt worden ist und in Frankfurt erst am 11. Oktober 1788 (f. Menzel kleine Frk. Chronik 1887 Nr. 23 S. 4). Es handelt sich um das Lustspiel von Beaumarchais. Auf meine Anfrage erhielt ich durch Frau Elisabeth Menzel die Nachricht, daß wirklich während der Anwesenheit Steins, nämlich am 22. September 1785 — f. Nr. 149 des Frankfurter Staats-Ristretto und den Theaterkalender 1786, S. 255 —, Figaros Hochzeit von Beaumarchais aufgeführt worden ist. Die erste Aufführung fand am 4. Mai desselben Jahres statt. Die Besetzung erfahren wir durch den Theaterzettel, dessen Abdruck mit Erlaubnis seiner Besitzerin, Frau E. Menzel in Frankfurt, auf S. 361 folgt.
- §. 210. Ein lustiges Leben f. auch Br. an Frau v. Stein vom 22. Septbr. 1785. Zeile 7. — Ich schreibe mit Dünker Page für Pathe, wie in dem Abdruck der Briefe steht. Die oben gegebene Uebersetzung stammt aus dem Jahre 1865 und ist von Dingelstedt, f. Bettelheim Beaumarchais S. 483.
- §. 211. Am 3. Oktober f. Br. Goethes an die Mutter und an Frau v. Stein vom 3. Oktober 1785. — „Fritz ist gar gut“ f. Br. an Frau v. Stein II 274. — „Fritz im Auftrage“ vgl. Br. 353, 21 (17. November 1786). — „Wissen Sie denn“ f. Br. an Friz v. Stein S. 98. — Schon im Beginn f. Br. an Stein S. 102.
- §. 212. An die Herzogin f. A. A. S. 84, 26. — Palais u. f. w. f. A. A. S. 155. — infames Klima f. Br. S. 3, 23.
- §. 213. „ein anmutiges Alter“ f. Br. an die Mutter vom 7. Dezember 1783. —

Mit gnädigster Bewilligung
Eines Hochoblen und Hochweisen Magistrats
der Kaiserl. Freyen Reichs-Wahl und Handels-Stadt
Frankfurt am Mayn
wird heute Mittwoch den 4. Mai 1785
von der Großmännlichen Schauspieler-Gesellschaft

Der lustige Tag

oder

Figaros Hochzeit

Ein Lust-Spiel in fünf Aufzügen; von Baron von Beaumarchais

Graf Almadiva, oberster Landrichter von Andalusien	Herr Schmidt.
Die Gräfin, dessen Gemahlin	Madame Nuth.
Figaro, Kammerdiener des Grafen und Kastellan	Herr Unzelmann.
Susanne, erste Kammerjungfer der Gräfinn	Demois. Großmann.
Marzeline, Beschliefferin	Madame Fiala.
Antonio, Gärtner im Schlosse	Herr Nuth.
Hannchen, seine Tochter	Lotte Großmann.
Cherubin, erster Page des Grafen	Demois. Bösenberg.
Bartholo, ein Medicus aus Sevilien	Herr Bösenberg.
Basil, Klaviermeister der Gräfin	Herr Lippert.
Don Gusmann Gänsetopf, Amtsrichter	Herr Stegmann.
Nefas, Gerichtschreiber	Herr Wolshowsky.
Ein Gerichtsdiener	Herr Großmann.
Sonnenkramer, ein junger Hirt	Herr Sommer.
Eine junge Hirtinn	Demois. Schroth.
Bedrill, Biqueur des Grafen	Herr Diezel.

Bediente. Bauern. Bäuerinnen.

Neun und Siebenzigste Vorstellung im Abonnement.

Es wird jedermann erjuchtet, niemanden auf meinen Namen
das mindeste zu borgen.

Der Anfang ist um 6 Uhr.

Die Person zahlt in den Logen des ersten zweiten und dritten Ranges,
und im Parkett 1 Gulden. Eine ganze Loge zu 8 Gulden. Im Parterre
die Person 9 Bagen. In der Gallerie 6 Bagen. Auf dem letzten Platz
12 Kreuzer.

Wer vorher Billets verlangt, beliebe solche bey mir abholen zu lassen,
können aber nicht länger als denselben Tag gültig sein.

Großmann.

- Eckermann f. Gespräche Goethes mit Eckermann, herausg. von Dünker II S. 43. — mit den neun Musen f. A. A. S. 99. — Elpenor f. A. A. S. 101. — Wilhelm Meister f. Br. an Knebel vom Mai 1783. — Sie selbst schreibt f. A. A. S. 154.
- §. 215. „Ich für meine Person“ f. Br. an Stein vom 9. März 1787. — „Ein Hungriger“ f. Br. an Stein vom 22. Februar 1788.
- §. 216. der Mutter zu schicken f. Br. vom 25. Jan. 1787. — eine Reihe von Briefen f. die Postsendungen: 13. Januar, 27. Oktober, 29. Dezember 1787, 15. März und 20. April 1788. — „Stellen Sie sich vor“ f. Br. an Stein vom 1. Juni 1787. — Absicht bei der Mutter f. Br. an Karl August vom 7. Febr. 1787 und vom 27. Mai 1787 und an Stein S. 102. — an die Mutter voraus f. Br. an Bogti vom 26. Januar 1788. — die Worte f. Brief an Fritz v. Stein vom 4. Juli 1788.
- §. 217. erzählt er heiläufig f. Campagne in Frankreich 28. Oktober 1792. — starb der Oheim Goethes. Belli VIII 22 lebt den 21. September als Begräbnistag an f. Campagne in Frankreich am 28. Oktober 1792. — unter Verhältnissen f. Br. vom 4. Dezember 1792. — keine Feder f. Forsters Briefwechsel II S. 324, Br. Forsters an Heyne vom 20. Nov. 1792. — endgültige Antwort f. Keil Nr. 109 und Tagebuch vom 26. Dezember „Frankfurt, Mutter mit dem ostenüblichen Brief“.
- §. 218. Die Angaben über die KriegslLeistungen sind entnommen dem Werte von von Dven „KriegslLeistungen der Stadt Frankfurt“, aus den Mitteilungen des Vereins für Geschichte Frankfurts II Nr. 2 1871 S. 355 fig.
- §. 220. Die Citate stehen Br. S. 10, 16, 9, 27, 13, 8—18, 15, 11, 20, 14 fig.
- §. 221. Die Citate stehen Br. S. 24, 26, 32, 23, 38, 21.
- §. 222. Citat f. Br. S. 41, 7. — Annalen f. Hempelsche Ausg. S. 18, 37, 20.
- §. 223. Citate f. Br. S. 45, 9, 47, 8, 59, 9, 68, 20.
- §. 224. Citate f. Br. S. 72, 19, 76, 10, 88, 22 fig. 93, 8.
- §. 225. Citate f. Br. S. 90, 10 fig. 90, 16, 91, 10, 99, 11.
- §. 226. Citat f. Br. S. 101, 26 fig. — an Schiller f. Br. vom 23. Juli 1796. — Schillers Antwort f. Br. vom 28. Juli 1796. — Annalen f. Ausg. Hempels S. 41.
- §. 229. Das alte Haus f. Brief S. 108. — Der Schaden f. v. Dven S. 357. — Pfarrer Stark u. f. w. f. Br. 119, 15 fig.
- §. 230. Wirklichkeit f. v. Dven a. a. D. 356. — Unsere Lage f. Br. 109, 11. — 8. September f. Goethes Tagebuch und 11. September. — nochmals 3 031 608 Frck. f. v. Dven a. a. D. S. 356. — Es war Mittagß f. Br. 128, 9 fig.
- §. 231. Gott hat wohl f. Br. S. 130, 4 fig.
- §. 232. wegen Sympathie f. v. Dven 357. — Da kam f. Br. 196, 21 fig. 210, 8, 216, 11 fig. — Bald sind es f. Br. 297, 20, 306, 8, 299, 20, 326, 14, 331, 12, 334, 20.
- §. 233. Mir geht es f. Br. 326, 22 fig. — kleine Zimmer f. Belli IX 97. — ihr Gaudium f. Br. 142, 8. — Müßens halter f. Br. 148, 22.

- S. 234. Rheinufer f. Br. 152, 18 u. 155, 19. — Vor ohngefähr f. Br. 287, 15 fig.
 — Mir ist f. Br. 295, 15 fig. — deutsche Mutter f. z. B. Br. 33, 20.
- S. 235. Römischen Carneval f. Br. 57, 3. — Sie sind f. Br. S. 156, 25 fig.
 u. 223, 15. — Wolfgang's Eugenie f. Br. S. 335.
- S. 236. Die Citate stehen Br. S. 227, 26 fig. 309, 14, 337, 27. 233, 11. — Steuern
 f. v. Oven a. a. D.
- S. 237. das schöne Lob und Senator Hepler f. Br. Anmerk. S. 385. — April
 1800 f. Br. S. 190, 12. — Den 18. April f. Br. S. 112, 12 fig.
- S. 238. Brief des Erbprinzen f. Keil S. 358 fig. u. Br. Anm. S. 583. — Der Primas
 f. Br. S. 296, 2. 303, 20. — Juden f. Br. S. 336, 25—337, 16, f. auch
 Geiger: Goethe und die Juden S. 226. — Alle sind f. Br. S. 347, 8 fig.
- S. 239. Gräfin Fsenburg f. Br. an Stein S. 113, an die Entleins 1. Mai 1791.
 — „All der Bücher“ f. Annalen (S.) 53. — Makler f. Br. S. 302, 18.
- S. 240. „Was macht du“ f. Br. S. 49, 9. — 18. August f. Br. Anm. S. 368. —
 — Weine f. Br. 35 u. Anm. u. S. 52. — vor 40 Jahren f. Br. S. 77, 2.
- S. 241. Citate f. Br. S. 27, 23 fig. 55, 11. 61, 6. — Annalen f. Hempel'sche Ausg.
 Nr. 54.
- S. 242. Citate f. Br. S. 80, 27 fig. 82, 4 fig.
- S. 243. Citate f. Br. 373. — beschrieben f. Br. 87, 17 fig. u. 88, 7 fig. — Gottes=
 pfennig f. Br. S. 372. — Schmidt f. Br. S. 310, 21. 28, 22 u. a. m. —
 Dankbarkeit f. Br. S. 262, 8. 312, 15. — Familien f. Br. S. 80, 22.
 — Lector und Schuler f. Tagebuch Goethes vom Anfang August 1797.
- S. 244. Frau Melber f. Z.-B. I S. 263 fig. und Br. 208, 16. — Dr. Melber
 f. Z.-B. I 265. — Anna Maria f. Br. S. 70, 25. — Schloffer f. Br.
 S. 78, 8. — Esther Jugendfreundin f. D. u. W. IV 236 fig. und
 Creizenach Goethe und Marianne Willemer 23 und Br. 348, 19. 85, 20.
 25, 16. 28, 8. 321, 2. 164, 12. 57, 20. 108, 17. 177, 6.
- S. 245. Citate f. Br. 122, 5. 323, 25. — freundliche Aufnahme f. Creizenach
 a. a. D. S. 23. — Ihre Sorge f. Br. vom 17. April 1807 bei Strehlke
 unter Stod S. 307. — Schöpfen hießen die Ratsherren der ersten Bank,
 Senatoren die der zweiten Bank, die der dritten führten den Titel Rat. —
 Fleischbein, Fingerlins u. f. w. f. Br., Register. — Krespel f. Br.
 S. 103, 7 fig. — Moors f. Br. 260, 2. 228, 19.
- S. 246. Kiese f. Strehlke: Goethes Briefe II 97. — Gerning f. Br. S. 29, 12 fig.
 u. 30. 320, 51 und Bettina S. 86. — die Freundinnen feiern f. Keil
 Nr. 117.
- S. 247. Das war wieder f. Br. S. 71, 18 fig. — In Leipzig f. Briefe an die
 Schwester f. Br. vom 27. September und 12. October 1766.
- S. 248. heiratet Elise f. Br. S. 368. — sich lustig macht f. Br. S. 39, 7. fig.
 41, 22. 92, 25. — Gestern warst f. Br. S. 95, 6 fig. — gestern speiste
 f. Br. S. 176, 4 fig. — ein so schönes Lob f. D. u. W. II 110, 338.
- S. 249. Citate f. Br. 111, 13 fig. 114, 5 fig. 122. 257, 13. 99, 19. 100, 4.
- S. 250. Die Verse stehen bei Keil S. 225; die Citate f. Br. S. 203, 1 fig. 202, 27.
 236, 26 fig. 239, 11 fig. 218, 10. 121, 14. 123, 12.

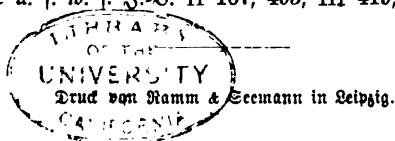
- §. 251. Citat f. Br. §. 238, 26. — Worte an Schloffer f. Nicolovius: Georg Schloffer 1844 §. 227 u. 225.
- §. 252. Schloffer war f. Br. §. 102, 24 ffg. — Syndikus f. Br. §. 166, 20. — Heut vor 14 Tagen f. Br. §. 182, 5.
- §. 254. „Da wurden Häuser“ u. f. w. f. Br. an die Fahlmer §. 138. — Die Stellen sind sämtlich aus den Briefen an die lieben Enteleins gedruckt zum 13. Februar 1855.
- §. 255. Hochzeit f. Annalen (H.) Nr. 120.
- §. 256. Urgroßmutter f. Br. 94, 15 und den obigen Brief.
- §. 258. „Gestern als unser“ f. A. Nicolovius: Denkschrift auf G. H. A. Nicolovius §. 120 ffg.
- §. 259. Das Haupt unserer großen Familie vgl. Aßing Sophie La Roche §. 341. — Luise aber f. Br. §. 321, 23. — Stammbuch und Brief Henriettens f. Goethes Brief an die Fahlmer Anhang. — verunglückte Verlobung f. Br. §. 318.
- §. 260. Hasenclever f. Br. an die Fahlmer §. 14. — starb 1807 f. Br. §. 309, 1 ffg. — Jacobi f. J.-B. I 363. — Ähnlichkeit mit Lotte f. Br. §. 200, 12. — Kestner f. Br. §. 260 u. 393.
- §. 262. Hardenberg f. D. u. B. II 314, Kestner: Goethe und Berthier §. 50 ffg. — Minister u. f. w. f. Br. §. 70, 28. — Chladni f. Br. §. 244, 9 und Annalen (H.) f. Register. — Robinson f. Crabb Robinson: Diary, Reminiscences and correspondences 1869 §. 122 ffg. und Einleitung.
- §. 263. catechisieren f. A. N. §. 92. — die schöne Kunst f. Einleitung zu Diary u. f. w. XVII.
- §. 264. Reporterthätigkeit f. Br. an Schiller und Annalen 1804 u. Gespräche Goethes §. VIII 275.
- §. 265. Constant fälschlicherweise f. Blennerhassett Madame de Staël III 220 u. 214. — Bettina während der Anwesenheit der Staël nicht in Frankfurt. Das ergibt sich aus Br. §. 346, 26 ffg. vom 1. Juli 1808: „Deinen lieben freundlichen Brief an Bettina habe ihr noch nicht können zustellen. Sie fährt wie ein Irrwisch bald im Rheingau — bald anders woherum, so bald sie kommt, soll ihr dieses Glück werden.“ Der Brief Goethes ist vom 22. Juni datiert (f. Tagebuch). Bettina war also vom 25. Juni bis 1. Juli bestimmt nicht in Frankfurt. Der Besuch der Madame de Staël fällt in das Ende des Juni (f. Blennerhassett III 214). — Bericht Bettinas f. Bettina §. 185—187.
- §. 267. Humboldt f. Br. §. 329, 25. — Kraus f. Br. §. 164, 3 u. 162, 20. — Martgräfin f. Br. §. 249, 16. — Göchhausen f. Br. §. 336, 15.
- §. 268. schidte durch die Mutter f. Br. §. 7, 13 u. 8, 15. — Dank f. Br. §. 207, 7. — Herzogin Luise f. Br. §. 15, 1 ffg.
- §. 269. Erbprinz f. Br. §. 229, 26. — Wie freut sich f. Br. §. 277, 2. — Prinz August von Sachsen-Gotha f. Keil Nr. 112. — Taschenbuch 1804 f. Br. §. 253, 16. — Zu den drei Namen f. Br. §. 273, 10 ffg.

- S. 270. Christkindlein f. Br. S. 10, 12. — Empfehle mich f. Br. S. 116, 8. —
 Witwe Schillers f. J.-B. VIII 41. — Frommann f. Efermann I 32
 u. Br. S. 294, 24.
- S. 272. Seite 271—276 sind — abgesehen von Zusätzen (274 unten u. 275) — ent-
 nommen meinem Aufsatz in Westermanns Monatsheften „Frau Christiane
 v. Goethe“, Märzheft 1891, S. 811 flg.
- S. 274. Modesachen f. Br. S. 194, 17. — Stod f. Br. an Frau Stod. — Kleider
 f. Br. S. 301, 25. u. 272, 25. — Oktober f. B. S. 220, 20.
- S. 275. denn da ich f. Br. S. 221, 9 flg. — blau f. Br. S. 303, 8. — Daß die
 Schurken f. Br. S. 255, 13 u. 272, 20. — „Legen Sie“ f. Br. S. 219, 11.
- S. 277. Brief vom Juli f. Br. S. 165. — Das war gestern f. Br. S. 277, 10 flg.
- S. 279. Stocks u. f. w. f. Br. S. 279 flg. — ebenda die hier citierten Stellen. —
 Stammbuch f. Br. S. 287 flg. und den Aufsatz von W. Vulpius in der
 Deutschen Rundschau 1891 Juli und August. Die citierten Stellen sind
 daraus entnommen.
- S. 281. Goethe dankt f. Br. vom 6. Mai 1805 Keil Nr. 138.
- S. 282. Liescheu f. Br. S. 284, 3 und das Register. — 1846 f. Dünker, Frauen=
 bilder. — Ueber August f. Briefe Goethes und Christianens an ihn und die
 Anmerkungen J.-B. X u. Br. S. 339, 4 flg. u. 340.
- S. 283. Fest f. Br. 341. — Im Jahre 1830 f. Efermann III 200. — Goethe
 ließ durch Bettina f. Br. G. an La Roche herausg. von Voepel S. 170.
- S. 284. August in Heidelberg f. J.-B. X und Anmerkung zu den Briefen an August.
 — Ihre Mutter f. J.-B. V 51. — 8. März 1793 f. Tagebuch. —
 Antworten f. Br. S. 16.
- S. 285. Aus dritter Hand. Die Briefstelle ist aus einem Briefe der Frau Rat an
 Frau Schloffer geb. Fahlmer vom Juni 1793, mitgeteilt von Helene Jakobi
 an Frau La Roche am 28. Juni 1793, abgedruckt in Jakobis Nachlaß II
 166. — Karl August f. Dünker, Goethe und Karl August.
- S. 286. Ueber den Aufenthalt in Frankfurt und die Reise überhaupt berichtet aus=
 führlich das Tagebuch vom August 1797.
- S. 287. Die Mutter hatte nach einem Br. an Karl August vom 6. Juni 1797,
 abgedruckt in Goethes Briefen an Voigt 1868 S. 556 (Mitteilung Dünkers).
 — Daß Du f. Br. S. 143, 24. — Brief an Christiane f. Br. Goethes 380.
- S. 288. Mademoiselle f. Br. 169, 13. — „Ach was ist“ f. Br. 205, 22 flg. —
 von Goethes Hand f. Keil Nr. 126.
- S. 289. Dein wieder u. f. w. f. Br. 207, 20. — Gedicht f. Keil Nr. 127. —
 Ich habe tausendmal f. Briefe der Unzelmann-Bethmann abgedruckt im
 Oktoberheft (1890) der „Deutschen Dichtung“.
- S. 290. Angebinde f. Br. S. 275, 16 flg. — Rettung f. Br. S. 298, 16. — Ge=
 schenke f. Br. S. 387. — Daß der Schurke f. Br. S. 255, 12.
- S. 291. Citate aus der Jugendgeschichte f. Br. an Großmann S. 117 Nr. 6.
 — Aus Faust f. Br. S. 20, 4; 50, 3; 287, 12; 240, 24 aus dem Register
 bei Euphan. — „Natürlichen Tochter“ f. Br. S. 251, 17; 335, 246. —
 Paläophron f. Br. S. 209, 14. — Walpurgisnacht f. Br. S. 325, 15.

- Benvenuto j. Br. S. 267, 23. — Reinecke j. 56, 22. — Auf dein Werk j. Br. S. 133, 6.
- §. 292. aufbewahrt u. j. w. j. Ballmann, Das Goethehaus S. 28. — Es wird nur j. Br. S. 142, 24. — Das Werk j. Br. S. 177, 3. — Wilhelm Meister j. Br. S. 71, 15 ffg. und Kritik der Mutter erwähnt in den Annalen (S.) 29, 1795.
- §. 293. sehnjüchtige Fragen j. Br. S. 73, 3. 75, 4. 85, 19. 89, 16. 91, 17. — Der vierte Band j. Br. S. 118, 5. 121, 19. — Die Schriften j. Br. S. 305, 20. — Die vier ersten j. Br. S. 346, 1.
- §. 294. Erich Schmidt j. seine Charakteristiken. — Daß das Buchstabieren j. Br. S. 311, 22. — Merck erzählte j. Br. S. 3, 13. — Den 3. Jenner j. Br. S. 39, 13. — Ein junger Mensch j. Br. S. 284, 23.
- §. 295. Mähnin j. Br. S. 48, 2. — Meine Gabe j. Br. S. 325, 2.
- §. 296. erhalten hat j. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes 1891, Bd. II. — Ohne ein Prieschen j. Br. S. 311. — Fortunatus j. Br. S. 310, 25. — Mein Leben j. Br. S. 354, 10.
- §. 297. Ich werde j. Br. S. 238, 25. — Diese Messe j. Br. S. 324, 5. — August j. Br. S. 348, 2.
- §. 298. Am köstlichsten j. N. N. 105, 4.
- §. 299. Agnes von Lilien j. 154, 20. — Leben der Königin j. Br. an Unzelmann S. 188.
- §. 300. Ich wohne j. N. N. Nr. 42. — Schiller j. Br. S. 335, 8. — 19. November j. Menzel, Schillers Jugenddramen auf der Frankfurter Bühne S. 245. — Ich wünschte sehr j. Br. an Stein Ostern 1784. — Fiesco j. Menzel a. a. D. 299. — den ich liebe j. Br. S. 178, 9. — Von den Aufführungen j. Br. S. 272, 10. 221. 253.
- §. 301. Tell j. Br. S. 272. — Grüße Schiller j. Br. S. 259. — Henriette Schloffer j. Goethes Br. an die Fahlmer Anhang. — Iffland und Kopebue j. das Register der Suphanschen Ausgabe.
- §. 302. Ich weiß nicht j. Br. S. 226, 6. — Peter Winter j. Br. S. 152, 6. 217, 15. — Neues giebt's j. Br. S. 28, 26 u. 51, 25. — Titus j. Br. 198, 25. — Così fan tutte j. Br. S. 126, 5. — Gänderode j. Br. S. I 260. — angezwelfelt j. Belli III 92 Anmerkung.
- §. 303. Clavigo j. Br. S. 251, 10. 262, 15.
- §. 304. Mahomet j. Br. S. 260, 25. j. Dven a. a. D. S. 116. — weder ihn j. Br. an Zelter vom 30. Juli 1804. — an Frau Rat j. Br. S. 261, 10. 268, 13. 292, 15. 293, 18.
- §. 305. Theater 1792 vgl. v. Dven: Das erste städtische Theater in Frankfurt a. M. im Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. 1852, S. 32 ffg. — Nach Ablauf der Nacht j. v. Dven S. 34 u. 38. — Ich las einjt j. Br. S. 12. — Paesjello j. Ding: Rückblick auf die Geschichte des Frankfurter Theater S. 26. — Willemer j. Br. S. 218.

- S. 306. In demselben Jahr s. Oben a. a. D. S. 43. — Meyer s. Br. S. 251, 22, 253, 11. — Frau Stod s. J.-B. I 360. — Schütz s. Goethes Philosophie VII 3 fig. — die wenigen Stellen s. Br. S. 136, 11. 285, 27. — Frau Anzelmann s. Deutsche Dichtung a. a. D. Am 8. Juli 1803 schrieb ihr Frau Mat ins Stammbuch: Lebe um zu lernen, lerne um zu leben.
- S. 307. Fiala s. Br. S. 74, 11. 671. — Reinhardt s. Br. S. 162, 6. — Caspers s. Br. S. 180, 16.
- S. 308. leitete Schiller s. Annalen (S.) S. 55. — Dank s. Br. S. 188, 23. 190, 28. — Bulla s. Br. S. 168, 3. 242, 23. — An August S. 284, 23. — Der Komödienteufel s. Br. S. 293, 22.
- S. 309. Schon einige Jahre s. Goethes Gespräche I 251 fig. — Tesche s. Br. S. 256, 259, 16. 266, 23. 270. — Umgebung s. Falk: Goethe S. 2.
- S. 310. Theaterkommission s. Dünker, Grenzboten 1891 Nr. 17. — Schrift zur Feier s. Burthardt: Das Repertoire des Weimariſchen Theaters 1791—1817, Hamburg 1891. — Eunike s. Br. S. 136 fig. — Theaterzettel s. Br. S. 265, 6. 152, 7.
- S. 311. Böttcher s. Br. S. 263, 6. — Müllerin s. Br. S. 246, 20. — Loboiska s. Br. S. 146, 16. — Burthardt s. a. a. D. Nr. 508. — Graff und Mayer s. Br. S. 237, 21. 241, 19. 243, 26.
- S. 312. geheimen Kontrakt s. Pasqué, Theaterleitung Goethes II 196. — Demmer s. Br. 51. — Weyrauch s. Br. 67.
- S. 313. der letzte Fremde s. Edermann II 243. — Widerspruch s. Schütz, Goethes Philosophie VII 4.
- S. 314. an Anna Amalia s. A. A. 26, 10—27, 30 u. 28, 16—22.
- S. 315. Besuch 1799 s. Annalen (S.) S. 50. — Nicolovius s. A. Nicolovius Denkschrift auf G. F. L. Nicolovius S. 120.
- S. 316. Goethes Aufzeichnung s. Annalen (S.) S. 19.
- S. 317. Goethes Bericht s. Annalen (S.) S. 50 aber fälschlich in das Jahr 1798 verlegt. — Hilfe aus Lobeda, gemeint ist die Frau des Bürgermeisters Bohl aus Lobeda, Johanna Susanna Bohl geb. Eberhardt, mit der Goethe wiederholt verkehrte, sogar auch korrespondierte vgl. Br. aus Rom vom 18. August 1787. „Ein sittlicher Charakter“ so schildert er sie selbst, häuslich treue Thätigkeit zeichnet sie aus, ein zartes frommes, dichterisches Talent, das ihren Pflichten keineswegs Eintrag that, macht sie bemerkbar“ s. Br. an Frau v. Stein Ausg. v. Schöll II 465. Das dichterische Talent, auf das wohl auch die scherzhaften Bezeichnungen Schillers „Unglück von Lobeda, Unglücksburgmeisterin“ deuten, sollte hier Frau La Roche fesseln. Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, II S. 174, 191 fig., 194 (Spemanns Ausg.).
- S. 318. Sie gehört zu den s. Br. an Schiller vom 24. Juli 1799. — Schattenriffe abgeschiedener Stunden 1799 S. 60 fig. — Ähnliche Beschreibung s. Br. S. 183, 9.
- S. 319. Lieber Sohn s. Br. S. 186, 13. — Deine Mutter u. s. w. s. Bettina S. 110. — bedauerndes Wort s. Br. S. 31, 22.

- S. 320. Die Stellen sind aus der Einleitung zu Brentanos Gödel, Fintel und Gadeleia.
 S. 321. GÜnderode f. II 255.
 S. 322. 1806 begann der Verkehr, zuerst erwähnt im Br. vom Mai 1807, als sie bereits in Weimar gewesen war. — Frau Frommann f. Erich Schmidt in der Rundschau vom Mai 1891 (Rezension). — Annalen f. (S.) 197.
 S. 323. Ich will Dir f. Loeper Br. Goethes an Frau La Roche S. 192 fig.
 S. 324. der eine Brief f. J.-B. I 375. — der zweite vom 13. Juni 1807 in der Sammlung historisch-berühmter Autographen, Stuttgart 1845 Nr. 248.
 S. 325. Folgt die Recension; es ist dieselbe, die Frau Goethe ihrem Sohne zu derselben Zeit sandte, die abgedruckt ist Br. S. 95 fig. u. 375, nur daß sie in dem Briefe an Bettina die drei letzten Zeilen, die ein weniger günstiges Urteil über „andere Teile von Goethes Schriften“ erwähnen, unterdrückt hat.
 S. 326. Antworten f. Br. S. 322, 6. 330, 22. 331, 7. 336, 11.
 S. 327. Die Sehnsucht f. Bettina S. 202. — Ist es doch f. Bettina S. 34. — Hätt' ich f. Bettina S. 336. 338. — Ich kenne ja f. Bettina S. 287.
 S. 328. Ich will dir f. Bettina S. 37. — Daß ich Dich habe f. Königsbuch S. 498. — Wie ich f. Bettina S. 36. — Halte meine Mutter f. Br. S. 19 u. 148. — Damals schickte ich f. Bettina S. 225.
 S. 329. Heute hatte f. Bettina S. 386. — Extrablatt f. Bettina S. 75. — Nach Tisch f. Bettina S. 120.
 S. 330. dämmert f. Br. S. 399. — Hier schneit's f. Br. S. 332 fig.
 S. 331. Da war ich f. Br. S. 339, 26. — innigen Dank f. Br. Goethes an Stod bei Strehle: Goethes Briefe II 307. — Ei schäme dich f. Falk: Goethe aus näherem Umgang 1836 S. 7. — Und die ganze Stadt f. Br. S. 347, 11.
 S. 332. Ausdrückliche Verbot f. Br. S. 400, Br. Schloßers. — Ende August f. Br. S. 400 und Im September f. Bettina S. 373. — Ich habe von der Mutter f. Bettina S. 215.
 S. 333. Schloffer f. J.-B. X 79. — An dem Tage vor ihrem Tode f. Belli IX 79. — Zelter f. Br. Goethes an Zelter III 395. — Jakobi f. Dünker S. 582. — Tischler f. Belli a. a. D. — Bericht von Friß Schloffer f. Br. S. 400.
 S. 334. Henriette f. Goethes Br. an die Fahlmer Anhang. — Schloffer f. J.-B. X 79. — Vulpinus f. J.-B. X 17. — Alles Betrüebende f. Falk: Goethe S. 2, er selbst f. Gespräche VII 311, 379, 91. — Silvie von Ziegefar f. J.-B. III 194. — Unsere gute Mutter f. H. Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius S. 172. — Wie Bettinen f. Br. an die La Roche S. 174 u. 192. — weil er die Mutter f. Br. Goethes an Frau Schloffer 1814, Strehle II 186. — Am 15. September vgl. Belli IX 97.
 S. 335. Friedhöfe u. f. w. f. J.-B. II 167, 495, III 419, IV 376, V 358.



Handwritten scribble or signature in the upper right quadrant.

Handwritten marks or characters in the upper left quadrant.

A single handwritten dot or mark in the lower left quadrant.

